This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

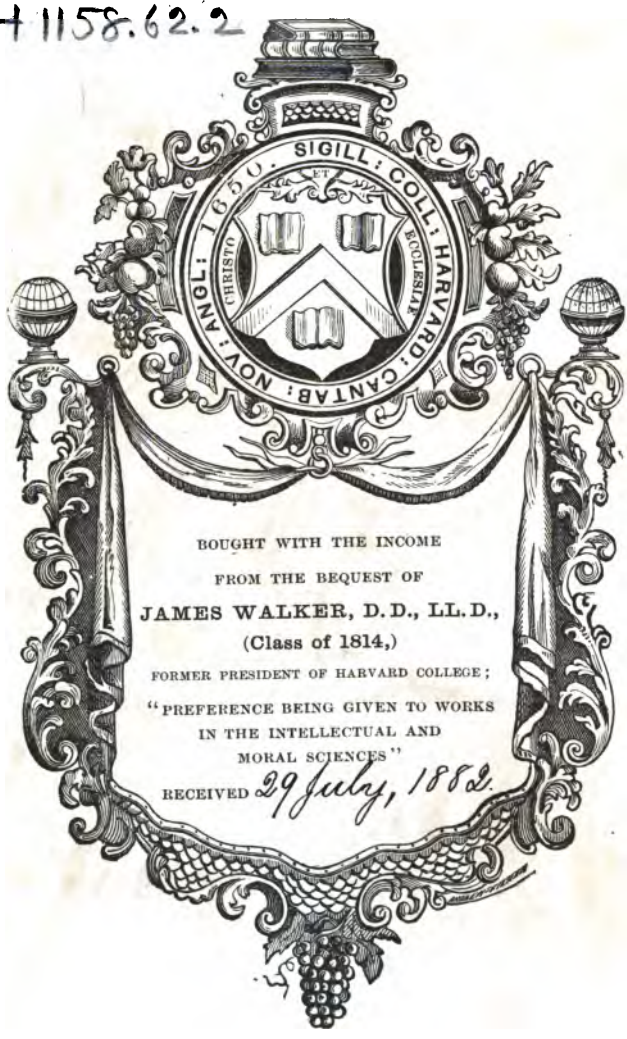
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Religiöse Charaktere

von

Heinrich Lang.

H 1158.62.2



BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE BEQUEST OF
JAMES WALKER, D.D., LL.D.,
(Class of 1814,)
FORMER PRESIDENT OF HARVARD COLLEGE;
"PREFERENCE BEING GIVEN TO WORKS
IN THE INTELLECTUAL AND
MORAL SCIENCES"
RECEIVED 29 July, 1882.

Religiöse Charaktere.

Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen:

Stunden der Andacht.

2 Bde. Preis brochirt Fr. 12. — elegant gebunden Fr. 15. —.

Religiöse Charaktere.

Dargestellt

von

Heinrich Lang.

Viele Gaben, aber Ein Geist.

Zweite Auflage.

Caesar Schmidt
Buchhandlung
ZÜRICH.
1872.

~~HH, 1522~~
H 1158.62.2

1882, July 29.
Walker Fund.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	VII.
	Vorwort zur zweiten Auflage	VIII.
I.	Paulus, der Heidenapostel	3.
	1. Die Bekehrung des Paulus	5.
	2. Seine apostolische Wirksamkeit	31.
	3. Die Reaktion gegen Paulus und sein Ende	66.
II.	Huldreich Zwingli	101.
	1. Zwingli's Bildung zum Reformator	104.
	2. Das Reformationswerk	129.
	3. Die Gegenbestrebungen und Zwingli's Ende	152.
III.	Die Verbannten von Locarno	183.
IV.	Gotthold Ephraim Lessing	215.
	1. Jugend- und Lehrjahre	217.
	2. Lessings Wanderjahre	235.
	3. Lessings Meisterjahre	257.
V.	E. D. Friedrich Schleiermacher	307.
	1. Die Jugendbildung	309.
	2. Die Sturm- und Drangzeit	331.
	3. Die Zeit der Reife	373.

Vorwort.

Das Buch, welches ich hier an das Licht der Oeffentlichkeit stelle, wird durch den Gegenstand, den es behandelt, Anspruch auf Interesse machen dürfen. Ob die Männer, deren religiösen Charakter zu zeichnen hier der Versuch gemacht worden ist, die ihrer Größe und Bedeutung entsprechende Darstellung gefunden haben, soweit es in einem so engen Rahmen möglich war, darüber steht mir das Urtheil nicht zu. Daß sie wenigstens mit Liebe behandelt worden sind, auch da, wo Selbstverläugnung geübt werden mußte, darf ich sagen und wird hoffentlich Jedermann bemerken. Dagegen soll es mir lieb sein, wenn der Leser von der Mühe, welche auf diese Charakterzeichnungen verwandt worden ist, möglichst wenig bemerkt.

Lessings Lebensbild ist mit unwesentlichen Aenderungen und Zusätzen aus den „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz" (Jahrgang 1861) aufgenommen. Die „Locarner" mögen als ein Anhang zu Zwingli's Reformationswerk betrachtet werden.

Wenn die Vertreter der herrschenden Theologie finden, daß dieses Buch ohne Werth sei, werde ich diesem Bande bald den zweiten folgen lassen.

Wartau, im März 1862.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Aufforderung des Herrn Verlegers, eine neue Auflage meiner „religiösen Charaktere" zu besorgen, gelangte an mich in einem Augenblick, da ich mit den Aufgaben einer neuen Stellung vollauf beschäftigt, nicht Zeit fand, die ändernde Hand an das Werk anzulegen, wie auch seiner Zeit das Ausbleiben des zweiten Bandes, den ich in Aussicht gestellt, seinen Grund hatte in veränderter Stellung und daraus erwachsenen neuen Aufgaben.

Religiöse Charaktere der Vergangenheit den jetzt lebenden Menschen als Spiegel vorzuhalten, dürfte wohl noch an der Zeit sein. Daß der Katholizismus so viel als keine religiösen Charaktere mehr erzeugt, hat das Betragen seiner Bischöfe vor und nach dem Concil von 1870 in erschreckender Weise gezeigt. Auch in der protestantischen Welt hat die lange vorherrschende Richtung auf materiellen Lebensgenuß, sowie ein hartnäckiger Skepticismus gegenüber allen tiefer liegenden Fragen einen Indifferentismus erzeugt, der wahrlich nicht charakterbildend ist. Großes schafft man nur, wenn man glaubt.

Das begeisterte Wort Shakespeares im „Sturm": wie schön ist der Mensch! Herrliche Welt, die solche Bürger trägt! ließ manchmal bedauern, daß es nur in einem Mährchen vorkommt.

So mögen die Menschen der Vergangenheit, die ich gezeichnet habe, von Neuem zu unseren Zeitgenossen hintreten und thun, was das Vorrecht des religiösen Genius ist: Menschen nach ihrem Bilde schaffen.

Zürich, im Mai 1872.

H. Lang.

Bibl. Biog.
§ Paul.

Paulus,

der Apoſtel der Heiden.

Paulus, der Heidenapostel.

Ἡμεῖς δὲ κηρύσσομεν Χριστὸν ἐσταυρωμένον,
Ἰουδαίοις μὲν σκάνδαλον, ἔθνεσι δὲ μωρίαν.
I. Cor. 1, 23.

„Ich habe mehr gearbeitet, als sie Alle." Zu diesem stolzen Ausspruch über sich selbst war Paulus durch die Angriffe seiner Gegner genöthigt worden, aber die Nachwelt hat darin einstimmig den Ausdruck eines gerechten, der Wahrheit völlig angemessenen Selbstgefühls gesehen. Wenn wir von Christus selber absehen, so läßt sich nicht wohl ein Name nennen, der in diesen achtzehn Jahrhunderten einen so bestimmenden Einfluß auf das innerste Leben unserer Völker ausgeübt hätte, wie Paulus. Wir haben nur noch einige Briefe von ihm, aber man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Schärfe dieses Verstandes, oder die Tiefe und den Reichthum dieses Geistes, oder die glühende Frömmigkeit dieses Herzens. Man möchte sich versucht fühlen, zu fragen: was muß erst Christus gewesen sein, wenn Paulus so groß gewesen ist? Man möchte so gerne durch diesen Rückschluß von dem Jünger auf den Meister, von dem geschichtlich Gewissen auf das geschichtlich Unsichere eine feste Position gewinnen für die Erkenntniß des Lebens und der Persönlichkeit Jesu Christi selber. Wenn nur dieser Rückschluß vom Jünger auf den Meister nicht wieder so unsicher gemacht würde durch das sonderbare, räthselhafte Verhältniß, in welchem hier der Jünger zum Meister stand! Paulus hat Christus persönlich nicht gekannt, und was er hernach in ihm gefunden hat, beruht wesentlich auf einer innern Thatsache.

ſeines eigenen Selbſtbewußtſeins, iſt wenigſtens zu einem großen Theil das Werk ſeines eigenen originalen Geiſtes.

Wer iſt dieſer merkwürdige Mann geweſen? Welches iſt die innere und äußere Geſchichte dieſes Zeltwebers von Tarſus, den man nicht ganz mit Unrecht den zweiten Stifter der chriſtlichen Religion genannt hat? Leider haben wir über das Leben des großen Apoſtels viel zu wenige hiſtoriſch verbürgte Nachrichten, um jene Fragen der Neugierde genügend beantworten zu können. Zwar haben wir eine Art Biographie über ihn im zweiten Theile der „Apoſtelgeſchichte"; allein dieſe Apoſtelgeſchichte iſt zwar ein ganz vortreffliches religiöſes Erbauungsbuch auf geſchichtlicher Grundlage, aber kein Geſchichtsbuch; ſie erzählt das Leben der Apoſtel aus den pragmatiſchen Geſichtspunkten und in dem Legendenton eines ſpätern Zeitalters; nicht bloß in einzelnen Daten, ſondern, was mehr iſt, in der ganzen Charakteriſtik des Apoſtels Paulus befindet ſie ſich in offenbarem Widerſpruch mit der eigenen Darſtellung dieſes Mannes in ſeinen Briefen. Man muß ſich den Paulus der Apoſtelgeſchichte ganz aus dem Sinn geſchlagen haben, wenn man den rechten Paulus mit dem eigenthümlichen Ausdruck dieſer ſcharfgezeichneten Geſichtszüge kennen lernen will. Wo iſt dieſer rechte Paulus zu finden? In ſeinen Briefen, vor Allem in den vier unbeſtritten ächten an die Galater, an die Korinther (I. und II.), an die Römer. Daß er hier in die ſachlichen Erörterungen ſo viele perſönliche Züge aus ſeinem Leben und aus ſeiner innerſten Geſinnung eingemiſcht hat, welche es uns möglich machen, ein ziemlich klares Bild ſeiner Perſönlichkeit zuſammenzuſetzen, das haben wir ſeinen Gegnern zu danken, die überall bemüht waren, ſeine Lehre und Perſon zu verdächtigen. Verſuchen wir es, aus dieſen Briefen mit Benützung der Apoſtelgeſchichte, ſo weit ihre Nachrichten als hiſtoriſch verbürgt betrachtet werden können, ein Bild des Apoſtels Paulus zu entwerfen. Wir machen am bequemſten die drei Abtheilungen: 1) ſeine Bekehrung zum Chriſtenthum; 2) ſeine apoſtoliſche Wirkſamkeit; 3) die Gegenbeſtrebungen der Zeit gegen ihn, die Reaktion und ſein Ende.

I.

Die Bekehrung des Paulus.

Aus dem früheren Leben des Paulus sind uns nur sehr wenige Notizen aufbehalten. Er war in Tarsus, einer ansehnlichen Stadt in Cilicien, geboren etwa 10 bis 15 Jahre nach dem Beginn unserer Zeitrechnung. Seine Eltern waren Juden ächten Stammes und vollen Blutes; sein Vater gehörte der strengreligiösen Richtung an, welche durch die Phariſäer vertreten war. Nachdem der junge Paulus — dieſen Namen trug er wahrſcheinlich neben dem hebräiſchen Saulus in ſeiner griechiſchen Vaterſtadt von Anfang an — das ciliciſche Handwerk als Zeltweber, das ihn nähren ſollte, ausgelernt hatte, wurde er nach Jeruſalem gethan, um dort jüdiſche Theologie zu ſtudiren und ſich zum ſchriftgelehrten Phariſäer auszubilden. Die Phariſäer waren in der jüdiſchen Kirche ungefähr dasſelbe, was in der chriſtlichen die ſogenannten Orthodoxen oder Rechtgläubigen: Eiferer um den Gott, wie er ſich in einer heiligen Vergangenheit auf übernatürliche Weiſe geoffenbart haben ſollte, Hüter des heiligen Buchſtabens, Bewahrer der göttlichen Tradition. Aber zwiſchen der heiligen Vergangenheit, in welcher man ſeinen Glauben ſuchte, und der Gegenwart lagen Jahrhunderte in der Mitte. Der jüdiſche Volksgeiſt hatte ſeitdem die eingreifendſten Erfahrungen gemacht und die bedeutendſten Entwicklungsſtufen durchlaufen; er war in Berührung gekommen mit fremden Volksgeiſtern, mit der perſiſchen Religion und ſpäter mit der griechiſchen Bildung. Dadurch war eine Gährung in den Geiſt des jüdiſchen Volkes gekommen. Es gab freier gebildete Juden, Helleniſten, welche Moſes und Plato, jüdiſche Religion und griechiſche Spekulation

auf künſtliche Weiſe zu verſchmelzen ſuchten; in der von Alexander dem Großen gegründeten, mit zahlreichen Juden bevölkerten ägyptiſchen Stadt Alexandrien entſtand eine eigene, ſehr einflußreiche Schule in dieſer Richtung. Aber auch die ſtrengeren Juden konnten ſich dieſer Einflüſſe nicht ganz erwehren. Die Phariſäer nahmen ſo manche neue Ideen auf und ſtempelten ſie zu religiöſen Glaubensſätzen, deren Spuren in den älteren Schriftdenkmälern der jüdiſchen Offenbarung nur das künſtlich geſchärfte Auge eines theologiſchen Exegeten entdecken konnte. So entſtand jene merkwürdige Erſcheinung, welcher wir auf dem Gebiete der Religionsgeſchichte ſeitdem ſo oft begegnet ſind: während man mit Zähigkeit an den überlieferten Vorurtheilen feſthält und den alten Glauben mit einem verbiſſenen Ingrimm gegen eine neue, von allen Seiten eindringende Bildung vertheidigt, hat man ſelber unvermerkt den naiven kindlichen Glauben längſt eingebüßt und kann das dem Bewußtſein der Gegenwart fremd Gewordene nur ſtützen durch die Gewalt, die man ihm anthut, durch künſtliche Deutungen, durch allegoriſche Auslegung, durch die großen Künſte einer rabbiniſchen Exegeſe. Dieß war der Zuſtand der jüdiſchen Theologie, als Paulus ſich zu den Füßen der großen Geſetzeslehrer in Jeruſalem ſetzte. Daß er hier die rabbiniſche Kunſt einer pneumatiſchen, allegoriſchen Schriftauslegung, durch welche man aus der Schrift einen tieferen geiſtigen Sinn herauszubringen wußte, gründlich gelernt und ſich angeeignet hatte, das zeigen jetzt noch an ſo vielen Stellen ſeine Schriften (ſo beſond. Galat. 3, 6—9. 16. 17—29. 4, 21—31). Gewiß hat dieſe Verſetzung des Judenthums mit neuen Bildungselementen im Gemüthe des Paulus das Ihrige dazu beigetragen, ihm den ſpäteren entſchiedenen Bruch mit dem Judenthum zu erleichtern. Wenn auch die Erfahrung lehrt, daß der Verſuch, einen altgewordenen Glauben künſtlich zu ſtützen und zu beleben, bei denen, die ihn anſtellen, den einfachen Wahrheitsſinn auf bedenkliche Weiſe abſtumpft, ſo liegt es doch auch wieder in der Natur der Sache, daß ein geſunder Geiſt, durch einen einzigen Lichtſtrahl, der ihm aufgeht, um ſo raſcher und entſchiedener bricht mit einem Glauben, der ihm vorher ſchon nicht mehr natürlich geweſen war, der in vielen Stücken vorher ſchon nur das künſtliche Erzeugniß theologiſcher Reflexion geweſen war.

Aber es trat zu der Zeit, da Paulus in Jeruſalem ſich zum Geſetzeseiferer heranbildete, noch eine ganz andere Macht auf, die an der Zerſetzung des Judenthums arbeitete. In dem verachteten Galiläa

war ein Prophet aufgestanden, mächtig in Worten und Thaten. Er hob das Gesetz auf, indem er es erfüllte: er stellte der Gerechtigkeit der Pharisäer und Priester, der Gerechtigkeit des jüdischen Volkes überhaupt, dem Stolz auf das eigene Thun und dem Vertrauen auf das Aeußere eine andere Gerechtigkeit entgegen, die allein vor Gott einen Werth habe, die Gerechtigkeit der Gesinnung, die Reinheit des Innern, die von Gott selber dadurch im Menschen gewirkt werden müsse, daß der Mensch sich alles Eigenwillens entschlage und sich mit allen seinen Kräften glaubend hingebe an Gott und sein Reich, um aus dieser Quelle Gnade und Leben zu schöpfen. Dem jüdischen Stolz auf das eigene Thun des Menschen, auf die eigenen Vorzüge setzte er die Demuth des im Gefühle seiner eigenen Armuth glaubensvoll an Gott sich hingebenden Herzens, der jüdischen Selbstsucht und stolzen Ausschließlichkeit die allumfassende Bruderliebe, dem jüdischen Geist der Furcht vor Gott den Geist der freien Gotteskindschaft, der jüdischen Lohnsucht, welche für die Tugend äußeren Lohn verlangte, die heilige Bedeutung des Leidens und die Seligkeit eines von Welt und Zeit unabhängigen, rein in Gott befriedigten Gemüthes gegenüber. Wenn Jesus auch in allen äußeren Lebensformen sich als ein guter Jude bewies, indem er von den Vorschriften des Gesetzes und den religiösen Gebräuchen seiner Nation nicht abwich, so lag doch in dieser Zurückführung aller Religion und Sittlichkeit auf das Innere, auf das rein Geistige, in dieser Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit ein principieller Gegensatz gegen den jüdischen Geist; das Gesetz, welches den Stolz des Juden ausmachte, mit seinen zahllosen, so rein äußerlichen und sinnlichen Bestimmungen, die Beschneidung, die Vorschriften über Reinigungen, über die Speisen, über das Fasten, über die Opfer — das Alles mußte jetzt als Nebensache erscheinen, die man Anfangs aus Pietät, wegen ihres vielfachen Zusammenhangs mit der religiösen Gesinnung, wegen ihres practischen Nutzens noch stehen lassen mochte *), deren Widerspruch mit dem neuen Geiste man sich aber auf die Dauer nicht verhehlen konnte. **)

Aber noch auf eine andere, viel unmittelbar in die Augen fallende, darum viel empfindlichere Weise verletzte Christus das jüdische Be-

*) Matth. 23, 23: Dieß sollte man thun und Jenes nicht lassen.

**) Matth. 9, 16—17. Die Gleichnisse vom alten Kleid und dem neuen Lappen, vom neuen Wein und den alten Schläuchen.

wußtſein. Wie er das Geſetz auflöste, indem er erfüllte, was es eigentlich wollte, ſo löste er die jüdiſche Meſſiasidee auf, indem er ſie verwirklichte. Es gehört zu den ſicherſten Thatſachen im Leben Jeſu, daß er ſich für den Meſſias erklärt hat, alſo für denjenigen, in welchem die von den Propheten verheißene, vom jüdiſchen Volke ſeit Jahrhunderten ſehnlich erwartete Vollendung des Gottesreiches herbeigekommen ſei. Es möge hier nur mit einem Worte angedeutet werden, welche ganz einzige Höhe des Gottesbewußtſeins, welche Genialität des religiöſen Geiſtes, welcher Reichthum des inneren Lebens dazu nöthig war, daß ein armer Handwerker in der Zimmermannswerkſtatt in dem abgelegenen, verachteten Galiläa vor dem Wagniß nicht zurückſcheute, ſich den Meſſias zu nennen und mit ſeiner Erſcheinung auf Erden erfüllt zu wiſſen, was die Menſchheit bisher in Beziehung auf ihre höchſten Angelegenheiten erſehnt und geſucht hatte. Wahrlich der Augenblick, da dieſe Gewißheit, geboren unter dem Studium des Geſetzes und der Propheten aus der ſchöpferiſchen Kraft ſeines religiöſen Geiſtes, mit voller Beſtimmtheit vor ſeine Seele trat, war der größte Augenblick in der Offenbarung Gottes an die Menſchen. Das Wagniß war um ſo größer, als die Form, welche die Meſſias-Idee in ſeinem Geiſte angenommen hatte, ſo gar nicht den Anſchauungen derjenigen entſprach, von welchen er Glauben an ſeine Perſon verlangte.

Ein einfacher Handwerker, deſſen Vaterland — das verachtete, halb heidniſche Galiläa —, deſſen Heimatort — das geringe Städtchen Nazareth —, deſſen Eltern, Schweſtern, Brüder man kannte, der nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegte, der ſein Leben von den freiwilligen Beiträgen ſeiner Freunde und Freundinnen friſtete — Der der Meſſias? Das war eine unerträgliche Paradoxie für ein jüdiſches Herz, das ſeinen Meſſias in allem Glanze des Davidiſchen Königshauſes kommen ſehen wollte. Und dann dieſes Chriſtusbild mit den leidenden, duldenden Zügen, mit der ſich ſelbſt hingebenden Liebe und Sanftmuth, mit der Predigt vom Leidtragen, von der Verſöhnlichkeit, von der vergebenden Liebe, von der Demuth, von dem Kinderſinn, von der Selbſtverleugnung, von einem Gottesreich mit unſichtbaren Gütern, mit rein geiſtigen Eigenſchaften, das inwendig im Herzen ſei, von der Sanftmuth, welche allein das Erdreich erobere, von der Friedfertigkeit — Das war ein völlig antijüdiſcher

Messias*), Das war nicht das Reich Gottes, wie es die jüdische Phantasie sich geträumt hatte.

Bei diesem scharfen Gegensatz, in welchen Christus zu dem jüdischen Geiste trat, und bei der Schonungslosigkeit, mit welcher er die ausgeprägtesten Vertreter desselben, die Pharisäer und Schriftgelehrten angriff, kann das tragische Ende, das er nahm, nichts Auffallendes haben. Nachdem er, wie es scheint, in Galiläa einen nicht unbedeutenden Anhang gewonnen, auch zwölf ganz ihm ergebene Männer zu beständiger Nachfolge sich verbunden hatte, begab er sich in die Hauptstadt seines Volkes, an den Sitz des Nationalkultus offenbar in der Absicht, eine Entscheidung seiner Sache herbeizuführen, daß das jüdische Volk als solches sich entweder für ihn oder wider ihn erkläre. Der Ausgang war, wie er vorausgesagt hatte: er wurde zum Verbrechertode am Kreuz verurtheilt, aber ging freudig seinen Todesgang, in der Gewißheit, daß seiner Sache der Sieg gewiß und durch sein Blut versiegelt sei.

In diese Zeit der größten geistigen Bewegung innerhalb des Judenthums, welche bald die Welt erschüttern und erneuern sollte, fiel die Jugend des Paulus; aber hier begegnen uns so manche Räthsel. Christus selber hat er offenbar nicht gekannt und gesehen, er hätte sich sonst gewiß in seinen Briefen, wo die Veranlassung oft so nahe lag, darauf berufen. An der Verurtheilung und Hinrichtung Jesu hat er sicher in keiner Weise Theil genommen; er würde, wo er von seiner frühern Feindschaft gegen das Christenthum redet, das nicht verschwiegen haben; aber er redet nur von seiner Wuth gegen die junge, nach dem Tode Christi aufgetretene Gemeinde. Kam Paulus erst nach dem Tode Christi nach Jerusalem? oder war er um die Zeit jenes entscheidenden Aufenthalts Jesu in Jerusalem zufällig abwesend? Genug! Sobald er auf seinem Lebenswege mit dem Christenthum zusammentraf, war seine Stellung entschieden. „Ihr habt gehört — schreibt er später an seine Galater — von meinem frühern Wandel im Judenthum, wie ich die Gemeinde Gottes übermäßig verfolgte und verstörte, und nahm zu im Judenthum mehr, als Viele meiner Altersgenossen unter meinem Volke und

*) Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bekannten Kapitel des sogenannten Deutero-Jesaias (Cap. 40 ff.) über den leidenden Knecht Gottes vom jüdischen Volke nicht auf den Messias bezogen worden sind.

eiferte über die Maße für die väterlichen Ueberlieferungen." In jenem verzehrenden Eifer um Gott, in jener exklusiven, verfolgungssüchtigen Glaubenswuth, die ein Charakterzug des jüdischen Geistes ist und von diesem sich auch in die christliche Kirche vererbt hat, ließ sich der junge, feurige Pharisäer von Syndrium in Jerusalem Vollmachtsbriefe ausstellen zur Aufspürung und Einlieferung der verhaßten Christensekte von Jerusalem bis nach Damaskus, der Hauptstadt Syriens. Niemand, der in den Geist dieses Mannes einen Blick gethan hat, kann darüber zweifelhaft sein, was ihn zum Feinde der jungen Christengemeinde gemacht hat. Was er auch sonst in den Kreisen, in welchen er sich bewegte, vom Standpunkt der Partei aus Ungünstiges über Christus mochte vernommen haben: für ihn war das Entscheidende der Kreuzestod. Daß derjenige, welcher von den Händen der Menschen machtlos und wehrlos eines entehrenden Todes gestorben war, der Messias, der mit der höchsten Macht ausgerüstete Gottessohn sein sollte, das mußte ihm nach seinen jüdischen Begriffen — oder sagen wir nach den Begriffen der Welt überhaupt, die nach dem äußern Erfolge urtheilt — als eine lächerliche Thorheit erscheinen, zumal da in der Seele des Paulus kein durch die Persönlichkeit Christi gewirkter Eindruck vorhanden war, der jenem so natürlichen Urtheil hätte das Gegengewicht halten können. Was Christus sonst sein mochte — Paulus hatte kein Urtheil darüber, denn er hatte ihn nicht gekannt; aber sein machtloses Unterliegen, der Kreuzestod, war ein klares, unwiderlegliches Gottesurtheil gegen ihn, und der Fortbestand einer Sekte von Anhängern des Gekreuzigten konnte von Paulus nur als eine hartnäckige und strafbare Auflehnung gegen ein von Gott selbst gefälltes Urtheil, gegen die rechtmäßigen Verfügungen der geistlichen und bürgerlichen Obrigkeit, gegen die Ueberlieferungen der Väter betrachtet werden. Konnte auf irgend eine Weise die „Thorheit des Kreuzes" ihm als die rechte Weisheit Gottes begreiflich gemacht werden, konnte durch irgend ein Mittel der Eine Anstoß, das Aergerniß des Kreuzes, wie er es nennt, für ihn entfernt werden, so war er ohne Weiteres ein Christ, so war durch sein ganzes bisheriges Denken ein Riß gemacht, der sein Leben in zwei scharf abgegrenzte Perioden scheiden mußte. Wir wissen: Das ist geschehen, mitten in seinem Verfolgeslauf ist er aufgehalten und zum Christenthum bekehrt worden. Aber wie? durch welches Mittel ist ihm das Aergerniß des Kreuzes aus dem Wege geräumt worden? Die Apostel-

geſchichte erzählt uns den Hergang mit dieſen Worten: „Saulus aber ſchnaubte noch mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn und ging zum Hohenprieſter und bat ihn um Briefe gen Damaskus an die Schulen, auf daß, ſo er Etliche von dieſer Sekte fände, Männer und Weiber, er ſie gebunden führte gen Jeruſalem. Und da er auf dem Wege war und nahe bei Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und er fiel auf die Erde und hörete eine Stimme, die ſprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgeſt du mich? Er aber ſprach: Herr, wer biſt du? Der Herr ſprach: ich bin Jeſus, den du verfolgeſt. Es wird dir ſchwer werden, wider den Stachel zu löcken.“ Wenn wir in den Briefen des Paulus die eigenen Ausſagen deſſelben vergleichen, die geeignet ſind, über dieſen räthſelhaften Wendepunkt in ſeinem Leben einiges Licht zu verbreiten, ſo werden wir finden, daß der Bericht der Apoſtelgeſchichte im Weſentlichen das Richtige giebt, wenn er auch, was die Erzählung faſt nicht vermeiden kann, dasjenige, was nur ein Vorgang im Geiſte des Paulus war, zu einem äußerlich ſichtbaren und hörbaren Geſchehen verdichtet hat. Den weſentlichen Grundzügen nach beſtätigt Paulus den Bericht der Apoſtelgeſchichte, wenn er (Gal. 1, 12) die Thatſache und den Inhalt ſeines Chriſtenthums auf eine unmittelbare Offenbarung zurückführt, die ihm zu Theil geworden ſei; es habe, ſagt er dort weiter, Gott gefallen, in ihm, der eben noch die Gemeinde verſtört, „ſeinen Sohn zu offenbaren“ d. h. den ihm vorher verborgenen Jeſus als den Sohn Gottes, als den Meſſias ſeinem Geiſte kund zu thun und aufzuſchließen.

In ähnlichem Sinne beruft er ſich denen gegenüber, welche ihm das Recht des Apoſtelamtes nicht zugeſtehen wollen, darauf, daß auch von ihm ſo gut wie von den Anderen, der Herr nach ſeiner Auferſtehung geſehen worden ſei (1. Cor. 15, 7). Zur genaueren Beſtimmung der Form aber, in welcher wir uns dieſe Offenbarung des Herrn, dieſe Geſchichte zu denken haben, giebt er uns in der Stelle 2. Cor. 12, 1 ff. eine untrügliche Handhabe. Wieder den gleichen Gegnern gegenüber, die ihm vorrücken, er ſei kein rechter Apoſtel, er habe ja den Herrn nie geſehen, er ſei nie eines perſönlichen Umgangs mit ihm gewürdigt worden, beruft er ſich auf ſeine „Geſichte und Offenbarungen des Herrn.“ Und nun führt er eine ſolche Offenbarung an: ich kenne einen Menſchen in Chriſtus, der wurde vor 14 Jahren — ob er dabei noch im Körper oder außer dem Körper war, weiß ich

nicht, Gott weiß es — fortgerissen bis in den dritten Himmel; und ich weiß, daß dieser Mensch — ob im Leibe oder außer dem Leibe, Gott weiß es — entzückt wurde in's Paradies und unaussprechliche Worte vernahm, die kein Mensch aussprechen darf." Fällt auch diese Begebenheit nicht zusammen mit dem Vorgange auf der Straße von Damaskus, wie Volkmar annimmt*) — denn dieser Annahme widerspricht die hier und Galat. 2. von Paulus angegebene Zeitrechnung —, so erhalten wir doch dadurch aus der Feder des Paulus selbst einen untrüglichen Aufschluß darüber, was er unter „Offenbarungen des Herrn" verstanden hat. Christus ist also nach seinem Tode von ihm gesehen worden in einer Vision; ob nun die Form der Vision die gewesen ist, daß Paulus sich in den Himmel hinaufgerückt glaubte und dort Christus in der Erhöhung schaute (wie II. Cor. 12) oder aber die, daß es ihm vorkam, Christus steige zu ihm vom Himmel herab und rede mit ihm, wie es die Apostelgeschichte anzunehmen scheint, ist nicht mehr auszumachen, für die Sache selbst aber auch gleichgiltig. Paulus hatte also Christus gesehn und damit war ihm mit Einem Male das Aergerniß des Kreuzes aus dem Wege geräumt. „Also Christus lebt und ist mir erschienen in überirdischer Herrlichkeit und göttlicher Macht, also ist er auferweckt worden von den Todten durch Gottes Macht, also war sein Kreuzestod kein Gottesurtheil gegen ihn — er muß vielmehr in irgend einer Weise zu den Heilsabsichten Gottes mitgehören —, also ist Christus trotz seines schmählichen Kreuzestodes, vielleicht gar wegen desselben der Messias, der Gottessohn." Diese Schlußreihe ergab sich Schlag auf Schlag aus der ganzen Situation des Paulus und mußte sich unmittelbar seinem Verstande aufdrängen. Jetzt war er Christ; jetzt war er bekehrt zum Herrn und die Decke war abgenommen, die bisher sein Angesicht verhüllt hatte**); Gott hatte seinen Sohn in ihm geoffenbart nach seinem Wohlgefallen***); der Gott, der aus der Finsterniß hervorleuchten hieß das Licht, hatte in sein Herz hinein geleuchtet, damit seinem Geiste die helle Erkenntniß der Gottesherrlichkeit auf dem Angesichte Jesu Christi aufginge†).

*) „Religion Jesu" S. 90.

**) 2. Cor. 3, 16.

***) Gal. 1, 15. 16.

†) 2. Cor. 4, 6.

Ehe wir nun genauer unterſuchen, wie Paulus die blitzartige Offenbarung, die auf dem Wege nach Damaskus über ihn gekommen iſt, weiter in ſeinem Geiſte verarbeitete, wie an die Eine Thatſache der Anerkennung des gekreuzigten Meſſias ſeine ganze ſo eigenthümliche Auffaſſung des Chriſtenthums Glied für Glied ſich angereiht hat, müſſen wir über den Vorgang der Bekehrung ſelbſt noch einige Bemerkungen machen. Man hat geſagt, die Bekehrung des Paulus ſei ein Wunder, ein Geheimniß, das keine verſtändige Analyſe je erforſchen oder auflöſen könne. Mag ſein! nur iſt damit nichts Beſonderes geſagt. Denn dieſe Eigenthümlichkeit theilt die Bekehrung des Paulus mit all' den Vorgängen in unſerm geiſtigen Leben, die nicht auf dem Wege des verſtändigen Nachdenkens entſtehen und von dieſem daher auch nicht wieder völlig erklärt und in ihre Beſtandtheile aufgelöst werden können, mit Allem, was wir z. B. die prophetiſche, künſtleriſche, poetiſche Eingebung zu nennen pflegen, mit all' den zahlloſen Lichtſtrahlen, die täglich, gewöhnlich von uns nicht bemerkt, aus unſerer unbewußten Welt in die bewußte hinein ſcheinen. Das Wehen des göttlichen Geiſtes hat immer etwas Geheimnißvolles; „du vernimmſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, woher es kommt." Aber wir können wenigſtens die Factoren mit Sicherheit angeben, welche die Bekehrung des Paulus gerade auf dieſe Weiſe hervorgebracht haben: der eine Factor iſt das zu Viſionen überhaupt disponirte Gemüth des Paulus, der andere die göttliche Lebensmacht und die innere Wahrheit des Chriſtenthums. Daß die Geiſtesanlage des Paulus zu Viſionen hinneigte, daß das Geſicht bei Damaskus nicht das einzige war in ſeinem Leben, dafür haben wir bereits das Zeugniß ſeiner eigenen Briefe angeführt; auch die Apoſtelgeſchichte erwähnt einige ſolcher Geſichte aus ſeinem Leben. Oefters hing bei ihm die endliche Entſcheidung für Das, was in einem Augenblick das Wahre oder das Beſte ſei, nicht von einer verſtändigen Ueberlegung, von einer Abwägung der Gründe für und wider ab, ſondern von einer „Offenbarung." Als er nach einer vierzehnjährigen Apoſtelthätigkeit überall judenchriſtliche Agenten in ſeine neugegründeten chriſtlichen Gemeinden eindringen ſehen mußte, entſchloß er ſich endlich, ſelber nach Jeruſalem zu gehn — in Folge einer Offenbarung (Gal. 2, 2), worunter wir dem pauliniſchen Sprachgebrauch gemäß ohne Zweifel eine Erſcheinung des Herrn zu verſtehen haben, der ihm in einem Geſichte kund that, was ſein Wille ſei. Eine ſolche Macht der Phantaſie, wie ſie nöthig

iſt, um ſolche Zuſtände zu erleben, findet ſich in der Geſchichte nicht ſelten, beſonders in der chriſtlichen Kirchengeſchichte bei religiös erregten Männern und Frauen, aber in dieſer Verbindung mit einem logiſch ſo ſcharfen, überall in die letzten Gründe und in die tiefſten Gegenſätze eindringenden Denken, mit einem ſo dialectiſchen und principiellen Kopf iſt ſie wohl nur einmal dageweſen: in Paulus.

Wollte nun Jemand einwenden und ſagen: „wie iſt denn aber gerade dieſe Viſion, die Erſcheinung des verklärten Chriſtus, im Geiſte des Paulus als möglich zu denken? Mag die Viſion immerhin ein geheimnißvoller, pſychologiſch nicht in ſeine letzten Beſtandtheile aufzulöſender Vorgang ſein, ſie muß doch wenigſtens ihre beſtimmten Urſachen und Anknüpfungspunkte in dem Gemüthszuſtand deſſen haben, der ſolche Erſcheinungen erlebt. Wie ein Mönch, der Tag und Nacht vor dem Bilde der heiligen Jungfrau im Gebete liegt, zuletzt eine Erſcheinung derſelben haben kann, in welcher er ihre Geſtalt zu ſehen und ihre Stimme zu hören überzeugt iſt; wie ein Anderer, immer und immer wieder in brünſtiger Andacht das Kreuz umfaſſend, endlich eine Viſion hat, in welcher er den Gekreuzigten ſieht und deſſen Hand fühlt, wie ſie ihm die Wundenmale Chriſti in den eigenen Körper eindrückt — das läßt ſich zur Noth pſychologiſch erklären: aber wie ſollte Paulus, der das Bild Chriſti in grimmigem Haß ſo weit als nur möglich von ſeiner Seele ferne hielt, zu einer Erſcheinung des verklärten Chriſtus kommen?“ wollte Jemand ſo fragen, ſo wäre ihm ſehr leicht zu antworten. Der Haß beſchäftigt ſich mit dem, was er haßt, ebenſo lebhaft, als die Liebe mit dem, was ſie liebt; er drückt das Bild des Gehaßten der Seele ebenſo lebhaft und unauslöſchlich ein, wie die Liebe das Bild des Geliebten. Aber man vergegenwärtige ſich nur überhaupt die ganze Situation eines Paulus. Iſt ihm denn die Viſion von dem verklärten und verherrlichten Chriſtus ſo ganz unvermittelt, ſo ohne alle Anknüpfungspunkte in ſeinem Inneren, wie aus den Wolken gekommen? Paulus theilte mit den Chriſten, die er verfolgte, den jüdiſchen Meſſiasglauben, ſowie den Glauben an die abſolute Bedeutung des altteſtamentlichen Geſetzes, an die göttlichen Vorrechte des Judenthums; aber während die Chriſten in dem Glauben an den gekreuzigten Jeſus nur die Erfüllung des Geſetzes und des Judenthums erblickten, ſah Paulus darin einen Widerſpruch mit dem jüdiſchen Meſſiasbegriff, eine Aufhebung des Geſetzes, einen Angriff auf das Judenthum. Dieſe entgegengeſetzten Anſichten

mußten sich an einander reiben. In den täglichen Berührungen, in welche Paulus als heftigster Gegner der jungen Sekte mit Einzelnen aus ihnen kam, mußte er erfahren, was sie zur Begründung ihrer Ansicht anführten, wie sie den Widerspruch eines gekreuzigten Messias mit der jüdischen Messiaserwartung und mit dem Gesetz, dessen Göttlichkeit und Ewigkeit sie ja mit Paulus anerkannten, für ihr doch auch jüdisches Bewußtsein zu versöhnen suchten. Er mußte von ihnen hören, wie ihnen das Aergerniß des Kreuzes entfernt worden sei durch die auf die Kreuzigung folgende Auferstehung des Messias von den Todten, nämlich durch die Erscheinungen des verklärten Christus vom Himmel herab, die ihnen vielfach zu Theil geworden waren, wie nicht bezweifelt werden darf.*) Konnte er das vorläufig nur für einen absichtlichen Betrug oder für eine Selbsttäuschung erklären, so war doch seinem Geiste einmal die Vorstellung eines in verklärter Gestalt siegreich vom Himmel kommenden Messias gegeben, und konnte, wenn nur das Eis seines Herzens durch andere Umstände einmal gebrochen war, die Form abgeben, in welcher seiner ganzen Geistesanlage gemäß auch für ihn das Aergerniß des Kreuzes gehoben werden konnte. Die Möglichkeit einer Auferstehung und Wiedererscheinung Gestorbener bezweifelte ohnehin Paulus mit der ganzen jüdischen Orthodoxie nicht im Geringsten; es fragte sich nur: ist dieser gekreuzigte Jesus auferstanden und wieder erschienen? Diese Frage hörte er täglich aus dem Munde so vieler Zeugen bejahen und welcher Zeugen? Sollte der Anblick dieser christlichen Männer und Frauen, die, von ihm zu Paaren getrieben, voll Glaubens und heiligen Geistes für ihre Ueberzeugung einstanden und die Erstlingsfrüchte des neuen Geistes in Wort und That vor der Welt darlegten, die Standhaftigkeit, mit der diese Christen das Unrecht über sich ergehen ließen, welches auch er ihnen zufügte, die Tapferkeit, mit der sie allen Leiden, die ihnen von

*) Es muß nach den deutlichsten, in den vier Evangelien uns noch aufbehaltenen Spuren angenommen werden, daß die erste Anschauung der Christen von der Auferstehung ihres Herrn nicht die von einer Rückkehr aus dem Grabe auf die Erde mit demselben Leibe, der vorher gekreuzigt und begraben worden, gewesen ist. Vielmehr hielten sie Das, was sie sahen, für Erscheinungen des verklärten, zur Rechten Gottes erhöhten Herrn, welche sie als vom Himmel herab geschehen sich vorstellten. Es hindert uns Nichts, die Erscheinungen, welche den übrigen Jüngern zu Theil wurden, auf die gleiche Linie zu stellen und auf die gleiche psychologische Weise zu erklären, wie bei Paulus nach dessen eigenem Vorgang 1. Cor. 13, 5—8.

ihren Verfolgern bereitet worden, entgegengingen, die feste Verbrüderung ihrer Liebe, die durch keine Lücke, welche die Feindschaft und Verfolgung ihrer Widersacher in ihre Kreise machte, gebrochen und gestört wurde — sollte das Alles des Eindrucks verfehlt haben auf ein so lauteres, nur auf die Wahrheit ohne alle Nebenabsicht gestelltes Gemüth? Mußte nicht der Zweifel, ob diese Christen vielleicht doch Recht haben, seinen Geist in die höchste Spannung und sein Gemüth in den Zustand einer grübelnden, brütenden Innerlichkeit versetzen?

Paulus mußte ferner von diesen Christen, mit denen er im täglichen Kampfe lebte, mit denen er disputirte, die er nicht bloß mit Strick und Banden, sondern auch mit Gründen verfolgte, wie es bei seiner ganzen Geistesart nicht anders sein konnte, er mußte von ihnen hören, wie sie ihren Glauben an Christus in Einklang zu setzen suchten mit der alttestamentlichen Offenbarung, mit dem Gesetz, mit den Verheißungen der Propheten. Wie manche Stellen fanden sich da, denen zwar die Juden bisher keinen bestimmenden Einfluß auf ihre Messiaserwartungen gestattet hatten, die man aber ohne Gewaltsamkeit auf einen leidenden und sterbenden, aber durch Leiden verherrlichten Messias anwenden konnte und welche die Christen nicht versäumten, so anzuwenden — so die bekannten Kapitel des Deutero-Jesajas, welche von dem Knecht Gottes handeln, der um unsertwillen gemartert ward und unsere Krankheit auf sich lud, auf daß wir heil würden durch seine Wunden! Aber wie Vielem im ganzen alten Testament, in dem Gesetz, in den Psalmen, in den Propheten, ließ sich diese Deutung geben, wenn man vollends zu der pneumatischen, allegorischen Erklärung seine Zuflucht nahm, die auch, wie wir gesehen haben, einem Paulus geläufig war und von welcher sich in unseren Evangelien bekanntlich ein sehr umfassender Gebrauch gemacht findet. Mochte Paulus sich auch lange sträuben gegen diese Deutung des Messiasbildes, welche die Christen aus dem Gesetz selber zu begründen suchten, ein Same des Zweifels war in seine Seele geworfen, aus welchem unter Umständen — wer kann dem Geiste wehren? — die vorher bekämpfte Ansicht als reife Frucht hervorgehen konnte. Und wenn sie einmal im Geiste des Paulus reif geworden war, so war auch Nichts natürlicher, als daß sie die Schale des Judenthums bei Paulus zersprengte und abwarf, mit welcher sie bei den andern Christen noch mehr oder weniger umhüllt geblieben war. Warum war denn Paulus ein so heftiger Eiferer für die väterlichen Satzungen gegen das Christenthum?

Weil er schon damals die Unvereinbarkeit des Judenthums und Christenthums viel durchgreifender erkannte, als seine christlichen Gegner. Wie er ein durchaus logischer und principieller Geist war, hatte er, noch ehe er Christ geworden, die Consequenzen, die in dem Glauben an einen gekreuzigten Messias lagen, viel schärfer gezogen und die Gegensätze der beiden Religionen, der jüdischen und der christlichen, viel gründlicher in sich durchgearbeitet, als die damaligen Christen, und wenn er mit dem Augenblicke seiner Bekehrung aus einem Eiferer für das Judenthum der schärfste Gegner desselben geworden ist, so dürfen wir darin keinen unbegreiflichen, unvermittelten Sprung von einem Extrem zum andern erblicken, sondern er gab damit nur demjenigen seine Zustimmung, was vorher in seinem Geiste schon ausgearbeitet, aber von ihm bisher verworfen gewesen war.

Nehmen wir zu diesen und ähnlichen Eindrücken, die Paulus in seiner täglichen Berührung mit Christen empfangen mußte, noch dasjenige hinzu, was wir sonst über die Geschichte seiner inneren Entwicklung mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, den Blick, den er uns im 7. Kapitel des Briefes an die Römer in sein Inneres werfen läßt, die inneren Kämpfe, die er, ein heißblütiger Jüngling voll kräftiger Leidenschaften, unter dem Gesetz bestanden hat, das vergebliche Ringen nach Heiligung und Frieden, den Widerspruch zwischen dem Wollen und Vollbringen, der nur das Bewußtsein des göttlichen Fluches zur Folge haben kann, so lange überhaupt der gesetzliche Standpunkt noch gilt und die Religion in jüdischer Weise als eine Leistung des Menschen gegen Gott, als ein eigenes Werk der menschlichen Kraft betrachtet wird; fassen wir dieses Alles in's Auge, wie er es — zwar allerdings vom Standpunkt seines späteren christlichen Bewußtseins, aber doch offenbar als Selbsterlebtes — in der angeführten Stelle so lebendig und ergreifend schildert als den inneren Zustand des Menschen unter dem Gesetz, so werden wir uns Paulus auf dem Wege nach Damaskus denken müssen nicht bloß im erbitterten Kampfe gegen die Christensekte, sondern im Kampfe mit sich selber, mit den Gedanken, die in ihm selbst sich unter einander verklagten und rechtfertigten, und gerade diese Zerfallenheit in sich selber mag dem Kampfe, den er gegen außen führte, jene Heftigkeit und Bitterkeit gegeben haben, „jenes Schnauben mit Drohen und Morden gegen die Jünger des Herrn", weil er im Lärm des Kampfes die eigene Stimme übertäuben und in den aufrührerischen Christen

die Rebellen im eigenen Innern unterdrücken wollte. Daß der Ausgang dieſes inneren Kampfes der Sieg des Chriſtenthums über die jüdiſchen Vorurtheile in der Seele des Paulus war: wer wollte Das etwas Unbegreifliches nennen? und daß dieſe Endentſcheidung — ohne Zweifel nach mehrjährigen inneren Kämpfen — zuletzt nicht auf dem Wege eines verſtändigen Räſonnements, ſondern durch eine Viſion von dem ſiegreichen Meſſias erfolgte: wer könnte darin bei der oben gezeichneten Geiſtesart des Paulus, noch etwas rein Unerklärliches, dem pſychologiſchen Verſtändniß Unzugängliches finden?

So war es alſo geſchehen: Das Aergerniß des Kreuzes, das Einzige, wodurch Chriſtus und Paulus bisher geſchieden geweſen waren, war für den Letzteren gehoben durch eine Viſion des Erſteren, welche ihn als den von den Todten auferſtandenen, von Gott ſelbſt verherrlichten Meſſias oder Gottesſohn bekundete; das Gottesurtheil gegen ihn hatte ſich in ein Gottesurtheil für ihn verwandelt und Paulus beugte ſich willig dem Letztern. Aber was nun? wohin nun? Etwa zurück nach Jeruſalem, um von den älteren Apoſteln, den Zeugen des Lebens Jeſu, ſich einen vollſtändigen Unterricht im Chriſtenthum geben und darauf hin ſich taufen zu laſſen? um ſeine mangelhaften Kenntniſſe über die Perſönlichkeit, das Leben, die Lehre Jeſu durch Mittheilungen aus dem Munde der Augen- und Ohrenzeugen ergänzen zu laſſen? Nach unſeren Begriffen wäre dieß das Einfachſte und Natürlichſte geweſen. Aber nichts von allem Dem that Paulus und darin charakteriſirt er ſich auf's Schärfſte. Die Thatſache des gekreuzigten Meſſias, von der ihn eine unmittelbare Offenbarung desſelben überzeugt hatte, genügte ihm, um ſein ganzes weiteres Chriſtenthum daraus abzuleiten; mit dieſem Einen war ſeinem ebenſo ſcharfen, als tiefſinnigen Geiſte Alles gegeben. Das Chriſtenthum, das er lebte und lehrte, war ſeine eigene originale Schöpfung, abgeleitet aus der Einen Thatſache des Kreuzes. Von dem Leben und der Lehre Jeſu nimmt er faſt keine Notiz; was dem Tode Jeſu vorausgegangen iſt, das behandelt er mit Gleichgültigkeit. *Seine* Verkündung des Chriſtenthums iſt faſt ganz unabhängig von der evangeliſchen Ueberlieferung entſtanden und hat wenig Gemeinſames mit Dem, was Chriſtus ſelber geredet hat, obwohl ſie, wie wir ſpäter ſehen werden, mit dem Weſen und Gehalt der Lehre Jeſu auf's Merkwürdigſte übereinſtimmt. Wenn auch Paulus, als er noch ein Verfolger der Chriſten war, mit dieſen viel verkehrt und disputirt haben wird, ſo bewegte ſich doch das ganze Intereſſe

der Jünger Christi damals um die Eine Thatsache, die auch für sie so überraschend gewesen war, um die Auferstehung Christi und damit zusammenhängend um die Bedeutung seines Todes; Paulus kann daher bei dieser Gelegenheit von dem Leben und den Worten Jesu nicht viel vernommen haben. Die einzige Voraussetzung für sein Christenthum war die Thatsache des Gekreuzigten; in diese vertiefte er sich und aus dieser schöpfte er durch eigene Geistesthätigkeit seine ganze originelle Auffassung des Christenthums. Was hätte er auch bei den andern Aposteln und Jüngern suchen sollen? Sie waren bei ihrem Glauben an Christus doch im Grunde Juden geblieben, eine Sekte innerhalb des Judenthums, welche an den erschienenen Messias glaubte, während die Juden auf den künftigen hofften, sonst aber noch ganz befangen im jüdischen Geiste, Anhänger des jüdischen Gesetzes und der engherzigen jüdischen Vorurtheile. Für Paulus aber, den scharfen und consequenten Denker, war mit der Anerkennung des das jüdische Bewußtsein mitten durchschneidenden Kreuzes der völlige Bruch mit dem Judenthum überhaupt gegeben und das Christenthum als eine wesentlich neue, selbständige, originale Gottesoffenbarung an die Menschheit aufgegangen.

So ging er also nach seiner Bekehrung nicht nach Jerusalem zu den andern Aposteln, wie er Das in seinem Brief an die Galater 1, 17 so nachdrücklich hervorhebt; er verwahrt sich überhaupt ausdrücklich dagegen, daß die Urapostel ihm irgend eine Mittheilung gemacht hätten, die auf seine Auffassung des Christenthums von bestimmendem Einfluß gewesen wäre. (Gal. 2, 6.) Es ist aber auch nicht wahrscheinlich, daß er sogleich nach seiner Bekehrung als Verkündiger des Christenthums aufgetreten ist. „Als es Gott gefallen hatte, seinen Sohn in mir zu offenbaren, besprach ich mich nicht sogleich mit Fleisch und Blut, d. h. theilte mich nicht sogleich Menschen mit, sondern ging nach Arabien.“ Wie hätte er das Christenthum jetzt schon Andern mittheilen können, da er gewiß mit sich selber genug zu thun hatte? Seine Bekehrung war, wenn auch durch lange Kämpfe in ihm vorbereitet, doch eine Ueberraschung, eine Ueberrumpelung gewesen; sie war nicht auf dem langsamen Wege friedlicher Ueberzeugung, allmählig gereift, sie war durch eine Macht, die plötzlich über ihn gekommen war, durch eine Vision erzwungen; er war niedergeworfen. Von diesem Schlage mußte er sich erst erholen und wieder zu sich selber kommen; er mußte die Thatsache, zu

deren Anerkennung er gezwungen worden war, in seinem Geiste verarbeiten, zurechtlegen und von ihr aus die Welt seines bisherigen Glaubens und Denkens revidiren. Je gründlicher dieß geschehen ist, je tiefsinniger und großartiger er das Christenthum aufgefaßt und dessen Verhältniß zu den vorangegangenen Formen des religiösen Bewußtseins, zum Judenthum und Heidenthum, festgestellt hat, einer desto längeren und angestrengteren Geistesarbeit wird es dazu bedurft haben. Diejenigen, welche Paulus unmittelbar nach seiner Bekehrung sein Heidenapostelamt antreten lassen, frägt der scharfsinnige Ausleger des Briefes an die Galater, Dr. C. Holsten, treffend: „Kann man sich denn die ganze Verwandlung durch die Erneuerung des Sinnes von dem zelotischen Eiferer um die väterlichen Satzungen bis zu dem Heidenapostel der Freiheit in dem Augenblick der ersten ihm gewordenen Offenbarung vollzogen denken? Man erwäge nur: wenn auch die Gewißheit des Paulus, zum Heidenapostel bestimmt zu sein, und das Prinzip seines Heidenevangeliums nach seiner Vision des Messias ein kurzer logischer Gedankenvorgang war, ob man sich denn den Heidenapostel denken könne, ohne daß er jene religionsgeschichtlichen und anthropologischen Gedankengänge, die wir in seinen Schriften finden, in sich abgeschlossen hatte, Gedankenwege, die von der tiefsten geistigen Durcharbeitung der religiösen Urkunden seines Volkes zeugen, in denen er die zersprengten, aber dem Untergange nicht verfallenen Stücke der jüdischen Weltanschauung wieder unter die Einheit des neuen Einheitsprinzips faßte und so die durch den Kreuzestod zerrissene Einheit seines eigenen religiösen Bewußtseins wieder gewann? Für diese in einsamer Stille des eigenen Geistes vollzogene Umwandlung des Bewußtseins, auf welche Paulus durch die Worte: „ich besprach mich nicht mit Fleisch und Blut“ (sondern nur mit Gott), so bestimmt hindeutet, bleibt keine andere Zeit, als der dreijährige Aufenthalt in Arabien.“

Hier gestaltete sich im Geiste des Paulus fern von den Einwirkungen des jüdisch-nationalen Wesens das Christenthum als die Religion des Geistes und der Freiheit — in denselben Gegenden, in welchen 500 Jahre später ein anderer Sohn des Ostens, Muhammed, dem Christenthum, das freilich damals seinen pauliniſchen Charakter zum größten Theil wieder eingebüßt hatte, eine neue, der sinnlichen Phantasie der Morgenländer mehr entsprechende, von „den sinnlichen Mächten der Welt“ wieder beherrschte Religion entgegenstellte.

Verfolgen wir nun an der Hand seiner Briefe die Gedankenwege, auf welche er im Nachsinnen über die ihm gewordene Offenbarung geführt, die Umwandlung des Sinnes, welche durch den Kreuzestod des Messias in ihm bewirkt worden ist.

Der Messias ein Gekreuzigter! Eine so auffallende, einzigartige Thatsache, die allen gewöhnlichen Begriffen widerspricht, die von der Welt nur als eine Thorheit verspottet werden kann, muß im göttlichen Heilsplan gelegen haben, muß einen höhern Grund haben in den Tiefen des göttlichen Willens, „in der geheimnißvollen verborgenen Weisheit Gottes, welche er von Ewigkeit her beschlossen hatte, zur rechten Zeit an den Tag zu bringen zu unserer Verherrlichung. Keiner von den Obersten dieser Welt hat diese Weisheit verstanden, hat verstanden, welche ewigen Absichten Gott mit dem Kreuz des Messias hatte — sonst würden sie nicht selber Hand an ihn gelegt haben; der sinnliche, fleischliche Mensch kann nicht eindringen in die geheimnißvolle Bedeutung des Kreuzes; aber uns hat es Gottes Geist, der in die Tiefen der Gottheit eindringt, klar gemacht; was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Sinn gekommen ist, das hat Gott Denen bereitet, die ihn lieben, und der Geist Gottes hat uns das Verständniß dafür aufgeschlossen". (1. Cor. II, 6—16.)

Worin besteht das Geheimniß dieser verborgenen Weisheit, welche Gott von Ewigkeit her beschlossen hat, im Kreuze Christi zum Heil der Menschen zu enthüllen? Welche Heilsbedeutung, welchen tieferen Sinn hat der Kreuzestod des Messias? Es lassen sich aus den Briefen des Apostels unverkennbar drei einander vielfach berührende, doch auch wieder für sich selbständige Gedankenreihen nachweisen, durch welche er das Räthsel des Kreuzes zu lösen versucht hat. Die erste geht vom Tode des Messias überhaupt aus, die anderen zwei knüpfen sich an ein einzelnes Moment desselben, an das im Tode erfolgte Abthun des Leibes, an die Kreuzigung des Fleisches an.

1. Der Messias ist am Kreuze gestorben. Aber Sterben ist nach jüdischer Anschauung, die auch Paulus theilte, ein Sold der Sünde, Strafe für die Sünde. Nun ist der Messias als der Gottessohn natürlich der Sündlose, Heilige, folglich ist sein Tod nicht Strafe der eigenen, sondern der fremden Sünde. Der Tod Jesu Christi ist stellvertretendes Opfer; wie der Tod des Opferthiers stellvertretender Tod ist für die Sünde des Sünders, damit dieser lebe, so ist der

Tod des Messias ein stellvertretendes Sünd- oder Schuld-Opfer für die Sünde der Menschen, damit diese in Folge dieses Opfers Leben und Gerechtigkeit empfangen. Jetzt ist der Gerechtigkeit Gottes, welche Strafe für die Sünde der Menschen verlangte, ehe er sie beseligen konnte, Genüge geschehen, der Schuldbrief ist zerrissen, die Rechtsansprüche der Sünde und des Todes an den Menschen sind vernichtet, Gott kann nun die Menschen so ansehen, wie wenn sie nicht gesündigt hätten, wie wenn sie gerecht gewesen wären, und ihnen Leben und Seligkeit schenken. Im Tode Christi hat sich geoffenbart die Gnade Gottes, die um des Opfers willen, welches der Gerechtigkeit Genüge thut, den an sich Ungerechten und Sündigen für einen Gerechten ansieht und um des Opfers willen mit dem Lohn der Gerechtigkeit, dem Leben, beschenkt, und die Liebe des Gottessohnes, der uns geliebt und sich selbst für uns dahingegeben hat (Gal. II. 20.) Soll dieses Opfer dem Sünder zu Gute kommen, so muß er es auf sich beziehen, als für ihn geschehen annehmen. Dieß ist der Glaube. Der Sünder muß glauben an die Allmacht und Gnade dessen, der den, welcher in Wirklichkeit ein Sünder ist, um des Opfers willen zum Gerechten machen kann und will. Die, welche also glauben, macht Gott aus Gnaden zu seinen Kindern und zu Erben aller Segnungen des messianischen Reiches; er schenkt ihnen seinen heiligen Geist, der sie rufen lehrt: Abba, lieber Vater, und in ihm die Quelle eines neuen sittlichen Lebens, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, die sittlichen Anforderungen des Gesetzes zu erfüllen und nun auch die wirkliche, auf dem Gesetzesstandpunkt unmögliche Gerechtigkeit eines geheiligten Lebens zu erlangen.

Das ist also das Geheimniß des Kreuzes. Man sieht: an diesem Einen Blick in das Wesen des Christenthums hängt nicht weniger, als eine ganze Weltanschauung. Das Christenthum ist ein völlig neues Heils- und Religionsprincip; ja von Religion, von einem Heil in Gott kann erst mit Christus die Rede sein. Das Judenthum mit seiner Gottesanschauung, mit den wesentlichsten seiner religiösen und sittlichen Begriffe ist vernichtet und abgethan. Der Gang der Weltgeschichte, die Rathschlüsse Gottes und seine Führungen mit den Menschen erscheinen nun in einem ganz neuen Licht und finden jetzt erst ihr Verständniß.

Das Christenthum ist ein neues Heils- und Religionsprincip. Im Judenthum hieß es: wer thut Alles, was im Gesetz geschrieben

ſteht, der iſt gerecht und wird leben; im Chriſtenthum heißt es: der Glaubende allein iſt gerecht und wird leben, oder — um dieſen Gedanken in der ganzen paradoxen Schärfe des Paulus auszudrücken — der Glaube wird als Gerechtigkeit angerechnet Dem, der nicht Werke thut, ſondern glaubt an Den, welcher den Gottloſen gerecht macht (Röm. 4, 5). Dort gilt die Gerechtigkeit aus dem Geſetz, hier die Gerechtigkeit aus dem Opfer oder aus Gnaden im Glauben; jene iſt von der Gerechtigkeit Gottes der Lohn für das eigene ſittliche Werk im Dienſt des Geſetzes, dieſe von der Gnade Gottes das Geſchenk für den Tod des Opfers dem Glaubenden (wie Holſten mit ſchlagender Kürze die Anſicht des Paulus zuſammenfaßt); jene ein Vertrauen auf eigenes Verdienſt und eigene Tugend, dieſe ein Vertrauen auf Gottes Gnade, die in den Schwachen mächtig iſt; jene eine Leiſtung des Menſchen an Gott, um dieſem aus dem Eigenen Etwas zu geben, dieſe dagegen eine unbedingte Hingebung an Gott, um von ihm lediglich zu empfangen. Die Religion iſt nicht eine Anſtrengung des Menſchen, um die Gerechtigkeit zu erreichen, die Gott verlangt, ſondern eine Gnadengabe Gottes, der dem Glaubenden die Gerechtigkeit aus freien Stücken ſchenkt.

Mit dieſem veränderten Religionsbegriff verändert ſich auch der Gottesbegriff. Die Gerechtigkeit, im jüdiſchen Religionsſyſtem in den Vordergrund des göttlichen Weſens geſtellt, tritt nun, nachdem ihr durch das Opfer Genüge geſchehen, zurück hinter die Liebe und Gnade. Gott iſt die Liebe; er hat den eigenen Sohn und damit ſich ſelbſt uns geſchenkt, wie ſollte er uns Etwas verſagen? Die Liebe macht im Chriſtenthum das eigentliche Weſen Gottes aus. Und die Liebe iſt allumfaſſend und die Gnade hat keine Schranken; allen Glaubenden wird ſie zu Theil; es giebt kein auserwähltes Volk mehr. Abba, lieber Vater! rufen Alle, welche an die in Chriſtus geoffenbarte Gnade Gottes glauben, und Alle ſind Gottes Kinder, die Chriſtus anziehen. Gott iſt ein Gott der Heiden wie der Juden; er ſieht die Perſon nicht an. Damit iſt der ganze Particularismus, der dem jüdiſchen Gottesbegriff weſentlich anhing, vernichtet und das Chriſtenthum iſt als die univerſelle Weltreligion verkündet.

Damit verändert ſich auch die Anſicht vom Menſchen. Vor der Gnade können die Menſchen nur bedürftige Sünder ſein. Dieſer Zuſtand iſt ein allgemeiner; da iſt Keiner, der gerecht ſei, auch nicht Einer; da iſt Keiner, der vor dem Anderen Etwas voraus habe;

Juden und Heiden ſind in gleicher Verdammniß. Und dieſer allgemeine Zuſtand der Sündhaftigkeit kann kein zufälliger ſein. Beruht der Kreuzestod Chriſti auf einem Rathſchluß, der von Ewigkeit her von der verborgenen Weisheit Gottes gefaßt worden iſt, ſo kann die menſchliche Sünde, durch welche jener bedingt iſt, nicht zufällig ſein; ſie iſt nothwendig, ob man ſich nun auf die Seite Gottes, oder auf die Seite der menſchlichen Natur ſtellen mag. Gott hat alle Welt unter die Sünde beſchloſſen und unter ihrer Gefangenſchaft zuſammengehalten, bis ſie reif geworden und die Gnade ſich in ihrer ganzen Fülle offenbaren konnte. Auch die menſchliche Natur iſt ſo beſchaffen, daß die Sünde nicht ausbleiben konnte. Der Menſch, wie er im Paradieſe von Gott erſchaffen worden, war von Erde, und als ſolcher von Hauſe aus fleiſchlich und ſinnlich; das höhere Princip in ihm war nur die lebende Seele, die Gott ihm eingehaucht, bis in dem zweiten Adam, dem Menſchen vom Himmel, Chriſtus, der lebendigmachende Geiſt käme.

Aber das Geſetz, das Gott durch Moſes gegeben? Was iſt nun das Geſetz? ſo fragt Paulus ſich ſelber (Gal. 3, 19). Worauf beruht ſeine Bedeutung und ſein Werth? Es iſt nur zwiſchen der dem Abraham gegebenen Verheißung und deren Erfüllung in Chriſtus hereingekommen, und hat nur eine vorübergehende, untergeordnete, proviſoriſche Bedeutung, wie es denn auch nicht unmittelbar durch Gott, ſondern durch die Vermittlung der Engel gegeben worden iſt; es iſt nur dazu da, die Sünde erſt recht zu dem zu machen, was ſie iſt, und die Uebertretungen noch zu mehren, und ſeine Wirkung iſt daher nicht, wie der Jude meint, die Gerechtigkeit, ſondern der Fluch. Es kann nicht lebendig machen, ſondern nur verdammen; für die Erlangung des Heils hat es nicht die geringſte Bedeutung. Tiefer konnte man nicht in's Herz des Judenthums einſchneiden, radicaler konnte man nicht mit ſeinen Traditionen brechen, empfindlicher konnte man ſeine Anſprüche nicht verletzen, als es von Paulus in dieſen Sätzen geſchehen iſt.

In welch' neuem Lichte erſcheint nun der Zweck und Gang der Weltgeſchichte! Welches ganz andere Verſtändniß haben nun die Wege Gottes mit der Menſchheit gefunden! Der erſte Menſch war von Erde, und die Geſchichte der Menſchheit bis auf Chriſtus ſtand unter der Herrſchaft der ſchweren, irdiſchen Materie, des Fleiſches, der Sünde; die ſittliche Beſchaffenheit der jüdiſchen und heidniſchen Welt bezeugte,

wie Paulus im Römerbriefe zeigt, immer augenfälliger und abschreckender dieſe Herrſchaft des niederen Princips. Da ſandte Gott nach dem Rathſchluß ſeines ewigen Erbarmens ſeinen Sohn, den zweiten Adam, den Menſchen vom Himmel, ſein eigenes Bild, den Abglanz ſeiner Herrlichkeit, deſſen innerſtes Weſen der lebendigmachende Geiſt iſt; mit ihm beginnt eine neue Weltepoche; die gegenwärtige, grob materielle Welt, die unter dem Drucke der Endlichkeit ſeufzt, wie der Menſch, und ſich mit dieſem ſehnt nach der Zeit, da die herrliche Freiheit der Gotteskinder ſoll völlig offenbar werden, wird des ſchweren, drückenden Stoffes entkleidet und zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde umgeſtaltet werden. Auch des Menſchen ſterblicher Leib wird verklärt werden zum Bilde des pneumatiſchen Leibes Chriſti, und den Anfang davon und das Unterpfand hat der Gläubige jetzt ſchon in dem Geiſt, der ihm geſchenkt iſt; mit der Taufe auf Chriſtus, mit dem Anziehen Chriſti beginnt jetzt ſchon unſichtbar dieſe Verwandlung des ſarkiſchen (fleiſchlichen) Leibes in einen pneumatiſchen, und wenn Chriſtus wieder kommt, wird dieſe Umwandlung eine allgemeine, den ganzen Kosmus umfaſſende ſein. Die Sünde wird nicht mehr ſein, und der letzte Feind des Menſchen, der Tod, wird aufhören und Gott wird Alles in Allem ſein. So iſt Das, was im Kreuzestod geſchehen iſt, nicht bloß ein neues Heils-, ſondern auch ein neues Welt-Princip. Das Chriſtenthum iſt der Mittelpunkt der ganzen Weltgeſchichte, auf den alles Vergangene hindrängte, von dem alles Künftige ausgeht; das Alte iſt vergangen, ſiehe! es iſt Alles neu geworden.

2. Die beiden anderen Geſichtspunkte, unter denen Paulus das Kreuz auffaßt, können kürzer abgemacht werden, weil er dadurch im Weſentlichen auf das gleiche Ergebniß geführt wird, das Chriſtenthum als ein völlig neues Princip des religiöſen Lebens zu erkennen. War Paulus bisher von dem Begriff eines ſterbenden Meſſias überhaupt ausgegangen, ſo faßt er jetzt ein einzelnes Moment dieſes Todes, das Abthun des Leibes in's Auge. Chriſtus iſt am Kreuze geſtorben; damit iſt an ihm alles Leibliche, Sinnliche, Endliche ein für alle Mal abgethan, an's Kreuz geſchlagen und vernichtet. Hinfort kennen wir keinen Chriſtus mehr nach dem Fleiſch (2. Cor. 5, 16), ſondern nur noch einen Chriſtus nach dem Geiſt. Der Herr iſt der Geiſt, wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit (2. Cor. 3, 17). Was Chriſtus ſeinem eigentlichen Weſen nach iſt, was die alles beherrſchende Trieb-

kraft seines Wesens ausgemacht hat, der Geist, der lebendigmachende Geist, der Geist der Heiligkeit, mit welchem er gesalbt gewesen ist ohne Maß, das hat sich in seinem Tode für Alle aufgeschlossen, befreit nun von allen endlichen, volksthümlich jüdischen, individuellen Schranken, an welche es während seines Lebens im Fleische noch gebunden gewesen war. Der jüdische Messias, alle die vergänglichen Züge, die ihm durch sein Geborensein vom Weibe, durch seine jüdische Gesetzeserfüllung („unter das Gesetz gethan"), durch seine davidische Abstammung („aus dem Samen Davids nach dem Fleisch"), durch alle seine leiblich-irdischen Beziehungen aufgedrückt waren, sind mit der Kreuzigung des Fleisches abgethan und werthlos geworden, und der durch das Fleisch noch verhüllte göttliche Lichtglanz auf dem Angesichte Jesu kann sich nun ungehemmt ergießen und Jeden, der an ihn glaubt, in dieselbe Lichtgestalt verwandeln. Paulus hat sich, wie Holsten durch ein scharfsinniges Eindringen in die Ausdrücke desselben gefunden hat, höchst wahrscheinlich Christus vorgestellt als den himmlischen Menschen, den Gott im Anfang der Schöpfung neben dem irdischen Menschen geschaffen habe, Gottes Thron mit den übrigen höheren Wesen umgebend in einem nicht irdisch materiellen, sondern himmlisch pneumatischen Lichtkörper; diesen Menschen vom Himmel hat Gott, als die Zeit erfüllt war, gesendet in einem dem irdischen Leibe, „dem Sündenleibe" gleichgestalteten Körper (Röm. 8, 3), damit er auf diesen die Strafe der Sünde lade, welche die Menschen verdient hatten, und so ihr Stellvertreter werde. Nachdem dieser nur für den Zweck der Erlösung angenommene Erdenleib im Kreuzestode abgethan war, war Christus wieder ganz, was er von Anfang an gewesen war, der Geist, der himmlische, verklärte, von allen irdischen Schranken befreite Mensch, wie Paulus ihn in seiner Vision bei Damascus geschaut hatte. So ist nun seit dem Kreuzestode der göttliche Lichtglanz auf dem Angesichte Christi durch nichts Irdisches mehr verhüllt und kann sich in vollen Strahlen über Jeden ergießen, der an ihn glaubt.

Ist aber Christus der Geist, so ist das Christenthum die Religion des Geistes und der Freiheit und alles Zurückfallen in das Ungeistige, Sinnliche, bloß Natürliche ist eine Verleugnung des Kreuzes. Von diesem Gesichtspunkt aus tadelt er die Hinneigung der Galater zu den jüdischen Formen des Gottesdienstes als eine Verleugnung des Kreuzes und einen Rückfall aus dem Geist in das Fleisch, in das Ungeistige, bloß Natürliche. „O ihr unverständigen Galater, wer hat

euch bezaubert? denen doch Jesus Christus vor Augen gemalt war, unter euch gekreuzigt. So unvernünftig seid ihr? Im Geiste habt ihr angefangen nnd wollet im Fleische enden? In der Freiheit, durch welche Christus euch befreit hat, stehet fest und lasset euch nicht wieder unter das Joch der Knechtschaft fangen. Diejenigen, welche im Fleische ihren Ruhm suchen, zwingen euch die Beschneidung auf, nur damit sie vom Kreuze Christi nicht beunruhigt werden. Ich aber, wenn ich mich einer Sache rühmen wollte, will mich nur des Kreuzes unsers Herrn Jesu Christi rühmen, durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt (d. h. Allem, was nur endlich, sinnlich, natürlich ist). Denn in Christus gilt weder Beschneidung, noch Vorhaut, sondern eine neue Kreatur."

Betrachten wir von hier aus das Wesen des Christenthums, so steht es als Geistesreligion im Gegensatz zu den Naturreligionen des Heidenthums und Judenthums. Ja so tief setzt Paulus das Judenthum herunter, daß er es nach einer Seite hin auf die gleiche Stufe mit dem Heidenthum setzt. Es macht den Menschen nicht bloß vom Zwang des Gesetzes abhängig, sondern, da es, wie das Heidenthum, auch seine an bestimmte Zeiten, Tage, Monate, Jahre gebundenen religiösen Institutionen und Kultusformen hat, von denselben elementaren und materiellen Naturmächten, deren Verehrung zum Charakter der heidnischen Naturreligion gehört (Galat. II, 3. 8—11). Dagegen der Christ ist in der Klarheit und Unendlichkeit seines Bewußtseins von aller Knechtschaft unter den endlichen Mächten der Welt, von allem Zwang äußerer, ungeistiger Formen befreit; er ist dem Allem abgestorben durch das Kreuz, er ist Herr über Alles, was Welt heißt, er gebietet über alles Aeußerliche und Alles ist sein durch den Geist, den er vom Herrn empfangen hat (1. Cor. 3, 22 f.), und sein vernünftiger Gottesdienst (Röm. 12, 1) ist allein die innerste, vom Geiste bestimmte Gesinnung. Das Christenthum ist die Religion der Innerlichkeit, die rein ethische Religion, welche die Bedingungen des Heils nicht in irgend etwas Aeußeres, Endliches, sondern nur in das innere, ewige, sittliche Wesen des Geistes setzt. So stellt es Paulus (2. Cor. 3, 4—13) auch gegenüber dem tödtenden Buchstaben, der die jüdische Religiösität beherrschte, als den Geist des Herrn, der die Freiheit ist, der dem Menschen die Decke vom Auge nimmt und ihn

mit aufgedecktem Angesicht hineinschauen läßt in den Lichtglanz Christi, um in sein Bild verklärt zu werden von einer Herrlichkeit zur andern.

3. Eine der vorigen nahe verwandte Beziehung gibt Paulus dem Tode Christi, wenn er an manchen Stellen seiner Briefe in der Kreuzigung des Leibes Christi ein Bild für die Aufhebung der Sünde sieht. Das Fleisch, d. h. der grobe materielle Erdenleib ist nach der Anschauung des Paulus der Sitz und die Quelle der Sünde. In der Kreuzigung des Fleisches hat dieses ein für allemal sein Urtheil empfangen, es ist gerichtet, die Sünde im Fleisch ist verurtheilt (Röm. 8, 3) und hat in der christlichen Weltperiode kein Recht mehr. Von jetzt an hat der Geist allein die Herrschaft; die Werke des Fleisches, die Paulus Gal. 5, 19 ff. aufzählt, vertragen sich nicht mehr mit der christlichen Weltperiode. Der Christ muß sein Fleisch kreuzigen, und, mit Christus sterbend, den alten Menschen ablegen und in einem neuen Leben wandeln. Alle, die auf Christus getauft sind, sind auf seinen Tod getauft; sie sind mit ihm begraben durch die Taufe auf den Tod (Röm. 6, 3). Wir wissen, daß unser alter Mensch mit Christus gekreuzigt ist, damit der Leib der Sünde vernichtet würde, daß wir nicht mehr der Sünde dienen, denn wer gestorben ist, ist von der Sünde losgesprochen. (Röm. 6, 6.) Das Kreuz ist somit das Symbol der Selbstverläugnung und Weltentsagung, und das Christenthum, wie es im Kreuze seinen Mittelpunkt hat, verkündigt der Welt die alleinige Geltung des Geistes, seiner inneren Freiheit und Unendlichkeit gegenüber der endlichen Welt und der bloßen Natürlichkeit.

So hatte Paulus durch einsames Nachsinnen über die Thatsache des gekreuzigten Messias die durch den Kreuzestod zerrissene Einheit seines religiösen Bewußtseins wieder gewonnen und auf den Trümmern seines früheren Glaubens, wenn auch aus den überbliebenen Steinen desselben — denn die Denkformen, durch welche er seine neue Ansicht begründet hat, sind ächt jüdisch — unter dem Kreuze eine neue großartige Weltanschauung entwickelt, an deren Ausbildung die religiöse Glut seines Herzens und die philosophische Kraft seines Geistes einen gleich großen Antheil hatte. Aber nicht bloß der denkende Geist hatte unter dem Kreuz seine Befriedigung und Einheit gefunden, auch das zerrissene Gemüth war zum Frieden gekommen, und der Wille hatte eine neue Schwungkraft erhalten. Wenn er jetzt auf sein früheres Leben unter dem Gesetz zurückschaute, kam es ihm

ganz fried- und freudlos vor, so freudlos, daß er es vorzüglicher gefunden hätte, zu sterben, als diesen vergeblichen Streit des Innern fortzusetzen (Röm. 7, 24); er kann nur seinem Gott danken, daß er ihm den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum, und ein Jubel der Erlösung dringt durch alle Schriften, die wir noch von ihm haben. Das Alte war vergangen, es war Alles neu geworden: kein Zorn, kein Gericht Gottes mehr, wie damals, da er noch durch des Gesetzes Werke gesucht hatte, gerecht zu werden, nur Liebe und unendliches Erbarmen, seit Gottes Gerechtigkeit Genüge erhalten hatte in dem Opfer des eigenen Sohnes. „Nun ist nichts Verdammliches mehr an Denen, die in Christo Jesu sind. Wir haben nicht mehr den knechtischen Geist, daß wir uns noch fürchten müßten, sondern den Geist der Kindschaft, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben an Christus, so haben wir Frieden mit Gott." Alles Schuldgefühl war gewichen vor dem Bewußtsein der Sündenvergebung, die Rechtsansprüche des Gesetzes mit dem sie begleitenden Fluche vernichtet; Friede und Freude im heiligen Geist war eingezogen in die Seele; an die Stelle des knechtischen Gehorsams war die freie Liebe getreten, welche des Gesetzes Erfüllung ist. Nur Eine Wunde brannte noch schmerzlich: daß er die Gemeinde des Herrn verfolgt und verstört hatte; er nennt sich darum den Geringsten unter den Aposteln, nicht würdig, den hohen Namen des Apostels zu tragen (1. Cor. 15, 9). Aber auch diese Schuld wußte er begraben im Meer des unendlichen Erbarmens und getilgt im Kreuzestode Christi. Diese selige Umwandlung seines ganzen Bewußtseins, die er im Glauben erfahren, drängt ihn nun zur Dankbarkeit und Gegenliebe: Den wieder zu lieben, der uns zuerst geliebt, sein ganzes Leben mit allen seinen Kräften und Gaben als ein lebendiges Dankopfer darzulegen für die erfahrene Erlösung, sein ganzes Wesen aus dem Geiste der Kindschaft und Liebe, den er von Christus erhalten, in täglicher Heiligung neu gestalten zu lassen, daß er, obwohl noch im Fleische lebend, in das gleiche Bild Gottes, welches Christus ist, verwandelt würde und der Lichtglanz auf dem Angesicht Christi sich auch in seinem Leben widerspiegelte — Das war nun der Entschluß seines Lebens. Und so, getrieben von der Liebe Christi und getragen von dem Bewußtsein, von Mutterleibe an von Gott zu dem hohen Amte eines Apostels bestimmt und von dem Herrn der Kirche selbst durch eine unmittel-

bare Offenbarung berufen zu ſein, ging er hin, das ihm widerfahrene Heil und die ihm gewordene neue Erkenntniß ſeinen Brüdern zu bringen und die Welt zu erfüllen mit dem Evangelium von Jeſus Chriſtus.

Und er ſah ein weites Feld vor ſich und reif zur Ernte. Nicht bloß die Menſchenwelt, ſondern die ganze Schöpfung ſah er ſeufzen unter dem Druck der Endlichkeit und ſich ſehnen nach der Freiheit der Gotteskinder. Und er hatte Eile. Es war die letzte Zeit, ein nur noch kurz zugemeſſener Zeitraum, in den Alles ſich zuſammendrängte zur endlichen Vollendung der ewigen Rathſchlüſſe Gottes, zum Abſchluß der bisherigen Weltperiode.*) In wenigen Jahren wird Chriſtus wieder kommen und Alles vollenden, aber er muß ein großes Volk haben, das ihm triumphirend entgegengeht. Neben dem urſprünglichen Volk Gottes, dem die Verheißungen der Väter anvertraut ſind, muß die Fülle der Heidenwelt erſt eingeführt werden zum Glauben an den Meſſias. Die erſtere Arbeit hatten die andern Apoſtel übernommen, die zweite, weit umfaſſendere fiel ihm zu. Von dieſen Ausſichten geſchwellt verließ er Arabien und betrat mit umgürteten Lenden, voll Glaubens und heiligen Geiſtes, das Gebiet ſeiner apoſtoliſchen Wirkſamkeit.

*) 1. Cor. 7, 29. 15, 52. 10, 11.

II.

Seine apoſtoliſche Wirkſamkeit.

Leider haben wir über den an äußern Erlebniſſen und innern Erfahrungen ſo reichen Zeitraum der auf die Bekehrung des Paulus folgenden zwanzig Jahre ſeiner Miſſionsthätigkeit nur höchſt ſpärliche Berichte. Die Nachrichten, welche die Apoſtelgeſchichte darüber gibt, ſind höchſt unvollſtändig und äußerlich; ſie gibt vielmehr äußerliche Anekdoten als ein lebensvolles, der geſchichtlichen Wahrheit entſprechendes Bild von der Perſönlichkeit und Wirkſamkeit des Paulus, von dem Hergang ſeiner chriſtlichen Gemeindegründungen, von den innern Verhältniſſen dieſer Gemeinden in der Heidenwelt. Ueber bedeutende, gewiß einen großen Zeitraum einnehmende Abſchnitte im Leben des Apoſtels, ſo z. B. über die Gründung der wichtigen Gemeinden in Galatien, ſchweigt ſie ganz, und auch über ſeine äußeren Schickſale gibt uns Paulus ſelbſt nur in der einzigen Stelle 2. Cor. 11, 20 ff. eine anſchaulichere und reichere Schilderung, als die Apoſtelgeſchichte mit ihrer Maſſe von einzelnen Nachrichten. Dagegen ſind die drei Briefe des Paulus an die Galater und die zwei an die Corinther für dieſen Zeitraum, beſonders was die Perſönlichkeit des Paulus und die innern Verhältniſſe ſeiner Gemeinden betrifft, eine unſchätzbare Quelle, durch die wir in den Stand geſetzt werden, die Berichte der Apoſtelgeſchichte theils zu berichtigen, theils zu ergänzen.

Entwerfen wir zuerſt eine äußere Skizze ſeiner Miſſionsthätigkeit. Nachdem er die Thatſache ſeiner Bekehrung in ſeinem denkenden Geiſte ſich zurecht gelegt hatte, ging er von Arabien wieder nach Damaskus, wo er bei einem wahrſcheinlich nur kurzen Aufenthalt das Evan-

gelium predigte. Die Juden hörten ihn mit Grauen und wußten es beim Befehlshaber der Stadt, welche in dem Kampfe zwischen Herodes und dem arabischen König Aretas in die Hände des Letztern gefallen war, dahin zu bringen, daß er ergriffen werden sollte. Er entrann mit Noth aus seinen Händen, indem er in einem Korbe vom Fenster aus über die Mauer niedergelassen wurde.*) Von da ging er nach Jerusalem, um Petrus „kennen zu lernen"; er blieb dort vierzehn Tage; von den übrigen Aposteln sah er Keinen, außer Jakobus, den Bruder des Herrn. Den christlichen Gemeinden war er unbekannt, nur daß sie gehört hatten, daß, der sie früher verfolgte, jetzt den Glauben predige, den er einst verstört. Und sie priesen Gott über ihn (Gal. 1. 19 ff.). Leider erhalten wir über die wegen des spätern Verhältnisses beider Männer zu einander so wichtige Frage, was in jenen Tagen zwischen ihnen zur Sprache gekommen und verhandelt worden ist, in den vorhandenen Urkunden keine Antwort. Daß Paulus unter Anderem diesen Aufenthalt benützte, um bei Petrus und Jakobus Erkundigungen über das Leben Jesu einzuholen, liegt in der Natur der Sache; daß aber sein Umgang mit diesen Männern nicht den geringsten Einfluß auf die in ihm bereits feststehende, auf innerer göttlicher Offenbarung beruhende Auffassung des Christenthums, auf sein Evangelium, wie er es nennt, ausgeübt hatte, versichert er selbst. Von seinem Besuch in Jerusalem wandte er sich in die Gegenden Syriens und Ciliciens, also zu den Völkern seines Heimatlandes — wie lange und mit welchem Erfolg, wissen wir nicht — bis er Antiochia, den Mittelpunkt der ganzen hellenistischen Provinz Syriens, zum Ausgangs- und Mittelpunkt seines Wirkens erwählte. Hier hatte sich durch eine glückliche Fügung der Umstände eine christliche Gemeinde gebildet, deren Grundstock hellenisch gebildete Juden ausmachten, an welche sich dann Heiden anschlossen. Eine solche von dem engherzigen Particularismus des Judenthums losgelöste Gemeinde war ganz nach dem Sinne des Paulus und er wirkte in ihr längere Zeit in Verbindung mit dem von Jerusalem gekommenen Hellenisten Barnabas.

Von hier aus unternahm er mit Barnabas, begleitet vom Segen der Gemeinde, seine erste Missionsreise zu verschiedenen Völkerstämmen Kleinasiens, über Cypern nach Pamphylien, Pisidien, Ly-

*) 2. Cor. 11, 32. 33. vergleiche mit Act. 9, 22 ff.

kaonien; Perge, Antiochia in Pisidien, Ikonium, Lystra, Derbe werden von der Apostelgeschichte als die Hauptorte genannt, in welchen es ihnen unter schweren Kämpfen gelang, christliche Gemeinden zu gründen. Der Erfolg der bisherigen vierzehnjährigen Thätigkeit des Apostels unter den Heiden in Asien, wenn auch nicht glänzend, wenn auch seinen anfänglichen sanguinischen Erwartungen schwerlich entsprechend, war doch immerhin groß genug, daß er die Aufmerksamkeit der von den alten Aposteln geleiteten judenchristlichen Gemeinde in Jerusalem auf sich zog und den Paulus berechtigte, bei einer persönlichen Anwesenheit in Jerusalem seinen Gegnern gegenüber sich auf die sichtbaren Kraftertweise zu berufen, welche Gott seinem Evangelium unter den Heiden verliehen habe und dadurch die judenchristlichen Angriffe für den Augenblick zur Ruhe zu bringen. Nachdem er auf diese Weise sein göttliches Recht, die Heidenwelt zu christianisiren, den Jerusalemiten abgerungen und seinerseits das Versprechen gegeben hatte, der armen Christen in Jerusalem eingedenk zu bleiben, trat er von Antiochien aus seine zweite größere Reise an, die im Verhältniß zu ihrer kurzen Dauer mit weit reichlicherem Erfolg gekrönt wurde, als seine bisherige Thätigkeit. Wahrscheinlich auf dieser Reise war es, daß er die Gemeinden Galatiens gründete, an welche er einige Jahre hernach den uns noch überlieferten Brief an die Galater richtete; in Syrien, Cilicien, Lykaonien, Mysien früher Erobertes befestigend und stärkend, neue Anknüpfungspunkte für das Evangelium suchend, gelangte er nach Troas, an die Grenze von Asien und Europa, wo Morgenland und Abendland sich berühren. Er beschloß, das Kreuz in das Abendland hinüberzupflanzen. Athen und Rom, die Hauptresidenzen des klassischen Heidenthums, welche die ganze damalige Welt unterjocht hatten, das eine durch seine Bildung und Sprache, das andere durch seine Waffen und Gesetze, sollten selber sich nun beugen unter den Gehorsam des Glaubens an den Gekreuzigten. Von drei vertrauten Genossen, Silas, Timotheus, Lucas, begleitet landete Paulus um's Jahr 50 in Macedonien, wo sie in Philippi, Thessalonich und anderen Städten Gemeinden gründeten. Aus mehreren Städten vertrieben, wandten sie sich nach Athen, wo indeß ihre Predigt wegen des eitlen auf Wortkünste und Schulgezänk gerichteten Sinnes der Bewohner wenig Eingang fand. Von hier sandte Paulus den Silas und Timotheus nach Macedonien zurück, die jungen Gemeinden zu stärken und wandte sich nach Corinth, wo jene wieder mit ihm

zusammentrafen. In dieser Stadt, welche nach ihrer Zerstörung durch die Römer 146 vor Christus sich aus ihren Trümmern zu der früheren Herrlichkeit erhoben hatte und damals mehr als jede andere griechische Stadt Alles in sich vereinigte, was ein Grieche für schön und preiswürdig hielt, verweilte er gegen zwei Jahre und wurde der Gründer der corinthischen Gemeinde, deren genauere Kenntniß wir den beiden Briefen an die Corinther verdanken. Nachdem er so im Herzen des Abendlandes dem Christenthum eine gesicherte Stätte bereitet hatte, ging er wieder nach Asien hinüber und setzte sich in Ephesus, der damaligen Hauptstadt des prokonsularischen Asiens, dem Hauptsitz des Artemiskultus und der heidnischen und jüdischen Magie; er verweilte dort — nach der gewöhnlich angenommenen Zeitrechnung — gegen drei Jahre, von 54 bis 57. Hier eröffnete sich ihm, wie er selbst sagt, eine große und starke Thüre, aber er stieß auch auf viel Widerstand (1. Cor. 16. 8.). Der Eingang, den hier das Christenthum fand, scheint so bedeutend gewesen zu sein, daß auch die Heiden anfingen, besorgt zu werden, der Dienst der alten Götter möchte durch den neuen Glauben verdrängt werden.*) Paulus selbst redet von einem Kampf mit den Thieren, dem er in Ephesus ausgesetzt gewesen (1. Cor. 15, 32), worin aber dieser bestanden, ob er buchstäblich oder bildlich gemeint sei, ist nicht mehr auszumachen. In die Zeit seines Aufenthaltes in Ephesus fällt wahrscheinlich die Abfassung der beiden Briefe: an die Galater und des ersten an die Corinther.

Von Ephesus aus machte er eine Reise nach Macedonien, auf welcher er noch in Asien gefährlich erkrankte; von Macedonien aus schickt er seinen treuen Titus mit dem zweiten Corinther Brief nach Corinth, begiebt sich dann selbst in diese Stadt und verweilt drei Monate im Winter 59 in Griechenland. Bereits trägt er sich wieder mit neuen großartigen Planen zur weitern Verbreitung des Evangeliums; er wendet sein Angesicht noch mehr nach Westen und schreibt von Corinth aus den Brief an die Christengemeinde in Rom, sein persönliches Erscheinen daselbst in Aussicht stellend. Vorher aber will er noch einmal nach Jerusalem. Er hat unterdessen das Versprechen, das er beim Apostelconvent in Jerusalem gegeben, der armen Christen in Palästina eingedenk zu sein, treulich erfüllt, eine reiche, die eigene Erwartung des Paulus übersteigende Collecte ist in seinen Gemeinden

*) Vergleiche Act. 19, 23 ff. Aufstand des Demetrius.

zusammengelegt worden und mit dieser geht er nun hocherfreut nach Jerusalem, hoffend, soviel an ihm lag, den Riß der verschiedenen Glaubensauffassungen, der zwischen Juden- und Heiden-Christen entstanden war, durch die werkthätige Liebe zu heilen. Aber kaum dort angelangt, erkannte er die unheilbare Mißstimmung der Judenchristen und den wüthenden Haß der Juden gegen ihn. Nur das Einschreiten des römischen Befehlshabers der Stadt konnte ihn den Händen der Letzteren entreißen, aber die Gefangenschaft, in die er gerieth, hemmte seinen weiteren Lauf.

Wenn wir nach diesem kurzen äußeren Umriß uns mehr den inneren Verhältnissen jener Zeit zuwenden und hier zuerst nach den Ursachen fragen, welche der Predigt von dem Gekreuzigten bei der damaligen Heidenwelt einen so schnellen und überraschenden Erfolg verschafft haben, so werden wir dieselben theils in der Sache, die den tiefsten Bedürfnissen jener Zeit entgegenkam, theils in der Persönlichkeit, von der sie vertreten war, zu suchen haben.

Was die Sache betrifft, so deutet Paulus selbst das Richtige an, wenn er einmal sagt: als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn. Einmal war es überhaupt eine religiös reizbare und fast fieberhaft erregte Zeit. Der bisherige Glaube hatte sich ausgelebt, man hatte kein rechtes Vertrauen mehr zu den alten Göttern, man grübelte nach neuen Grundlagen des Glaubens. Fand ja doch jeder neue Weg, sich mit dem Unendlichen in Verbindung zu setzen, von Philosophen, Goeten, Traumdeutern, Phantasten betreten, Anklang; ward ja jeder Stein, der für Brod ausgegeben wurde, schmackhaft gefunden. Aus dieser Ursache, dem Mangel an innerer Befriedigung mit den bisherigen Grundlagen der Religiosität waren in jener Zeit so zahlreiche Heiden schon zum Judenthum übergetreten, obwohl dasselbe wegen seiner Ausschließlichkeit, seiner Verachtung der Heiden, seiner Verschmelzung der allgemeinen religiösen Wahrheiten mit nationalen Sitten und Einrichtungen so wenig Anziehendes für einen heidnischen Sinn haben konnte. „So weit, klagt Seneca, der heidnische Zeitgenosse des Paulus, hat die Sitte des lasterhaftesten Volkes um sich gegriffen, daß sie bereits in allen Ländern Eingang gefunden hat; die Besiegten haben den Siegern Gesetze gegeben.“ Viele von diesen ließen sich durch die Beschneidung in den jüdischen Nationalverband aufnehmen, weit Mehrere aber, besonders Frauen (vgl. Act. 13, 50) schlossen sich an das Judenthum nur so an, daß sie, ohne sich durch das mosaische

Ritualgesetz binden zu lassen, den Gott Israels als den allein wahren anbeteten (Proselyten des Thors, σεβομενοι τον θεον genannt), wovon die Apostelgeschichte in dem Hauptmann Cornelius uns ein ansprechendes Beispiel vor Augen stellt. Wie leicht und natürlich mußte bei diesen der Uebergang zum Christenthum sein, wie es Paulus verkündigte, das ihnen denselben monotheistischen Gottesbegriff und alle wahrhaften und allgemein religiösen Elemente des Judenthums bot, aber in gereinigter und vergeistigter Gestalt, ohne seinen Bekennern das lästige Joch sonderbarer particularistischer Gebräuche aufzulegen. Gewiß hatte es in jeder Stadt solche, Juden gewordene oder zum Judenthum neigende Heiden, an welchen Paulus bei seiner Missionsthätigkeit der Natur der Sache nach gewiß die ersten Anknüpfungspunkte für seine evangelische Verkündigung fand. *)

Aber nicht bloß aus Mangel an innerer Befriedigung mit ihrem alten Glauben wandte sich die Menschheit jener Zeit dem Christenthum zu, wie sie auch jedem phantastischen Thaumaturgen und Goeten ein geneigtes Ohr schenkte, sondern das Christenthum war wirklich Dasjenige, was dem fortgeschrittenen Geist der Menschheit entsprach, das lösende Wort, nach dem die Zeit schon lange in den verschiedensten Versuchen gerungen hatte. Man hat auf die mannigfach günstigen Zeitverhältnisse hingewiesen, welche die besondere Vorsehung Gottes der Verbreitung des Christenthums in der Welt entgegenbrachte: auf die allgemeine Verbreitung der griechischen Sprache seit den Eroberungszügen Alexanders des Großen, auf die Zusammenfassung aller Völker in eine Weltmonarchie unter die Zucht und dem Schutz Eines Gesetzes, auf die in allen Ländern durch die Römer angelegten und gebahnten Heerstraßen der Kultur, durch welche der Zugang zu jedem Volk so sehr erleichtert worden sei u. s. w. Aber man muß tiefer gehen und sagen: die Vereinigung aller Völker der römischen Welt zu Einer Sprache — der griechischen — unter Einem

*) Wenn die Apostelgeschichte Paulus in allen Städten sich zuerst an die Juden wenden läßt, so trifft sie gewiß damit die geschichtliche Wahrheit, da dieses Verfahren ganz durch die Beschaffenheit der Verhältnisse gefordert war. Aber die Begründung dieses Verfahrens, welche sie dem Apostel recht geflissentlich an mehreren Orten in den Mund legt, als wäre es das Privilegium der Juden als der auserwählten Nation, das Evangelium zuerst zu hören, und dürfte dasselbe erst, wenn es diese von sich weisen, den Heiden gebracht werden, ist ungeschichtlich und widerspricht den von Paulus selbst klar genug ausgesprochenen Grundsätzen.

bürgerlichen Gesetz — dem römischen —, unter Einem aus dem Wesen des menschlichen Geistes abgezogenen Sittengesetz, wie es seit Sokrates in den Schulen der Philosophen entwickelt und von den Römern populär ausgeführt worden ist —, das Alles war nur die gleiche Bewegung desselben menschlichen Geistes, der jetzt auch mit innerer Nothwendigkeit zu einer Alle befassenden Weltreligion hindrängte,*) der jetzt die Mündigkeit und Reife erlangt hatte zur Hervorbringung und zum Verständniß einer Religion, welche Alles, was Mensch heißt, ohne Unterschied der Nationen, Stände und Geschlechter unter die gleiche Sünde, wie unter das gleiche Heil befaßte, welche die Menschen mit Geringschätzung aller nur endlichen Unterschiede und zeitlichen Schranken einzig und allein auf Dasjenige ansah, was Allen gemein ist, auf ihr Verhalten zum Ewigen und Unendlichen. So war das Christenthum beschaffen, wie es Paulus im Gegensatz gegen das Judenthum und Judenchristenthum in seinem Geiste ausgebildet hatte, und er allein hatte daher den göttlichen Beruf und er allein konnte diesen Beruf mit Erfolg erfüllen, das Christenthum unter die Heiden zu bringen.

Uebrigens war es nicht nur dieser Universalismus, in welchem das Christenthum mit der allgemeinen Strömung des Geistes zusammentraf, was ihm zum Siege in der damaligen Welt verhalf. Auch in seinen einzelnen Anschauungen und seinen wesentlichen Forderungen kam es dem herangereiften Bedürfnisse seiner Zeit entgegen.

Ein neuerer, dem Christenthum feindlich gesinnter Schriftsteller schildert den Umschwung, der durch das Christenthum in der Welt hervorgebracht worden, in einem dichterischen Bilde: Er sieht die Götter der Welt im olympischen Saale an der Tafel sitzen, den goldenen Nektar schlürfend, an heitern Gesängen und Scherzen sich ergötzend; da tritt ein bleicher Mann mit gedankenvoller, schmerzgefurchter Stirn herein, ein schweres hölzernes Kreuz auf dem Rücken; er legt das Kreuz auf die Marmortafel, diese zerspringt mit lautem Krachen, die Götter fliehen bestürzt und ein tiefer Ernst lagert sich über der freudlosen Welt. Es liegt Wahrheit in diesem dichterischen Bilde. Ganz treffend hat Paulus den unterscheidenden Charakter der vorchristlichen, besonders der heidnischen Welt in der Gebundenheit an die sinnlichen Mächte der Welt gefunden. Das Prinzip der alten

*) Vergl. Baur, die drei ersten christlichen Jahrhunderte.

Welt, derjenigen, mit der es Paulus auf seiner zweiten, wichtigsten Reise zu thun hatte, war die unmittelbare Natürlichkeit. Naturbestimmtheiten machten den Werth des Menschen aus — die Nation, welcher man angehörte: daher galten den Griechen und Römern alle andern Völker als Barbaren, der Jude sah mit Verachtung auf alle Nichtjuden als verworfene „Gojim"; das Geschlecht — der Mann als der starke war allein werthvoll, das Weib als das schwache nur Magd; die Geburt — nur der Bürger war frei, die Andern rechtlose Sklaven. Daher der Stolz des natürlichen Menschen auf seine Vorzüge, das ungebrochene Kraftgefühl, dem selbst der Begriff von der Demuth fehlte, eine Folge davon die Selbstsucht, auch wenn sie sich erweiterte zur Liebe gegen den Staat und zum begeisterungsvollen Wirken für das eigne Volkswesen. Hand in Hand mit dieser Gebundenheit an das Sinnliche, durch die Natur Gegebene als dasjenige, was erst den Menschen zum Menschen macht, geht auch in moralischer Beziehung die Versenkung in die Sinnlichkeit und ein heiterer, arglöser Genuß der Güter dieser Welt und ein Gehorsam gegen die natürlichen Triebe und Begierden, woran man selbst bei den Göttern keinen Anstoß nimmt und kein Arg hat. Der Mensch thut, was dem Herzen gelüstet und dem Auge wohlgefällt. Daher besonders über die geschlechtlichen Beziehungen, an welchen die Sittlichkeit eines Volkes vor Allem aus zu messen ist, eine Laxheit der Begriffe, welche, wo wir sie selbst bei den edelsten und reinsten Männern der alten Welt antreffen, für unser Bewußtsein etwas ganz Befremdendes hat. Diese in mancher Hinsicht wieder schöne und reizvolle Periode der ungebrochenen Natürlichkeit hatte sich aber zu der Zeit, da das Christenthum in die Welt eintrat, mehr und mehr ausgelebt. Die heiteren Götter waren längst vom Himmel gestiegen. Seit Plato *) hatte der denkende Geist angefangen, sich von der Wirklichkeit, die ihn nicht mehr befriedigte, wegzuwenden zu der über die wirkliche Welt hinausliegenden wahren Wesenheit der Dinge, aus der Welt einzukehren in sich und eben damit in das Unendliche, mit Einem Wort in den Himmel. Der Gegensatz des Geistes und Fleisches und die damit zusammenhängende Umänderung in der Ansicht von der Welt und der

*) Es ist nicht von Ohngefähr geschehen, daß in den ersten Jahrhunderten der christlichen Weltperiode die meisten gebildeten Heiden ihren Weg zum Christenthum durch Plato machten.

ſittlichen Aufgabe war nach und nach in das allgemeine Bewußtſein der Welt übergegangen; die verſchiedenſten Erſcheinungen auf dem Gebiete des Geiſtes zur Zeit des Chriſtenthums: die alexandrianiſche Theologie, der Neuplatonismus, der Eſſäismus mit ſeiner innerlichen, weltſcheuen Frömmigkeit, Vertreter der heidniſchen Bildung, wie Seneca, ſteuerten alle gleicher Weiſe nach dieſem Ziele hin. An die Stelle des die Welt klar erfaſſenden, heiter genießenden, in der Gegenwart befriedigten Geiſtes voll ſtolzen natürlichen Kraftgefühls trat ein Gefühl von der Ohnmacht und Sündhaftigkeit des Lebens und von der Nichtigkeit alles Endlichen, das Bedürfniß der Einkehr aus der Welt in das Innere, die Anſicht vom leidenden Gehorſam und von einem duldenden Verhalten gegenüber den Mächten der Welt. Und dieſer in der natürlichen Entwicklung des menſchlichen Geiſtes begründete Umſchwung des allgemeinen Bewußtſeins wurde befördert durch das Unglück der Zeit, das mit dem eiſernen Arme der Römer ſchwer auf der geknechteten Welt laſtete, unter deſſen Druck ein ſo antiker Geiſt, wie Tacitus, in düſterer Verzweiflung nach dem idylliſchen Zuſtand deutſcher Barbaren hinüberſchaute, ein Plinius, der Jüngere, ſich aus dem öffentlichen Leben nach der Einſamkeit und Stille ſeiner Landgüter ſehnte, Andere aber nach Nichts Geringerem ausſchauten, als nach dem baldigen Untergang der Welt.

Allen dieſen Bedürfniſſen der Zeit kam das Chriſtenthum als ihre Erfüllung entgegen. Das tiefe Gefühl der Sünde und daraus entſpringend das Bedürfniß der Sündenvergebung; die Forderung, in ſich zu gehen und Buße zu thun; der Glaube als das rein nur empfangende Verhalten gegen die ſich gnädig der menſchlichen Schwachheit zuneigende Gottheit mit Ausſchließung aller eigenen Leiſtungen und Abſchneidung jeglichen menſchlichen Verdienſtes; das ſcharf ausgeſprochene, in dem Glauben an das nahe Weltende beſonders markirt hervortretende Bewußtſein von der Nichtigkeit der Welt gegenüber dem Himmelreich und der Selbſtgewißheit des in Gott befriedigten Geiſtes; ein leidender Erlöſer, der von Herzen ſanftmüthig und demüthig alle Beladenen zu ſich rief, die Leidtragenden ſelig pries, den Armen das Himmelreich öffnete, den Friedfertigen und Verſöhnlichen den Beſitz der Welt verſprach und zur Selbſtverleugnung und Weltentſagung aufrief; die dem Chriſtenthum eigenthümliche Vorliebe für das Verlorene, von der Welt Verſtoßene und Verachtete, die alle Menſchen ohne Unterſchied umfaſſende, dienende Liebe mit ihrem Grundſatz, daß

der Stärkere für den Dienſt des Schwächeren da ſei; endlich der Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Fleiſch, auf welchen beſonders Paulus das Chriſtenthum in den verſchiedenſten Wendungen zurückgeführt hatte, und die Forderung, das Fleiſch zu kreuzigen und abzutödten: durch dieſes Alles hatte das Chriſtenthum nur ausgeſprochen und zu einer großartigen religiöſen Weltanſchauung zuſammengefaßt, was längſt im Geiſt der Zeit gegährt hatte, wornach der fortſtrebende menſchliche Geiſt ſchon lange in den verſchiedenſten Verſuchen gerungen hatte. Es iſt der innere Menſch, wie Paulus ſo ſchlagend ſich ausdrückt, der im Chriſtenthum zu ſeinem Rechte gekommen iſt. Es begann die Zeit der Gemüthsinnerlichkeit. Das Gemüth, wofür die römiſch-griechiſche Welt nicht einmal einen Namen gehabt, dem erſt das Chriſtenthum den vollen Gehalt und die weſensverwandte germaniſche Nation eine Stätte in ihrem Herzen gab, das Gemüth mit ſeinem inneren, verborgenen Leben, mit ſeinem unendlichen, nicht in ſcharfe Begriffe faßbaren Inhalt, mit ſeinem Sehnen und Bangen nach einem über die wirkliche Welt hinausliegenden Unendlichen trat jetzt als eine neue Weltmacht auf.

Wenn wir den Verſuch gemacht haben, diejenigen Mächte der Zeit aufzuzeigen, welche der Verkündigung des Evangeliums günſtig entgegenkamen, ſo wollen wir damit die Arbeit und das Verdienſt des Heidenapoſtels in keinem Punkt geſchmälert haben. Das Alte, wenn auch innerlich längſt faul und zerfreſſen, hat ſich doch mit den Vorurtheilen, mit der Gewohnheit, mit allen öffentlichen und privaten Zuſtänden, ſelbſt mit den edlen und heiligen Gefühlen der Menſchen ſo innig verwachſen, daß es immer einen Kampf auf Leben und Tod abſetzt, bis ein neuer Glaube in den Herzen Wurzel faßt und umgeſtaltend in die Zuſtände einwirken kann. Was Paulus getragen und gelitten hat, das deutet er uns in zwei zufällig hingeworfenen Stellen ſeiner Briefe an, die in ihrer bündigen Kürze eine ganze Biographie enthalten. Gering geſchätzt von ſeinen judenchriſtlichen Gegnern und angeſchwärzt bei ſeiner Gemeinde in Corinth, ruft er aus (2. Cor. 11, 22—29): „Sie ſind Hebräer, ich auch; ſie ſind Iſraeliten, ich auch; ſie ſind Abrahams Same, ich auch; ſie ſind Diener Chriſti — ich rede thöricht — ich bin wohl mehr. Ich habe mehr gearbeitet, ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todesnöthen geweſen. Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins. Ich bin dreimal geſtäupet, einmal geſteinigt worden,

dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meeres. Ich habe oft gereiſet, ich bin in Gefahr geweſen zu Waſſer, in Gefahr unter den Mördern, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in den Städten, in Gefahr in der Wüſte, in Gefahr auf dem Meer, in Gefahr unter den falſchen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, — in Hunger und Durſt — in Froſt und Blöße."

Ein ähnliches Bild von ſeinem innern und äußern Leben entwirft er uns in der von hohem redneriſchem Schwung getragenen Stelle 2. Cor. 6, 4—10: „in allen Stücken ſtelle ich mich als Gottes Diener dar, unter vielen Erduldungen und Drangſalen, unter Noth, unter Angſt, unter Schlägen, Gefangenſchaft, Aufruhr, Arbeit, Nachtwachen, unter Nahrungsloſigkeit, in Lauterkeit, in Erkenntniß, in Langmuth, in Freundlichkeit, im heiligen Geiſt, in ungeheuchelter Liebe, in Verkündung der Wahrheit, in der Kraft Gottes; durch die Waffen der Gerechtigkeit, zum Angriff wie zur Vertheidigung, in Ehre und Schande, in gutem und böſem Ruf, als Verführer betrachtet und doch wahrhaft, als unbekannt und doch erkannt, als Sterbender und ſiehe ich lebe, als Gezüchtigter und doch nicht getödtet, als Trauernder und doch immer froh; als Bettler und doch Viele bereichernd; als Nichts Beſitzender und doch Alles innehabend."

Wir müſſen nun dem Bilde des Mannes näher treten, um zu ſehen, wie beſchaffen das Werkzeug war, welches Gott zum erſten Verkündiger des Chriſtenthums in der heidniſchen Welt auserſehen hatt.

Körperlich ſcheint Paulus, wie wir aus mehreren Stellen ſeiner Briefe ſchließen müſſen, für ſeinen hohen Beruf nicht eben günſtig ausgeſtattet geweſen zu ſein. „Seine Briefe — hören wir ſeine corinthiſchen Gegner ſagen — ſind gedankenſchwer und ſtark, aber ſeine perſönliche Erſcheinung iſt ſchwach und ſeine Rede unbedeutend." Eine Feuerſeele in einem kleinen, unanſehnlichen, dazu ſchwächlichen und kränklichen Körper! Er ſpricht davon, daß er den köſtlichen Schatz in einem irdiſch gebrechlichen Körper trage und rühmt ſich ſeiner körperlichen Schwachheit, weil das Göttliche, die Macht der Gnade und die Gewalt des Geiſtes ſich nur um ſo herrlicher erzeige, je nichtiger das Werkzeug ſei, deſſen es ſich bediene. Er ſpricht davon, daß Gott ihm einen Pfahl in's Fleiſch gegeben habe, den Engel des Satans, der ihn mit Fäuſten ſchlage, damit er ſich der hohen Offenbarung Gottes, die ihm in ſeinen Viſionen zu Theil wurde, nicht

rühme; er habe Gott dreimal gebeten, daß er ihn von seinem Leiden befreie, aber Gott habe ihm geantwortet: „laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Wir wissen nicht, worin dieses Leiden bestanden hatte; der Zusammenhang aber, in welchen es Paulus mit seinen Visionen bringt, und der eigenthümliche Ausdruck, mit dem er es bezeichnet — Faustschläge des Satans — deutet mit Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß die höchsten und seligsten Augenblicke seines geistigen Lebens, seine aus der tiefsten Erregung und Anspannung aller seiner geistigen und gemüthlichen Kräfte erfolgten Visionen von krampfhaften, der Epilepsie ähnlichen Zuständen des Körpers begleitet gewesen sind — ein Aufruhr des ganzen körperlichen und geistigen Organismus, wie wir ihn bei Visionären so häufig finden. *)

Eben so wenig, als seine körperliche Erscheinung, scheint seine Rede imponirt zu haben. Den Spott seiner Feinde über seine Rede haben wir oben vernommen; er selbst nennt sich einen Idioten in der Rede (II. Cor. 11, 6) und rühmt sich an einem andern Orte, daß er nicht in hohen Worten menschlicher Weisheit gesprochen habe. Auch der schriftliche Ausdruck seiner Gedanken scheint ihm schwer geworden zu sein (vgl. Gal. 6. 11). Und doch zeigen seine Briefe überall die hinreißende Gewalt einer die Geister gefangen nehmenden, jedes feindliche Bollwerk stürmenden Beredtsamkeit. Beides läßt sich auch recht wohl zusammen reimen. Paulus vereinigte alle Gaben in sich, die den vollendeten Redner machen: eine unerbittlich scharfe Logik, welche die geheimsten Unterschiede der Begriffe durchschaute und alle Erscheinungen bis zu ihren letzten Gründen zu verfolgen und die Gedanken in eine schlagende, kühne, oft paradoxe Spitze auszuleiten verstand, mit einer reichen Phantasie und einer Erregbarkeit des Gefühls, das seine innigste Theilnahme und seine ganze Gluth in alles hineinlegte, was der Verstand als wahr erkannt hatte. Wie wogt und stürmt und drängt es in den beiden Briefen an die Corinther und in dem Brief an die Galater! selbst im Satzbau erkennt man das Schlagen des Herzens. Auch in der ruhigen dogmatischen Darlegung der christlichen Grundbegriffe im Römerbriefe bricht überall die Leidenschaft eines für seine höchsten Güter begeisterten Gemüthes, das Pathos des

*) Vergl. Holsten, die Christusvision des Paulus in Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, 1861, III.

Herzens durch. Wie ſollte ein ſo organiſirter Menſch kein Redner geweſen ſein? Aber allerdings ein populärer Redner war er nicht; dazu war er zu gedankenſchwer. Die Ueberfülle der ſtets ſich drängenden Gedanken, die er möglichſt kurz, bündig, prägnant zu faſſen ſuchte, machte ſeine Rede ſchwer (wie dieß ſchon der Verfaſſer des ſogenannten zweiten Briefes Petri 3, 16. angedeutet hat). Dazu kam die ungemeine Schwierigkeit, einen völlig neuen Inhalt des religiöſen Bewußtſeins in die Worte einer, für eine ganz andere Vorſtellungswelt ausgeprägten Sprache, der griechiſchen, zu faſſen. Paulus iſt der Schöpfer einer neuen, religiöſen Sprache geworden. Man nehme nur die zahlreich vorkommenden Ausdrücke: in Chriſtus ſein, Chriſtus anziehen, mit Chriſtus ſterben, nicht ich lebe mehr, ſondern Chriſtus lebt in mir, wer in Chriſtus iſt u. ſ. w. und man ſieht: Paulus mußte eine neue myſtiſche Welt des Gemüthes in einer für ganz andere Bedürfniſſe geſchaffenen, ihm ſelbſt fremden Sprache ausdrücken, und man begreift das ſchwere Ringen des Gedankens mit der Form, welche dem neuen, unendlichen Inhalt nicht gewachſen war. So hat ſich in der Perſon dieſes erſten und größten Apoſtels des Chriſtenthums, und zwar gerade in ſeinen Mängeln, in der körperlichen Gebrechlichkeit, und in dem Mangel der Rede das eigentliche Weſen des Chriſtenthums anſchaulich ausgeprägt: das Uebergewicht des Gedankens über die Form, des unendlichen Gehalts über das äußere Gefäß, des Geiſtes über das Fleiſch. „Wenn der äußere Menſch verweſet, wird der innere Menſch erneuert von Tag zu Tag.“ Wie Chriſtus eben als der Gekreuzigte in der tiefſten äußern Erniedrigung, in der Entblößung von allen weltlichen Reizen, verlaſſen von allen endlichen Gütern, ausgeſtoßen von der Welt der Gottesſohn iſt, der Träger des Geiſtes, der Spender aller Seligkeit und ſomit der verkörperte Gedanke des Chriſtenthums, ſo iſt Paulus mit einem ſchwachen Körper, mit einem unſcheinbaren Aeußern, „arm und doch Viele bereichernd, Nichts habend und doch Alles beſitzend“, hingegangen, die Thorheit des Kreuzes zu verkündigen, und an ſich ſelber das Geheimniß des Chriſtenthums zur Anſchauung zu bringen, daß Gott ſtark iſt eben in den Schwachen.

Und er war ſtark in Paulus. Es liegen uns noch zahlreiche Beweiſe vor, welch' eine hinreißende Gewalt die Perſon des Paulus über die Herzen der Menſchen ausübte. Seine Gemeinden in Galatien kann er an die Zeit ſeines Aufenthaltes unter ihnen mit den Worten erinnern: „Ihr wißt, daß ich euch in Schwachheit des Flei-

ſches das Evangelium verkündigt habe zum erſten Mal; und dieſe meine körperlichen Anfechtungen haben euch ſo wenig von mir zurückgeſtoßen, daß ihr mich wie einen Engel Gottes aufgenommen habt, ja wie Jeſus Chriſtus ſelbſt. Wie waret ihr ſo ſelig dazumal! Ich bezeuge euch, ihr hättet, wenn möglich, eure Augen ausgeriſſen und mir gegeben." (Gal. 4, 13. 14.) Und der Gemeinde in Corinth gegenüber, die durch Parteiungen zu einem großen Theil in ſeiner Abweſenheit ihm entfremdet worden war, legt er das ganze Gewicht ſeiner Perſönlichkeit ein, wenn er ſchreibt: „Es blähen ſich Etliche auf, als wenn ich nicht zu euch komme. Ich will aber gar ſchnell zu euch kommen, ſo der Herr will, und erproben nicht die Worte der Maulhelden, ſondern ihre Kraft. Denn nicht in Worten ſteht das Reich Gottes, ſondern in der Kraft. Was wollt ihr: ſoll ich mit der Ruthe zu euch kommen oder mit der Liebe, im Geiſt der Sanftmuth?" (1. Cor. 4, 18—21.)

Und wie hat er bei der Apoſtelzuſammenkunft in Jeruſalem das Murren der compacten, mächtigen judenchriſtlichen Gemeinde geſtillt nur durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit und der Erfolge, welche ſie erreicht hatte! Nur hinter ſeinem Rücken ſehen wir ſeine Gegner gegen ihn operiren, in Gemeinden, die er verlaſſen hatte; wo er dagegen perſönlich auftrat, ſchwieg der Widerſpruch (Gal. 2. 3.). Daher, ſo lange er lebte, ein überraſchender Erfolg ſeines Evangeliums, dagegen nach ſeinem Tode ein kühnes Eindringen der judaiſirenden Richtung in die meiſten Poſitionen, welche er errungen hatte, bis endlich Petrus das erklärte und gefeierte Haupt der Kirche geworden war.

Das Geheimniß dieſer perſönlichen Macht des Apoſtels iſt uns in ſeinen Briefen genügend aufgeſchloſſen.

Wie wir ſchon bisher öfters angedeutet haben, war Paulus eine gewaltige Denkernatur. Wir ſahen, wie er ſich nicht bei dem einfachen Glauben an die ihm bei Damaskus gewordene Offenbarung begnügte, wie er vielmehr durch ſeine ganze Geiſtesanlage genöthigt war, dieſe Thatſache denkend zu verarbeiten, das ganze Syſtem ſeiner Begriffe darnach zu revidiren, und ſo in ſeinem Geiſte wieder eine einheitliche, in ſich zuſammenhängende Weltanſchauung herzuſtellen. Und wie originell und großartig iſt dieſe Gedankenarbeit ausgefallen! Alle die großen Probleme der chriſtlichen Theologie: Sünde und Gnade, Werke und Glaube, Geſetz und Evangelium, göttlicher Rathſchluß und menſchliche Freiheit, Erwählung und Verwerfung, das ewige Weſen des

Christenthums gegenüber dem Judenthum und Heidenthum u. s. w. hat er zuerst aufgeworfen und in selbständigem Geiste gelöst. Er ist der Stifter der christlichen Theologie geworden. „Es ist durchaus der angeborene, zu seiner innersten Natur gehörende Trieb der vernünftigen, denkenden Betrachtung, welche überall aus den Schriften des Apostels als seine charakteristische Eigenthümlichkeit hervorleuchtet." *) In jeder Lebensthätigkeit seines Geistes arbeitet auch das Denken, jede Erscheinung auf ihr inneres Wesen zurückzuführen, in ihrem Princip zu erfassen, in die Einheit und den Zusammenhang der ganzen Gedankenwelt aufzunehmen, aus der Zufälligkeit des Vereinzelten in die Nothwendigkeit der gesammten geistigen Weltanschauung zu erheben. Die andern Apostel haben den Kreuzestod Christi auch als einen Sühnopfertod für die Sünden gläubig angenommen, aber nur Paulus hat die nothwendigen Folgerungen, welche in der Anerkennung dieser Thatsache für die ganze religiöse Weltbetrachtung lagen, in seinem denkenden Geiste gezogen. Darum war Paulus eine rationelle Natur, die für Alles, bis herab auf das Schleiertragen der Weiber in Corinth, einen in der Natur der Sache liegenden vernünftigen Grund suchen mußte. Wie er sein Evangelium aus dem denkenden Geiste hervorgegangen weiß, so appellirt er auch an das vernünftige Bewußtsein anderer Geister (2. Cor. 4, 2). **) Sein Gottesdienst ist daher ein „vernünftiger Gottesdienst" (Röm. 12, 1), der nicht in äußern Gebräuchen besteht, sondern im Wesen des Geistes begründet ist — er dient Gott im Geiste (Röm. 1. 9). Mit dieser rationellen Geistesanlage hing zusammen die unerbittliche Folgerichtigkeit seines Denkens. „Jede Lebensrichtung verfolgt er bis in ihr innerstes Wesen, jeden Gedanken bis in sein letztes Princip, jedes Princip bis in seine letzten Folgen nnd Alles stellt er alsbald unter den höchsten Gesichtspunkt, wo jedes Sowohl — Alsauch der Halbheit sich in ein Entweder — Oder auflöst.

In dieser durchdringenden Folgerichtigkeit des Gedankens wurzelt die Leidenschaft des Paulus gegen die logische Inconsequenz des Petrinischen Judenthums. Und wir haben allen Grund, anzunehmen, daß auch der Haß des pharisäischen Zeloten wider den Messiasglauben der ersten Jünger darin seinen Grund gehabt hat, daß die Folgerichtigkeit

*) Baur, Paulus.

**) Holsten l. c.

seines Denkens schon früher, als die Urapostel, in diesem Glauben den vernichtenden Feind des Judenthums und seiner Gerechtigkeit gewittert hatte." *)

Und auf dieser durchdringenden Schärfe seines Denkens beruht die siegreiche Kraft seiner Gründe, von welcher er selber das lebendigste Bewußtsein hatte. „Bin ich auch ein Idiot in der Rede, so doch nicht in der Erkenntniß" (II. Cor. 11, 6) und an einer anderen Stelle (2. Cor. 10, 2): „ob ich gleich in Schwachheit wandle, so streite ich doch nicht auf menschlich schwache Weise, denn die Waffen, mit welchen ich streite, sind nicht menschlich schwach, sondern göttlich stark, um Verschanzungen niederzureißen; Vernunftgründe werfe ich nieder und jedes Bollwerk, das gegen die Erkenntniß Gottes aufgeführt wird, und jeden Gedanken nehme ich gefangen unter den Gehorsam Christi", welche Worte, wie Baur bemerkt, so wenig gegen die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerichtet sind, daß Paulus vielmehr nur im Vertrauen auf seine, ihres Sieges gewisse Kraft des Denkens so sprechen konnte. **)

Neben dieser rationellen Seite begegnen wir bei Paulus einem stark ausgeprägten mystischen Zuge, einem geheimnißvoll verborgenen Leben der Seele in Gott und in Christus, das sich theils in dem unaufhörlichen Gebete zeigt, das er öfters von sich bezeugt, theils in so manchen Ausdrücken, durch welche er seine religiöse Stimmung bezeichnet. Die obigen, schon angeführten Worte: in Christus sein, Christus anziehen, in seinen Tod gehen, mit ihm auferstehen und leben, bei ihm daheim sein, so leben, daß nicht mehr wir leben, sondern Christus in uns, bezeichnet ein geheimnißvolles, unmittelbares

*) Holsten l. c.

**) Wir dürfen es uns übrigens nicht verhehlen, daß Paulus durch diese logische Gewandtheit seines Geistes nicht selten zu Spitzfindigkeiten sich fortreißen ließ. So 1. Cor. 6, 12—20, wo er den Unterschied der Unzuchtsünden von allen andern Arten der Sünde durch höchst sonderbare und gesuchte Gründe nachweisen will; ebenso 1. Cor. 12, 3—15, wo er durch sehr künstliche Reflexionen die Unanständigkeit der in Corinth eingerissenen Sitte darthun will, daß Frauen ohne Schleier erscheinen. Von den gewaltsamen Quälereien, denen er den Buchstaben des alten Testamentes an mehreren Stellen seiner Briefe unterwirft, nicht zu reden. Schon Luther fand mehrere dieser Beweisführungen zwar spitzig, aber zum Stich zu schwach. Die christlichen Theologen haben meistens seine Fehler nachgeahmt und vergrößert, aber seinen Vorzug: den großen und wahren Rationalismus seiner Denkweise, nur selten erreicht.

Verhältniß zum Unendlichen, welches ſich nicht in klare Begriffe der verſtändigen Reflexion auflöſen läßt. Er redet von einer Geheimweisheit Gottes, für welche die Welt kein Verſtändniß habe, für welche nur der göttliche Geiſt den Gottliebenden das innere Auge öffne, der Geiſt, der offenbar macht, was kein Ohr gehört und kein Auge geſehen und was in keines Menſchen Herz gekommen iſt. Schon die Art, wie er ein Chriſt geworden iſt — nicht durch ein äußeres Zuſammenleben mit Chriſtus, ſondern durch einen innerlichen Vorgang, durch ein geheimnißvolles Berührtwerden ſeines Gemüthes von den Mächten der unſichtbaren Welt, ſowie die ſpäteren, nicht ſeltenen Viſionen und Ekſtaſen, das ekſtatiſche Zungenreden, das er von ſich rühmt (1. Cor. 14, 18), zeigen, wie erregt ſein inneres Leben, wie geſteigert ſein religiöſes Gefühl geweſen iſt. Wie die dogmatiſche Theologie, ſo hat die Myſtik, welche durch die ganze chriſtliche Zeit neben jener ihren Platz behauptet hat, in Paulus ihren erſten Begründer. Er iſt der Vertreter der religiöſen Innerlichkeit, der von Gott erregten, unmittelbar mit ihm verkehrenden Subjectivität, die daher auch, als ſie aus der Veräußerlichung des religiöſen Verhältniſſes in der römiſchen Kirche ihrer Rechte wieder eingedenk wurde, in der Reformation unmittelbar an Paulus anknüpfte.

Aber dieſer myſtiſche Zug blieb bei Paulus geſchützt vor allem Ungeſunden, vor allen Ueberſchwenglichkeiten und Gefühlsſchwelgereien durch die praktiſche Energie ſeines ſittlichen Willens. Dieſer Mann, in welchem die Anlage zu einem innerlichen beſchaulichen Leben ſo mächtig war, hatte zugleich den ruheloſen Trieb, die Welt nach dem erkannten und gefühlten Ideal praktiſch zu geſtalten und demjenigen, was ſeinem Geiſte ſich als Wahrheit aufgedrängt hatte, alle anderen Intereſſen unbedingt unterzuordnen. So lange er Jude war, war er es ganz mit der vollen Thatkraft ſeines Weſens, ſobald ſich ihm aber die Wahrheit des Kreuzes im Gegenſatz gegen das Judenthum aufgeſchloſſen hatte, kannte er nur noch Chriſtus den Gekreuzigten und achtete alles Andere für Koth gegenüber ſeiner überſchwenglichen Erkenntniß; er brach mit Allem, worin ſein früheres Daſein gewurzelt war, ſoweit er es im Widerſpruch mit der erkannten Wahrheit fand. „Bedenkt man, welch' großer, unendlicher Schritt es für einen von Kindheit auf an das Geſetz gebundenen Juden ſein mußte, ſich mit Einem Male vom Geſetz loszuſagen und mit ihm alle natürlichen und nationalen Bande abzuſchütteln, die den Juden

mit dem Juden verknüpften, so haben wir in dem von dem Apostel bei seiner Bekehrung gethanen Schritt, mit welchem er damals noch so allein stand, daß er selbst zu den ältern Aposteln sich nicht hingezogen fühlte, einen Maßstab für seine geistige Energie", *) wie für die Lauterkeit der religiösen Gesinnung, die dem einzigen und höchsten Gemüths-Interesse für die Wahrheit alle andern, auch die liebsten Interessen unterordnet und opfert. Man sieht aus seinen Briefen (besonders Röm. 9, 1), daß die natürliche Liebe zu seinem Volke, zu dessen religiösen und nationalen Gütern in seiner Seele fortglühte, aber er hatte für ein solches pathologisches Interesse keinen Raum im Kampfe für die erkannte Wahrheit. Treffend charakterisirt er selber diese alles Andere verzehrende Glut seines Wahrheitseifers damit, daß er sich als einen Solchen bezeichnet, der immer brenne, immer in Flammen stehe (II. Cor. 11, 29). Diese Feuerseele wird von einem ruhelosen, das eigene Leben aufzehrenden Drange getrieben, nicht bloß das eigene Leben praktisch umzugestalten nach der erkannten Wahrheit und sein Leben in unausgesetzter Heiligung zu verklären zu dem Bilde Gottes, welches er in Christus geschaut hat, sondern von Land zu Land dem Evangelium die Stätte zu erobern. Wo ihm ein Sieg gelingt, da glüht sein Dank, wo die heilige Sache auf feindseligen Widerstand stößt, da flammt die Leidenschaft, wo er Jemand schwach sieht, da leidet er mit, wo Jemand geärgert wird, da brennt er. Alle Leiden, die *ihn* treffen, überwindet er mit Freudigkeit; denn er weiß, daß sie nur dem Guten dienen; er ist froh in Noth, in Angst, in Verfolgung, denn einmal gerade in der Schwachheit gewinnt und bewährt der Geist seine Siegeskraft und reift seiner ewigen Herrlichkeit entgegen; „wenn ich schwach bin, bin ich stark"; sodann, was er leidet, was er im Leiden an göttlichem Trost gewinnt, leidet er zum Trost und Nutzen seiner Brüder; denn nur wen Gott im Leiden getröstet hat, kann auch Andere wieder trösten. Alle Entbehrungen, die sein Dienst an der Wahrheit ihm auferlegt, trägt er gern. Obwohl er weiß, daß der Arbeiter seines Lohnes werth ist, obwohl er sein Recht kennt, von denjenigen, welchen er geistliche Gaben spendet, das Leibliche zu erndten, verzichtet er freiwillig auf sein Recht, um Niemand zu beschweren, und dem Evangelium kein Hinderniß in den Weg zu legen, und unter den Leiden seines Apostelberufes spielt das

*) Baur, Paulus.

Faſten nicht die letzte Rolle. Obwohl er ſein Recht kennt, eine „Schweſter als Frau mitzuführen, wie Kephas und die andern Apoſtel", verzichtet er freiwillig auf dieſes Recht, damit er nicht durch zeitliche Intereſſen verhindert würde, für das zu ſorgen, „was des Herrn iſt."

Es liegt auf der Hand, wie leicht eine ſolche Feuerſeele, die alle andern Intereſſen der Wahrheit opfert, der Gefahr ausgeſetzt iſt, etwas Hartes, Schneidendes, Herrſchſüchtiges, Ausſchließendes anzunehmen, zumal wenn dieſer geiſtigen Richtung, wie bei Paulus, eine natürliche Heftigkeit des Temperaments, eine leichte Erregbarkeit des Gefühls, eine Raſchheit des Blutes, entgegenkommt. Aber dieſer Einſeitigkeit enthob ihn die Liebe, die er mit einer ſolchen Selbſtloſigkeit in ſich trug, daß wir ſie nur in Chriſtus größer denken können, und an dieſer Seite ſeines innern Lebens zeigt ſich am deutlichſten der umwandelnde und erneuernde Einfluß des Chriſtenthums auf ihn. Den verzehrenden Wahrheitsdurſt hatte er ſchon als Jude gehabt und das Chriſtenthum gab ihm nur eine andere Richtung, aber die Liebe ging ihm erſt in Chriſtus auf. Die barmherzige Liebe Gottes, der in der Sendung ſeines Sohnes zeigte, daß er nicht den Tod des Sünders wolle, und die Liebe Jeſu Chriſti, der ſich ſelbſt dahingegeben hat zur Verſöhnung der Welt — die war ihm ja durch den Blick auf das Kreuz offenbar geworden und das Evangelium, das er der Welt verkündigte, war ja nur die frohe Botſchaft von dieſer dienenden, erlöſenden, göttlichen Liebe. Die hatte auch ihn überwunden. „Die Liebe Chriſti dränget mich", ſagt er (2. Cor. 5, 14), um den ihm vorgeworfenen unſinnigen Eifer zu rechtfertigen, und bei einer andern Gelegenheit beſchwört er ſeine Corinther bei der Milde und Menſchenfreundlichkeit Jeſu Chriſti (2. Cor. 10, 1.) Wie der Gott, ſo der Menſch. Gott war ihm jetzt die voll ewigen Erbarmens dem Menſchen entgegenkommende Liebe, für die er keinen andern Namen kennt, als: Abba, lieber Vater, nicht mehr die Gerechtigkeit, die Geſetzeswerke verlangt und mit dem Fluche droht, und er ſelbſt ging jetzt nicht mehr wüthend und ſchnaubend ſeine Straße, um Männer und Frauen gefangen einzutreiben, ſondern geſegnet und verſöhnt in ſich ſelber, um zu ſegnen und ſelig zu machen. „Man ſchilt uns, ſo ſegnen wir; man verfolgt uns, ſo dulden wir es; man läſtert uns, ſo flehen wir." (I. Cor. 4, 12.) Alle Gaben, die Gott ſo verſchieden austheilt, erhalten nun in ſeinen Augen nur

dadurch ihren Werth, daß sie sich in den Dienst der brüderlichen Liebe stellen, daß der Bruder dadurch erbaut und gefördert wird, und die christliche Gemeinschaft hat eben darin ihre wesentliche Eigenthümlichkeit, daß sie gegründet und zusammengehalten wird durch die Liebe, mit der Christus geliebt hat. (I. Cor. 12—14.) Ebenso findet die Freiheit des Christen, durch die er Herr ist über Alles und Alles sich erlauben darf, was in der Selbstgewißheit des von Christus ergriffenen Geistes begründet ist, ihre einzige Beschränkung in der liebenden Rücksicht auf den Bruder, und der Christ unterläßt gern auch Das, was ihm sein Gewissen als recht und gut gestattet, sobald er sieht, daß der schwächere, in seinem Gewissen ängstlichere Bruder dadurch geärgert und in seinem innern Frieden gestört würde. (I. Cor. 8—10.) So hat Paulus, wiewohl er sich frei wußte von Jedermann, doch sich selbst Jedermann zum Knechte gemacht, auf daß er ihrer Etliche gewänne. „Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz geworden, auf daß ich Die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin Jedermann Allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja Etliche selig mache." (I. Cor. 9, 20—23.) So trägt er auch alle seine Gemeinden auf einem liebenden Herzen. „Wo Ein Glied leidet, leiden Alle mit; wo Ein Glied wird herrlich gehalten, freuen sich Alle mit." (I. Cor. 12, 26.) „Täglich werde ich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden. Wer ist schwach und ich werde nicht schwach? wer wird geärgert und ich brenne nicht?" (II. Cor. 2, 28 f.) Wenn er auch seine apostolische Autorität den Gemeinden gegenüber geltend zu machen weiß, ist er doch ferne von jeder Herrschsucht. „Wer ist Paulus? Wer ist Apollos? Diener sind sie." (I. Cor. 3, 5., Römer 1, 12.) So ist das herrliche Loblied auf die Liebe (I. Cor. 13) aus der Erfahrung seines innersten Lebens geschrieben und mit seinem eigenen Herzblut besiegelt. Nicht als ob er es je schon ganz ergriffen gehabt hätte! Es muß anerkannt werden, daß sein feurig reizbares Gemüth und der „ungestüme Drang eines leidenschaftlichen Naturwillens", den er vom Judenthum geerbt hatte, eine Schranke bot, die auch der Geist des Christenthums nie ganz zu überwinden vermochte. Dieser ungestüme Drang, von dem wir in seinen Briefen noch so manche Spuren haben, riß ihn zur Ungerechtigkeit gegen

seine Gegner und zu leidenschaftlich raschen Handlungen fort. Seine Gegner, die doch nur in den natürlichen Forderungen und Anschauungen ihres nationalen Glaubens gefangen blieben, nennt er Verfälscher des göttlichen Worts, Diener des Satans, die sich betrüglicher Weise in Boten Christi und Diener der Gerechtigkeit umgestaltet haben (II. Cor. 11, 13, 15), falsche Brüder (Gal. 2, 4.), Aufgeblasene, und legt den Fluch auf Jeden, der ein anderes Evangelium bringe, als er (Gal. 1, 7—9.) Auch das Verfahren, zu welchem er sich freilich aus lauterem sittlichem Eifer gegen ein Mitglied der corinthischen Gemeinde hatte fortreißen lassen, welches in ein selbst vom Standpunkt des Heidenthums nicht erlaubtes Vergehen verfallen war, läßt sich vom Vorwurf einer dem evangelischen Geiste nicht angemessenen Härte und Leidenschaftlichkeit nicht freisprechen. Als er die Nachricht von diesem Vergehen erhalten, schreibt er nach Corinth: „und ihr seid noch aufgeblasen und habt nicht vielmehr Leid getragen, auf daß, der das Werk gethan hat, von euch gethan würde? Ich, abwesend zwar dem Leibe nach, aber gegenwärtig im Geist, habe schon beschlossen über den, der Solches also gethan hat: in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi, wenn ihr versammelt seid und mein Geist gegenwärtig ist, und mit der Kraft unsers Herrn Jesu Christi, ihn zu übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß sein Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu." Der Sinn dieser Stelle kann nur der sein, daß der Apostel sich die Macht zutraute, den Verbrecher der Gewalt des Satans zu übergeben, d. h. eine schwere leibliche Krankheit zu verhängen in demselben Augenblicke, da die Gemeinde in feierlicher Versammlung denselben aus ihrer Gemeinschaft ausstößt. Aus dem 2. Brief an die Corinther Cap. 2, 6 ff., erhellt mit Wahrscheinlichkeit, daß das von Paulus vorgeschriebene Verfahren von der Gemeinde nicht beobachtet wurde. Sie, oder wenigstens der größere Theil derselben, verhängte zwar eine Strafe über den Verbrecher, aber eine mildere, als Paulus gewollt; und nun begnügte er sich gerne damit. „Es genügt an dieser von der Mehrzahl über ihn verhängten Strafe" (Vers 6); ja Paulus ist jetzt noch milder; er bittet die Gemeinde, dem Unglücklichen zu verzeihen und ihn zu trösten, damit er nicht von einer allzugroßen Traurigkeit verzehrt werde, und versichert, daß auch er dem vergebe, welchem sie vergeben. Die christliche Kirche, welche nach dem Tode des Paulus entstanden ist, hat leider nur diese vom Evangelium noch nicht durch-

dringende leidenschaftliche Naturseite im Charakter des Paulus zum Grundsatz ihres Verfahrens gegen ihre Gegner gemacht, nicht aber die milde, zarte, rücksichtsvolle Liebe, die doch den Vordergrund seines Gemüthes ausmachte.

Nachdem wir die Haupteigenschaften hervor gehoben haben, mit denen ausgerüstet Paulus die Welt für sein Evangelium zu gewinnen suchte, wird es von Interesse sein, einen Blick in eine der von ihm gegründeten heidenchristlichen Gemeinden zu werfen. Wir wählen für dieses Bild die Gemeinde in Corinth, über welche uns die beiden Briefe des Apostels überraschende Aufschlüsse gewähren. Nirgends hatte sich die heidnische Bildung und Lebensanschauung mit allen sie charakterisirenden Erscheinungen so prägnant herausgelebt, wie im damaligen Corinth, und die beiden Briefe des Apostels an die Corinther, diese Fundgrube christlicher Weisheit und christlichen Lebens, haben auch dadurch eine so große Wichtigkeit, weil sie die einzige Urkunde sind, aus welcher sich ein volles, concretes Bild von den innern Kämpfen des Christenthums mit dem Heidenthum in jener ersten Zeit gewinnen läßt.

In Corinth traf das Christenthum eine Bevölkerung, die an Allem, was ächt griechisch war, den lebhaftesten Antheil hatte, bei der aber unter dem Einfluß der glücklichen äußeren Bedingungen Alles in besonders gesteigertem Maße auftrat — eine Beweglichkeit des Lebens, eine allseitige Verfeinerung des Lebensgenusses unter der Blüthe von Gewerben und Künsten, eine sogar in Griechenland seltene Vielseitigkeit religiöser Kultur und wissenschaftlicher Lehre, aber auch eine so auffallende Ueppigkeit des Lebens, eine so häufige Unmäßigkeit und Schwelgerei an der Tafel und eine so arge Zügellosigkeit in aphroditischer Wollust, daß sogar die übrigen Griechen selbst veranlaßt waren, eine üppige und ausschweifende Lebensweise schlechthin als korinthisch zu bezeichnen, die gleichen Griechen, deren eigener Name damals hinwieder von den Römern in dem gleichen Sinne gebraucht wurde *). Auf diesen Hauptplatz des alten Völkerlebens, in welchem der Hellene den ausgeprägtesten Typus seines eigenen Wesens fand, der Christ dagegen nur „die Selbstherrlichkeit der dem Geiste des Evangeliums zu gewinnenden Natürlichkeit" in ihren grellsten Erschei-

*) Vergl. den akademischen Vortrag von David Fries: „eine Christengemeinde unter den Hellenen." Zürich 1853.

nungen sehen konnte, hatte sich Paulus mit besonderer Kraft und seltenem Erfolge geworfen.

Betrachten wir zuerst die Umgestaltung der verschiedenen Lebensgebiete durch das Evangelium, hernach die Regungen des widerstandskräftigen, oft in neue, christliche Formen sich einkleidenden Heidenthums in der Christengemeinde zu Korinth!

Den Grundstock der Gemeinde bildeten Leute aus den niedern Ständen, Handwerker und Sklaven; „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet und das da Nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme" (I. Cor. 1, 26—29). Doch müssen sich diese Christen der reichen Handelsstadt durch Wohlstand, wie die durch Paulus später gesammelte Collecte zeigt, und durch ein ziemliches Maß von Bildung, welche sich in der Neigung zu philosophischen Spekulationen äußerte, ausgezeichnet haben. In die äußern Lebensverhältnisse brachte das Christenthum keine wesentlichen Veränderungen. Selbst die Sklaverei wurde noch nicht in ihrem Widerspruch gegen die Grundsätze des Evangeliums erkannt. Paulus verordnet ausdrücklich, daß Jeder in dem Stande bleibe, in welchen er berufen sei. Wenn Einer Sklave sei, so soll er es bleiben; selbst wenn er frei werden könne, soll er das Erstere vorziehen (I. Cor. 7, 21)*). Der Glaube der Christen an das mit jedem Tag bevorstehende Weltende und an die Alles abschließende Wiederkunft des Herrn konnte ihnen kein Interesse einflößen, die socialen Verhältnisse durch den Geist des Christenthums umzugestalten, die innere Freiheit, die Unabhängigkeit der Gesinnung von Welt und Zeit, der Himmel im Herzen, genügte ihnen. „Wer ein Sklave, aber dabei Christ ist, der ist ein Gefreiter des Herrn; ebenso wer ein Freier ist, der ist ein Knecht Christi." So hebt sich aller Unterschied der äußern Lebensverhältnisse in der innern Gleichheit und Freiheit aller Christen auf. Darum nannten sich alle Christen mit dem Brudernamen und küßten sich mit dem heiligen Bruderkuß. Der Name Bruder und

*) Luther übersetzt hier unrichtig, er setzt „doch" statt „auch".

Schwestern, die stehende Bezeichnung der Christen unter einander, zeigt am deutlichsten das neue Princip, welches das Christenthum in die Gesellschaft eingeführt hatte, die von allen äußern, endlichen Verhältnissen absehende, nur Gott im Menschen suchende Liebe. Jeder war jetzt ein „Bruder, um dessenwillen Christus gestorben war", ein Gegenstand der erlösenden, göttlichen Liebe, ein absolut werthvolles, in sich selbst unendlich berechtigtes Wesen; daher eine Sünde gegen den Bruder eine Majestätsbeleidigung Gottes, ein Angriff auf den Herrn selbst (I. Cor. 8, 11, 12*). So war nun auch das christliche Weib zum Bewußtsein seiner heiligen Menschenrechte gelangt, die ihm im Heidenthum vorenthalten gewesen waren; sie war ja nun eine Schwester, um deren willen Christus gestorben war, ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens, wie der Mann, und des gleichen Heiles theilhaftig. Wir sehen, wie schnell die Frauen in Corinth ihre christlichen Rechte ergriffen und praktisch geltend machten, selbst in einer Weise, die Paulus als Versuch einer zu weit gehenden, unanständigen Emancipation zurückzuweisen sich genöthigt sah. Wer sollte sie hindern, in öffentlichen religiösen Versammlungen zu erscheinen, an den Worten des Heils, an dem, was der Geist sprach und mittheilte zu gemeinem Nutzen, sich zu erbauen, und so die heidnische Schranke, durch welche sie bisher in die stillen Gemächer des Hauses verwiesen und von den Vereinen der Männer ausgeschlossen waren, zu durchbrechen? Wenn wir aber in den Versammlungen erscheinen dürfen, wenn das Heil und der Geist, der in Allen ist, der gleiche ist, warum denn nur zuhören und schweigen? warum nicht redend auftreten und aussprechen, was der Geist uns mittheilt? Und wozu noch die Kopfbedeckung, der Schleier, das alte Zeichen unserer abhängigen, auf das Haus verwiesenen Stellung, die ohnehin das öffentliche Reden unmöglich macht**)? Vergleiche I. Cor. 11, 3—15, 14, 34 f. Paulus rügt diese Erscheinung in Corinth: Es sei dem Weib eine Schande, ohne Kopfbedeckung und Schleier zu erscheinen,

*) Dem Gedanken nach ganz entsprechend den Worten Christi: was ihr dem Geringsten unter meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan.

**) „Der antike Schleier war nach seiner Gestalt und Beschaffenheit eine wirkliche Verhüllung, im Orient und später auch in Griechenland um seiner Undurchsichtigkeit willen mit Seitenspangen unterhalb der Augen befestigt, während die wirkliche Kopfbedeckung von oben ebenfalls bis zu den Augen herabstieg." (Fries.)

und das Reden in den Gemeinden unterſagt er ihnen ganz. „Wollet ihr etwas lernen, ſo fraget daheim eure Männer, es ſteht euch übel an, in der Gemeinde zu reden, oder iſt denn das Wort Gottes von euch ausgegangen?“

Ebenſo entſchieden iſt die Veränderung, welche das Chriſtenthum in das Leben der Menſchen brachte, bezeichnet durch den Ausdruck: „Die Heiligen“, welchen die Chriſten ſich beilegten. Sie ſprachen mit dieſer Bezeichnung das Bewußtſein aus, daß das Princip des Chriſtenthums, die Natur durch den Geiſt zu verklären und zu heiligen, im Gegenſatz ſtehe zu dem heidniſchen Princip des ſittlichen Lebens: ſich der unmittelbaren Natürlichkeit überlaſſen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß auch das ſittliche Leben der corinthiſchen Gemeinde den umwandelnden Einfluß des Evangeliums viel ſtärker erfahren und angenommen hat, als ein oberflächlicher Blick in die beiden Briefe an die Corinther vermuthen läßt. Dieſe ſind gegen einzelne, unevangeliſche Erſcheinungen in derſelben gerichtet, gegen welche daher die günſtigen Erſcheinungen in den Hintergrund treten. Aber an manchen Stellen ſpricht Paulus ſeine Zufriedenheit mit den Zuſtänden der Gemeinde aus; ſeine ſcharfe Verurtheilung des I. Corinther 5. erwähnten Verbrechens iſt von der Mehrzahl der Gemeinde getheilt worden und er rühmt ihren Gehorſam, wenn ſie auch ſeinen ſcharfen Vorſchlag nicht buchſtäblich ausgeführt hatten. Neben der Neigung zum Rückfall in das leichte helleniſche Weſen zeigt ſich auch eine ſehr ernſte Geſinnung in der Gemeinde, eine Neigung zu rigoriſtiſcher jüdiſcher Aengſtlichkeit (vergleiche die ſchwachen Gewiſſen) und zu einer aſcetiſchen Geiſtigkeit, welcher letzteren freilich auch Paulus durch ſeine Beantwortung der aus dieſer Richtung entſtandenen Fragen über die ſittliche Berechtigung der Ehe einen Tribut bezahlt hat (I. Cor. 7). Es wäre gegen alle Analogie der Geſchichte, wenn mit dem Schwung, den der Uebertritt zu der neuen Religion den Gemüthern mittheilte, nicht auch durchſchnittlich die ſittliche Kraft gewachſen wäre, den ethiſchen, im Gegenſatz gegen die heidniſche Natürlichkeit auf entſchiedene Heiligung des Lebens, auf Mäßigkeit, Keuſchheit, Gewiſſenhaftigkeit im Handel und Wandel dringenden Forderungen des Evangeliums nachzukommen.

Zu dieſem ernſten Wandel mußten dieſe erſten Chriſten noch durch eine andere Rückſicht von zwar nicht ſo geiſtiger, aber doch edler und achtbarer Natur ſich aufgefordert fühlen. Jede Religionsgemeinſchaft,

die ſich neu bildet und von dem großen Ganzen, dem ſie bisher angehört hatte, loslöst, trägt den natürlichen Sporn in ſich, ihren Ruf rein zu erhalten; die Augen der Welt ſind argwöhniſch und lauernd auf ſie gerichtet: jedes Vergehen, jede Abweichung von ihren Principien verhindert die Ausbreitung ihrer Grundſätze, die ſie wünſchen muß. Wir ſehen, daß dieſes Motiv auch bei Paulus mächtig genug wirkte, wenn er allen Sauerteig aus der jungen Gemeinde ſo unerbittlich ausgefegt wiſſen wollte. Die beiden Punkte, die er (I. Cor. 5 und 6) rügt, das Vergehen der Unzucht in einer Form, wie ſie ſelbſt bei den Heiden nicht entſchuldigt wurde, und das Proceſſiren der Chriſten vor heidniſchen Gerichten, ſtellt er unter den gleichen Geſichtspunkt, daß ſie dem Chriſtenthum Schande machen vor den Augen der Heiden. „Es iſt", ſagt er über den zweiten Punkt, „ſchon der ſittlichen Idee des Chriſtenthums zuwider, daß überhaupt Streit unter euch aufkomme. Warum laßt ihr euch nicht viel lieber Unrecht thun? warum laßt ihr euch nicht lieber vervortheilen? Aber wenn ihr's ja nicht vermeiden könnt, warum tretet ihr vor heidniſche Richter und wählet nicht Richter aus euerer eigenen Mitte?"

Freilich waren die unmittelbaren religiöſen Erregungen, welche in Verbindung mit dem neu angenommenen Glauben ſtanden, ungleich augenſcheinlicher und auffallender, als die immerhin langſamere Erneuerung der Geſinnung und des Wandels. Treten wir in eine dieſer religiöſen Verſammlungen! Welche Aufregung! Welches Ueberſchäumen der ausgegoſſenen Geiſtesſtröme! Das Feuer loderte in hellen Flammen, das Chriſtus angezündet hatte. Das prophetiſche Wort ſchien buchſtäblich in Erfüllung gegangen zu ſein, daß Gott ausgießen werde in den letzten Tagen ſeinen Geiſt über alles Fleiſch und daß Knechte und Mägde weiſſagen werden! Da wirkten neben einander und oft durcheinander die mannigfaltigſten Gaben, die der gleiche Geiſt ausgetheilt hatte zu gemeinem Nutzen; „Einem ward gegeben durch den Geiſt zu reden von der Weisheit, dem Andern zu reden von der Erkenntniß nach demſelben Geiſt, einem Andern der Glaube, einem Andern die Gabe geſund zu machen, einem Andern Weiſſagung, einem Andern die Geiſter zu unterſcheiden, einem Andern das Zungenreden, einem Andern die Auslegung des in Zungen Geredeten" (I. Cor. 11, 8—10). Da trat in der Verſammlung Jeder auf, wann und wie der Geiſt ihn ergriff. Die Frauen

legten Kopfbedeckung und Schleier ab und strömten in trunkener Rede die Gefühle des Herzens aus. Oft während Einer noch redete, trat schon ein Anderer auf, von unwiderstehlichem Drang des Geistes getrieben und oft ein Dritter und Vierter. Und was redeten sie denn? Einige, die Weissager und Ausleger, allerdings Worte vernehmlicher, verständiger Rede, aber die Meisten unverständliche Sätze in Lauten, die keiner der bekannten Sprachen angehörten, im Zustand ekstatischer, oft bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerter Begeisterung *). Manche hielten sich frei von diesem religiösen Rausche und wünschten Abstellung des Zungenredens und der damit verbundenen Unordnung. Paulus, von diesen, wie es scheint, zum Einschreiten aufgefordert, giebt den Entscheid, daß zwar auch das Zungenreden eine gottgewirkte Geistesäußerung und daher nicht zu unterdrücken sei, daß aber die vernünftige Auslegung des so Geredeten als die Hauptsache nachfolgen müsse, wenn nicht diese Gaben den Zweck, den jede Geistesgabe habe, die Gemeinde zu bessern und zu erleuchten, völlig verfehlen soll. „Ich danke meinem Gott, daß ich mehr mit Zungen rede, denn ihr Alle. Aber ich will in der Gemeinde lieber fünf Worte reden mit meinem Sinn, auf daß ich auch Andere unterweise, denn sonst zehntausend in Zungen." Den Weibern gebietet er, daß sie schweigen in der Gemeinde, und gegen das gleichzeitige Durcheinanderreden Mehrerer erinnert er, daß Gott nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens sei, und will, daß, wenn Einem, der sitze, eine plötzliche Offenbarung geschehe, der Andere schweigen soll. Der Hauptgesichtspunkt, unter welchen er alle Gaben des Geistes stellt, ist, daß die Gemeinde erbaut und gebessert werde.

Neben diesen heftigen Bewegungen, welche die neue Religion in den Gemüthern verursachte, machte freilich auch das alte Heidenthum in höchst merkwürdigen Erscheinungen seine Ansprüche geltend. Wie schwer mußte es einer kleinen christlichen Gemeinde in einer heidnischen Stadt, besonders aber in dem damaligen Corinth werden, sich vor Rückfällen in die heidnische Lebensart frei zu erhalten. Wie zahlreich und fast unvermeidlich waren die täglichen Berührungen mit dem Heidenthum nicht bloß durch heidnisch gebliebene Freunde und Verwandte (1. Cor. 10, 27. 7, 12 ff.), sondern durch die tausend

*) Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen die neuesten, in Nordamerika, Irland, Schottland vorgekommenen Erweckungen.

geheimen Bande, durch welche das ganze sociale Leben auf's Innigste mit heidnischen Anschauungen und Institutionen verknüpft war.

„Die zahllosen Gottheiten und Ceremonien des Polytheismus waren mit jedem Umstande der Geschäfte oder des Vergnügens, des häuslichen wie des öffentlichen Lebens enge verwoben; und es schien unmöglich, der Befolgung derselben zu entgehen, ohne zu gleicher Zeit auf den Verkehr mit Menschen und auf alle Pflichten und Vergnügungen der Gesellschaft Verzicht zu leisten. Die wichtigen Verhandlungen des Krieges oder Friedens wurden durch feierliche Opfer, denen obrigkeitliche Personen, Senatoren, Soldaten, vorsitzen oder beiwohnen mußten, vorbereitet oder geschlossen. Die öffentlichen Schauspiele waren ein wesentlicher Bestandtheil der heitern Frömmigkeit der Alten, und sie glaubten, daß den Göttern das angenehmste Opfer die Spiele wären, welche Fürst und Volk zu Ehren ihrer besonderen Feste feierten. Der Christ, welcher mit frommem Schauder die Abscheulichkeiten des Circus oder Theaters vermied, sah sich bei jedem Gastmahle mit Höllenschlingen umgeben, so oft seine Freunde unter Anrufung der gastlichen Götter einander Libationen auf ihr gegenseitiges Wohl darbrachten. Wenn die Braut im Hochzeitspompe über die Schwelle ihrer neuen Wohnung genöthigt wurde, oder wenn der Trauerzug sich mit dem Verstorbenen langsam dem Scheiterhaufen zu bewegte, mußte der Christ bei diesen feierlichen Anlässen eher die ihm theuersten Personen verlassen, als sich mit der diesen ruchlosen Ceremonien innewohnenden Schuld zu beflecken." *)

Mag auch die Gemeinde von Corinth, bestimmt durch den freieren, weniger ängstlichen Geist des Paulus, manche Erscheinungen, die mit dem alten Heidenthum in Zusammenhang gestanden hatten, noch unbefangener beurtheilt haben, als der finstere, sittenstrenge Kirchenvater Tertullian, der die Christen fast in die Wälder verbannt, um sie vor jedem Luftzug des Heidenthums zu schützen, der selbst beim Nießen von dem Christen einen Protest gegen die Gottheit Jupiters verlangte, so waren doch auch für sie die Collisionen nicht selten und die Versuchungen nicht gering.

Eine wichtige Rolle im Leben der Heiden spielten die Opfermahlzeiten: Es ist bekannt, daß dieselben zu dem Festlichsten gehörten, was es für einen Griechen geben konnte, wie sich aber dabei nicht nur die

*) Siehe Gibbon, Geschichte des Verfalls ꝛc. Seite 361.

griechische Religiosität, sondern auch die griechische Sinnlichkeit oder vielmehr die unmittelbare Einheit zwischen Religion und Sinnlichkeit, wie sie eben nur in der alten Welt naiv uns entgegentritt, in der prägnantesten Weise sich entfaltete. Denken wir uns nun aber vollends solche Mahlzeiten in dem üppigen Corinth, etwa gar in Verbindung mit dem üppigen Cultus der Aphrodite und unter Theilnahme der zahlreichen am Tempel angestellten Freudenmädchen (Hierodulen), so kann man sich kaum einen stärkeren Gegensatz denken, als den zwischen diesen Mahlzeiten und dem Geiste nicht nur des Christenthums überhaupt, sondern auch der öffentlichen Mahle der Christen, des heiligen Abendmahls! *) Diese ernste religiöse Feier in der Erinnerung an den für die Sünden der Menschen sich opfernden Christus, zur Erweckung der heiligen Liebe, mit der er die Seinen geliebt hatte bis zum Tode! Welche Schauder mußte der Christ vor jenen heidnischen Opfermahlen empfinden! Aber ließ sich die Sache nicht auch milder auffassen? Götzenopfermahle? Was sind Götzen? dachte der aufgeklärte Christ, wie der aufgeklärte Heide. Götzen sind ja nichts, leere Einbildungen, bloße Idole. Wie? wenn Heiden, Freunde oder Verwandte oder die Berufsgenossenschaft, der ich angehöre, mich einladen zur Theilnahme an einem solchen Feste, warum soll ich nicht gehen dürfen? Der Christ ist ja in der innern Selbstgewißheit seines Geistes Herr über Alles. Was kann mir eine solche Feier schaden, da ich keinen Theil habe an den abergläubischen, heidnischen Vorstellungen, die Andere mit derselben verbinden? „Essen wir, so werden wir darum nicht schlechter sein; essen wir nicht, so werden wir darum nicht besser sein" (vergl. 1. Cor. 8, 8.). So dachte mancher Christ in Corinth und ging vom Abendmahl des Herrn hinweg zu den heidnischen Syssitien. Natürlich, daß ernste und strenge Christen den größten Anstoß an dieser Freiheit nahmen! Auch Paulus muß sich natürlich sehr entschieden dagegen erklären, aber der Grund, den er anführt, ist eigenthümlicher Art. Allerdings sind die Götter, denen die Heiden in ihrer Meinung opfern, Nichts, leere Wahngebilde, der Jupiter, der Apollo, der Mars, die Venus, die Minerva existiren nirgends als im Kopfe abergläubischer Menschen. Die Heiden meinen, diesen Nichtsen zu opfern, aber in Wirklichkeit opfern sie den Dämonen, den Teufeln, den bösen Geistern. Diese rebellischen Geister, die wegen ihres Ungehorsams

*) Fries l. c. S. 12.

ihres Ranges als Engel entsetzt und in die Hölle gestoßen worden sind, haben fortwährend den größten Einfluß auf die Herzen der Menschen und sind so listig gewesen, die unschuldigen Namen eines Jupiter, Aeskulap, Mars anzunehmen und unter diesen Titeln die Anbetung der Menschen vom höchsten Wesen ab auf sich zu lenken. Das Heidenthum ist nicht ein Erzeugniß des Wahns, sondern des Dämonenthums. „Was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln und nicht Gott. Nun will ich nicht, daß ihr in der Teufel Gemeinschaft sein sollt. Ihr könnt nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und der Teufel Kelch, ihr könnt nicht zugleich theilhaftig sein des Herrn Tisches und der Teufel Tisches" (1. Cor. 10, 20 f.). Aber nicht bloß nahmen Einzelne ohne Arg sowohl an der Heiden Syssitien, als an dem christlichen Abendmahl Theil, sondern sie verpflanzten die Form der heidnischen Mahlzeiten hinüber in die christlichen Liebesmahle. Der Apostel rügt die eingerissene Sitte, das Abendmahl zu einer wirklichen Mahlzeit zu machen. Einige Reichere brachten Speisen und Weine im Ueberfluß mit und schwelgten davon in Hülle und Fülle, während Aermere hungrig vom Tisch weggingen. „Habt ihr nicht", frägt Paulus, „Häuser, da ihr essen und trinken möget? Verachtet ihr die Gemeinde Gottes und beschämt die, so da Nichts haben? Was soll ich euch sagen? Soll ich euch loben? Hierin lobe ich euch nicht," und nun wiederholt er ihnen die Einsetzung des Abendmahls durch Christum und die rechte Art seiner Feier (1. Cor. 11. 20 ff.).

Aber wie? Von dem den Göttern geweihten Opferfleisch kam Dasjenige, was bei den Opfermahlzeiten nicht aufgebraucht wurde, auf den Fleischmarkt und wurde in den Häusern verkauft. Wenn nun der Christ beim Ankauf des Fleisches auf dem Markt solches Opferfleisch bekam, durfte er es ohne Anstand essen? Ja? Den ernsteren Christen graute vor diesem Gedanken; sie fürchteten auch dadurch in Verbindung mit den Dämonen zu treten. Nein? Aber soll man jedesmal genau untersuchen und untersuchen können, welches Fleisch Opferfleisch ist und welches nicht? Soll man einen besonderen christlichen Marktinspector aufstellen? Warum auch Das? Fleisch ist Fleisch. Solche äußere Dinge haben ja mit unserer christlichen Freiheit, mit unserer innersten Gesinnung Nichts zu schaffen, so erklären die Freieren. Paulus vermittelt. Alles Fleisch, das auf dem Fleischmarkt verkauft wird, das esset ohne Anstand und enthaltet euch jeder scrupulösen Nachforschung; dem Reinen ist alles rein, die Erde ist des Herrn und

alles, was darauf ist; die Speise fördert uns nicht vor Gott. Essen wir, so werden wir darum nicht besser sein; essen wir nicht, so werden wir darum nichts weniger sein (1. Cor. Cap. 8). Aber wenn ihr erfahret, daß etwas Opferfleisch, oder wenn z. B. Jemand von den Ungläubigen, der euch einladet, geflissentlich sagt: Das ist Götzenopfer, so rührt die Speise nicht an, jedenfalls aber, wenn ein in seinem Gewissen ängstlicher Bruder sich an deinem Essen ärgert, so iß lieber nichts. Das Wissen bläht auf, aber die Liebe bessert.

Noch tiefer und in das innerste Wesen eindringend, zeigten sich die heidnischen Nachklänge in der Gemeinde zu Corinth an einem andern Punkte. Es war besonders in einer Stadt wie Corinth zu erwarten, daß das Christenthum mit den im Heidenthum so tief zerrütteten geschlechtlichen Verhältnissen den schwersten Stand bekommen würde, daß auf diesem Gebiet „der natürliche Mensch" seine Rechte und Ansprüche am zähesten würde geltend machen. Darum hebt Paulus den Gegensatz des christlichen Geistes gegen den heidnischen in dieser Beziehung in seinen beiden Briefen besonders stark hervor. Wir haben schon gehört, daß ein Mitglied der christlichen Gemeinde den öffentlichen Skandal nicht scheute, seines Vaters Weib zu heirathen, — ein, wie Paulus sagt, selbst unter den Heiden nicht erhörtes Vergehen. Die Gemeinde scheint, bevor Paulus sein Flammenschwert schwang, Nichts dagegen gethan zu haben, und auch dann schritt nur die Mehrzahl sittenrichterlich ein — in welcher Weise, wissen wir nicht. Aber die Andern, die Minderzahl, — was hatten die für Ansichten? Wir erfahren's aus 1. Cor. 6, 12—20. Sie betrachteten ächt griechisch die Befriedigung des Geschlechtstriebes als eine ebenso natürliche Sache, wie die Befriedigung des Hungers und Durstes; wie wir von jedem Brunnen, der Wasser giebt, trinken dürfen, wie wir verschiedene Speisen genießen, so schien ihnen auch der geschlechtliche Verkehr durchaus ungehemmt. Wir fragen wohl erstaunt: und die wollten Christen sein? mußte ihnen denn der Widerspruch ihres Namens und Bekenntnisses mit ihren Ansichten und ihrem Wandel nicht zum Bewußtsein kommen? Es scheint nicht, daß sie ein Bewußtsein davon hatten, vielmehr dürfen wir aus 1. Cor. 6, 12. schließen, daß sie ihre Anschauungen gerade durch die christlichen Grundsätze, die Paulus verkündigt hatte, zu stützen versucht haben. „Es ist Alles erlaubt, ich habe es alles Macht," sagten sie. Der Christ in der Selbstgewißheit seines Geistes ist ja frei, Herr über Alles, unabhängig

von allem Endlichen und kein Ding der Welt kann seinem innersten Bewußtsein etwas anhaben. So wenig der Geist in seiner innern, über alles Endliche erhabenen Freiheit davon berührt oder dadurch beeinträchtigt wird, daß ich diese oder jene Speise genieße, so wenig wird ihm durch die ungehemmte Befriedigung des Geschlechtstriebes eine Schranke gesetzt. Offenbar haben diese Leute den von Paulus allerdings oft in einer bedenklichen Schärfe ausgesprochenen Grundsatz von der gesetzlosen Freiheit des Christen in ähnlicher Weise für ihre sinnlichen Gelüste ausgebeutet, wie in der Reformationszeit die Wiedertäufer und die Heiligen in Münster. Der Zusammenhang, in welchem Paulus der Bekämpfung dieser bloß naturalistischen Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse die Frage von der Ehe überhaupt im 7. Kapitel anreiht, macht es ebenso möglich, daß diese Leute in Corinth die Ehe aus dem gleichen Grunde verworfen, wie ihre Nachfolger in der Reformationszeit, als allerdings auch die Ansicht möglich ist, daß sie den Paulus nur durch die Schlußfolgerung in Verlegenheit zu setzen suchten: wenn die freie außerehliche Befriedigung des Geschlechtstriebes sündig ist, warum nicht auch die ehliche, da es sich ja hier wie dort nur um das Gleiche handelt? Man muß es anerkennen, daß Paulus diese Fragen nicht genügend beantworten konnte, weil er noch in der gleichen niedrigen Auffassung der geschlechtlichen Liebe befangen war, wie seine Gegner, indem er in der Ehe nur die Vereinigung Zweier zu Einem Fleische, nicht aber zu Einem Geiste erkannt, überhaupt die ganze sittliche Bedeutung der Ehe, ihre geistige und gemüthliche Seite noch nicht erfaßt hatte (1. Cor. Cap. 7).

Noch an zwei weitern Punkten, die in den Corintherbriefen zur Sprache kommen, läßt sich dieselbe merkwürdige Vermischung christlicher und heidnischer Elemente aufzeigen: an dem Eindringen griechischer Spekulation in die christliche Heilslehre und in der Leugnung der Auferstehung von Seiten einiger Christen in Corinth. Was das Erstere betrifft, so sind die unmittelbaren Andeutungen sehr spärlich, die wir über den Freund und Nachfolger des Apostels in Corinth, Apollos, aus den Briefen erhalten; wir lesen nur, daß ihn eine Partei zu ihrem Haupte erkoren hatte (1. Cor. Cap. 3), obwohl er in der Auffassung des Christenthums wesentlich mit Paulus einig ging. Paulus behandelt ihn als Freund und Gesinnungsgenossen, der den von ihm angepflanzten Acker begossen habe. Und doch muß er sich von Paulus auch wieder unterschieden haben. Die Polemik, welche Paulus eröffnet

gegen die Weisheit dieser Welt im Gegensatz gegen die göttliche Thorheit des Kreuzes (1. Cor. 1. 2. u. a. a. O.), obwohl nicht direkt gegen Apollos, sondern gegen diejenigen gerichtet, welche ihn zum Parteihaupt machten, zeigt, daß dieser Mann, ursprünglich ein alexandrinisch gebildeter Jude und wegen seiner Bildung und Beredtsamkeit gerühmt, den Versuch machte, die griechische Philosophie und Spekulation auf die christliche Heilslehre überzutragen und anzuwenden. Das kam nun den Corinthern eben recht; denn „die Griechen fragen nach Weisheit, während die Juden Wunder suchen", wie Paulus treffend charakterisirt, sie waren mit ihrem ganzen Interesse darauf gerichtet, „etwas Neues zu sehen und zu hören" (Act. 17, 21). Wir begegnen so in Corinth einer Richtung, die in ihrem Verhalten zum Christenthum nicht durch ein religiöses Heilsbedürfniß, sondern durch die Neugierde des grübelnden Verstandes bestimmt wurde; sie sah im Christenthum eine neue Philosophie, der sie sich zuwandte, weil sie ihrem Verstande wieder neue Nahrung für seine Grübeleien und Spekulationen bot. Sie werden daher in den Kreis ihrer christlichen Erkenntniß mit Vorliebe solche Fragen hereingezogen haben, durch welche die Philosophenschulen gewohnt waren die Neugierde des grübelnden Verstandes am meisten zu befriedigen (vergl. 1. Cor. 2, 2). Nun haben wir zwar gesehen, daß auch Paulus das Bedürfniß hatte, das Christenthum zu begreifen und in Uebereinstimmung mit den Begriffen seines denkenden Geistes zu bringen, aber diese denkende, theoretische Beschäftigung mit der gegebenen Thatsache des Christenthums stand bei ihm noch ganz im Dienste seines practisch religiösen Interesses, das Christenthum war ihm in erster Linie Heilsthat, ein neues practisches Lebensprincip, das den Durst des Menschen nach Gerechtigkeit, nach gottgefälliger Beschaffenheit seines Lebens, nach Frieden und Versöhnung stillte; auch im Römerbrief, wo er das Christenthum in einen umfassenden, großartigen Zusammenhang dogmatischer Beweise hineinstellte, behandelt er nur solche Fragen, welche unmittelbar dem praktisch religiösen Bedürfniß entspringen (Gesetz und Evang., Sünde und Gnade). Von diesem Gesichtspunkt aus bekämpft er die Richtung der Apolliner. Dem Hereintragen griechischer Spekulation in die christliche Heilslehre gegenüber weist er die Corinther auf sein Beispiel: „ich hielt mich nicht dafür, daß ich unter euch etwas wüßte, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten" (1. Cor. 2, 2); den hohen Worten menschlicher Weisheit stellt er die Beweisung des Geistes und der

Kraft entgegen in dem Sinn, daß Christus wesentlich lebendiger Geist und praktische Kraft sei, nicht philosophische Formel und Spekulation (1. Cor. 2, 5). Paulus redet nicht gegen ein menschliches Begreifen des Christenthums, gegen eine philosophische Behandlung der Religion überhaupt, die lag vielmehr tief in seinem eigenen rationellen Geiste und er ist selbst der Begründer der christlichen Religionsphilosophie geworden. „Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit" (1. Cor. 2, 10); er redet gegen das rein theoretische Verstandesinteresse, welches diese Corinther an der Religion nahmen, er will nicht das Wort vom Kreuz, das ihm ein neuer Heils- und Lebensquell war, zurückgedrängt und entkräftet wissen durch die Weisheit der Rede. Uebrigens haben die Apolliner in Corinth nur den Anfang gemacht zu Dem, was nachher in der Kirche in großem Maßstab geübt worden ist: auf den großen Concilien vom vierten bis sechsten Jahrhundert hat eben dieselbe griechische Philosophie, in deren Dienst Apollos das Christenthum zu stellen suchte, bei der Hervorbringung und Ausbildung des christlichen Dogmas ihre Hebammenkünste leihen müssen. Die Reformation ist dagegen von den künstlichen Gespinnsten der katholischen Scholastik wieder auf das unmittelbar Religiöse und damit auf Paulus zurückgegangen und hat die Dogmatik von hier aus gereinigt und vereinfacht.

Offenbar aus griechischen Anschauungen ist endlich auch die Bekämpfung der Lehre von der Auferstehung der Todten bei einigen Mitgliedern der corinthischen Christengemeinde geflossen (1. Cor. 15). Es scheint nicht, daß die Gegner dieser Lehre sich nur an der jüdischen Form derselben, an der Auferstehung des Leibes gestoßen, dagegen eine Unsterblichkeit der Seele, wie sie unter den Alten z. B. von Plato und Cicero ausgebildet worden ist, angenommen haben; Paulus müßte sie sonst mit anderen Gründen bekämpft haben, als er 1. Cor. 15 thut. Es ist bei dem Mangel an näheren Nachrichten unmöglich, sich von diesen Gliedern der corinthischen Gemeinde eine klare Vorstellung zu machen. Sind sie mit ihrem Bewußtsein überhaupt bei der heiteren, durch die Gegenwart befriedigten Lebensansicht der Hellenen stehen geblieben, bei denen ein Fortleben nach dem Tode, wenn auch die Philosophie und die Volksphantasie zu der Anschauung eines solchen fortgeschritten war, im Ganzen nie Herzenssache, nie ein religiöses Bedürfniß gewesen war, nie einen bestimmenden Einfluß auf ihr Leben

und ihre Geſinnung ausgeübt hatte?*) Sind alſo dieſe Chriſten überhaupt in die Sinnlichkeit und Natürlichkeit des alten Heidenthums zurückgefallen? Aber welche Anſicht hatten ſie dann vom Chriſtenthum? vielleicht eben die oben gezeichnete, daß das Chriſtenthum nur eine neue Form der Spekulation ſei? Was zog ſie zu der chriſtlichen Gemeinde? was gab ihnen ein Recht zu ihrem Chriſtennamen? Dieſe und ähnliche Fragen laſſen ſich nicht mehr beantworten.

*) Wenn man auch berechtigt ſein ſollte, eine ſo weſentliche Beziehung vieler griechiſcher Gottesdienſte auf das Jenſeits, auf die Strafen in der Ewigkeit anzunehmen, wie es Röth gethan hat, ſo hat doch gewiß Gibbon im Ganzen Recht, wenn er ſagt: „wir ſind mit den hervorragenden Perſonen, welche zur Zeit Cicero's und der erſten Cäſaren blühten, hinreichend bekannt, um verſichert zu ſein, daß ihr Benehmen in dieſem Leben nie durch eine ernſte Ueberzeugung von Belohnungen oder Strafen in einem künftigen Zuſtande regulirt worden iſt.“

III.

Die Reaktion gegen Paulus und sein Ende.

Schon auf dem bisherigen Wege sind wir gelegentlich einem Gegner unseres Apostels begegnet, welcher diesem nicht nur alle Berechtigung seines Evangeliums völlig absprach, sondern auch thatsächlich fast auf dem Fuße nachfolgte, um ihm im Rücken sein Werk zu zerstören: es ist das petrinische Judenchristenthum. Der Kampf mit diesem Gegner war der eigentliche Lebenskampf des Apostels, ein Kampf zwischen der Tradition und dem Geist, zwischen der äußern Auctorität und der innern Selbstbezeugung der Wahrheit, zwischen dem Universalismus und dem Particularismus, zwischen Protestantismus und Katholizismus. Je gründlicher er seit seiner Bekehrung mit dem Judenthum gebrochen hatte, desto hartnäckiger setzte es sich bei jedem Schritt, den er ging, an seine Fersen und zwar in der Person seiner neuen Glaubensgenossen. Man kann keinen Brief des Apostels lesen, ohne auf diesen Gegner zu stoßen und man kann keinen recht verstehen, bis man diesen Gegner in der ganzen ungeheuren Macht, die ihm zu Gebote stand, kennen gelernt hat. Zum ersten öffentlichen Zusammenstoß scheint es in Jerusalem gekommen zu sein, als Paulus nach vierzehnjähriger Wirksamkeit in der Heidenwelt sich durch das Treiben seiner Gegner und das Murren der Gemeinde in Jerusalem genöthigt sah, selber sich in die alte Hauptstadt seines Volkes zu begeben, um seiner Auffassung des Christenthums die Anerkennung seiner christlichen Glaubensgenossen zu erkämpfen, „damit ich nicht vergeblich laufe oder gelaufen wäre.“ Aber dieß ist ihm nicht ganz gelungen. Zwar es wurde bis auf einen gewissen Grad ein freundschaftliches

Verhältniß zwiſchen den Häuptern der ſtreitenden Parteien hergeſtellt; die wüthendſten Eiferer gegen Paulus wurden zum Schweigen gebracht; Jakobus und Petrus und Johannes, die als die Säulen der chriſtlichen Gemeinde angeſehen wurden, gaben Paulus und Barnabas die rechte Hand und wurden darüber Eins, daß jene unter den Juden, dieſe unter den Heiden predigen ſollten. Dieſen Erfolg hatte Paulus der unwiderſtehlichen Gewalt ſeiner Perſönlichkeit, wie dem ſo auffallenden Segen, von dem ſeine Heidenmiſſion begleitet war, zu verdanken. Man konnte nicht leugnen, was vor Augen lag, daß durch Paulus viele Heiden zum Glauben an Jeſus, den Meſſias, geführt worden ſeien. Mußte nicht auch in den Augen des Judenchriſten, der ja doch nicht bloß Jude, ſondern auch Chriſt war, ſchon dieſer Erfolg etwas gelten? Konnte er in Gegenwart des Paulus und Barnabas, der ſelber früher in nahen Verhältniſſen zu der Gemeinde in Jeruſalem geſtanden war, im Angeſicht ſo blühender Gemeinden, wie Antiochien, im Hinblick auf die große Zahl der bekehrten Heiden, ſich überwinden zu ſagen: wären alle dieſe doch lieber Heiden geblieben als ſolche Chriſten? Und lag nicht der jüdiſchen Gottesanſchauung der Gedanke nahe: wenn das Werk des Paulus abſolut gegen Gottes Willen wäre, ſo hätte dieſer ihm wohl nicht dieſe Krafterfolge gegeben! Laßt dieſe Heiden nur einmal zum Glauben an Chriſtus geführt werden, mochten ſie denken, wir wollen dann ſchon dafür ſorgen, daß ſie auch das jüdiſche Geſetz auf die Schultern nehmen. *) Aus ſolchen Motiven iſt das Compromiß der Parteien bei der Zuſammenkunft in Jeruſalem entſprungen. Eine wirkliche Verſtändigung in dem Sinn, daß auch nur die Häupter der jeruſalemiſchen Gemeinde die Grundſätze des Paulus angenommen hätten, iſt nicht zu Stande gebracht worden. Es wäre, wenn dieſe ſtattgefunden hätte, ſchon das im höchſten Grade auffallend, daß die Zwölfe, während ſie die große Heidenwelt Einem überließen, ſich eine ſolche Selbſtbeſchränkung auferlegt haben ſollten, die ſich doch als äußerſt unnatürlich und zwecklos herausſtellen mußte, ſobald ſie ihren Wirkungskreis über Paläſtina hinausrückten und zu den in den heidniſchen Städten angeſiedelten Juden kamen, was nach Gal. II, 11. geſchehen zu ſein ſcheint. Aber wir haben unumſtößliche

*) Daß die Judenchriſten wirklich ſo gedacht haben, beweist ihr Auftreten in Antiochien, Galatien und Corinth; überall drangen ſie in die von Paulus geſtifteten Gemeinden, um dieſe hintendrein auch auf das Judenthum zu verpflichten.

geschichtliche Zeugnisse, daß eine wirkliche Verständigung in Jerusalem nie stattgefunden hat. Nach jener Besprechung — wie lange nachher, wissen wir nicht — stießen Petrus und Paulus in Antiochien feindselig zusammen. Petrus hatte daselbst Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen gehalten — Tischgemeinschaft mit den Heiden war dem Juden ein Gräuel —; als darauf Abgeordnete oder Anhänger des Jakobus kamen, zog er sich von den Heidenchristen zurück und sonderte sich, darum daß er die von der Beschneidung fürchtete. Offenbar war Jakobus, den auch die nachapostolische Tradition der Kirche als einen Mann mit ächt jüdischem Gepräge schildert, der eigentliche Vertreter der streng judenchristlichen Ansicht, die keinerlei Christenthum ohne Beschneidung in irgend einer Weise anerkannte, wie es bei einem Manne natürlich war, der als Vorsteher der jerusalemischen Christengemeinde den Mittelpunkt des Judenthums wohl nie verlassen hat. Dagegen wurde Petrus durch seine Missionsreisen, durch seinen häufigen Verkehr mit Heidenchristen von selbst wenigstens zu einer milderen Praxis geführt, wie sein Zusammenessen mit den Heiden beweist, während er im Grundsatz mit Jakobus übereinstimmte, daher seine Furcht vor denen aus der Beschneidung. Paulus tadelte den Petrus vor Allen scharf in's Angesicht und schalt seine Charakterlosigkeit. Nach seiner Ansicht hatte Petrus durch seine Handlungsweise sich und seine judenchristlichen Grundsätze verurtheilt (κατεγνωσμενος ἦν Gal. 2, 11). Durch seine Tischgemeinschaft mit den Heiden hatte er factisch erklärt, daß das mosaische Gesetz für den Christen keine Verbindlichkeit mehr habe, indem er sein eigenes Betragen durch die jüdischen Vorurtheile nicht hatte bestimmen lassen; wie konnte er aber dann noch, ohne eine offenbare Grundsatzlosigkeit — Heuchelei nennt es Paulus — zu begehen, an seiner judenchristlichen, auch durch das Abbrechen der Tischgemeinschaft wieder bewiesenen Ansicht festhalten und an die Heiden die Forderung stellen, sich beschneiden zu lassen, also dem mosaischen Gesetz sich zu unterwerfen? „Wenn du, ein Jude, heidnisch lebst — wie deine Tischgemeinschaft mit Heidenchristen gezeigt hat — warum zwingst du dann die Heiden, jüdisch zu leben? Warum sind denn wir, geborene Juden, Christen geworden? Weil wir erkannt haben, daß wir durch des Gesetzes Werke die Gerechtigkeit nicht erreichen, die Gott von uns verlangt; durch unseren Uebertritt zum Christenthum haben wir factisch erklärt, daß das Gesetz Niemand gerecht machen kann, also keine Heilskraft besitzt, also zum Heil nicht nöthig

ist" (Gal. 2, 14—17). Man sieht, und Paulus spricht es mit deutlichen Worten aus, daß eine grundsätzliche Differenz zwischen ihm und Petrus bestand, indem dieser die Heiden „zwingen wollte, jüdisch zu leben", das Christenthum für sie an die Bedingung der Beschneidung und der Uebernahme des Judenthums überhaupt knüpfte. Für Paulus konnte der Vorfall in Antiochien nur erwünscht sein. Er konnte nun dem Petrus, der sich bisher durch die Logik des pauliniſchen Evangeliums von deſſen Wahrheit nicht hatte überzeugen laſſen, an einer Thatſache, an ſeiner eigenen Handlungsweiſe nachweiſen, daß er ſelber ein Uebertreter des Geſetzes ſei und daher nur aus Grundſatzloſigkeit den Heiden das Joch des Geſetzes aufladen könne. *)

Aber ſolche tief eingewurzelte religiöſe und nationale Vorurtheile werden nicht ſo leicht weggeſcheucht, am wenigſten durch eine ſo ſcharfe und bittere Rüge, durch eine derartige Bloßſtellung vor den Augen der Welt. Die Differenz zwiſchen Petrus und Paulus dauerte fort. Der Brief an die Galater iſt erſt geraume Zeit nach dieſem Vorfall in Antiochien geſchrieben, und doch wie heftig iſt noch die Sprache des Paulus! noch keine Spur von einer milderen, verſöhnlichen Stimmung! er gebraucht noch die allerſtärkſten Ausdrücke, um ſeine ſiegreiche Bekämpfung des Gegners darzuſtellen, Ausdrücke, welche ihm noch 100 Jahre ſpäter die judenchriſtliche Partei nicht vergeſſen konnte, wie einige Stellen der Elementinen zeigen. Auch ſonſt ſpricht er in einem herben Ton von den Urapoſteln: „Die man für Säulen hielt", „die Geltenden", „was ſie auch früher geweſen ſein mochten, ich frage Nichts darnach; Gott ſieht die Perſon nicht an", „die über-

*) Es iſt ſchwerlich richtig, wenn Baur (Paulus, Seite 130 Anmerkung) (hierin der hergebrachten Meinung folgend), den von Paulus dem Petrus gemachten Vorwurf der Heuchelei damit begründet, daß Paulus von der Vorausſetzung ausgehe, Petrus huldige eigentlich im Grunde ſeines Herzens der freieren Anſicht von der Nichtnothwendigkeit des Geſetzes für die Heiden, habe aber aus Furcht vor Jakobus den eigenen Grundſatz verläugnet. Wie kann Paulus Etwas vorausſetzen, was in der Wirklichkeit keinen Grund hat? Daß Petrus die Anſicht des Paulus über das geſetzfreie Chriſtenthum nicht theilte, erhellt aus allen geſchichtlichen Zeugniſſen. Die Heuchelei des Petrus beſtand vielmehr darin, daß er mit Heiden aß, alſo das Geſetz ſelber übertrat, und doch auf der andern Seite immer wieder die Heiden zwingen wollte, jüdiſch zu leben. Was Paulus in ſeiner Rede an Petrus vorausſetzt, iſt alſo, daß dieſer immer noch die engherzige judenchriſtliche Anſicht über Geſetz und Evangelium grundſätzlich theile, wie er es auch in dem plötzlichen Abbrechen der Tiſchgemeinſchaft thatſächlich bewieſen hat.

großen Apostel". Warum redet er so? Redet man so von Freunden und Gesinnungsgenossen? Warum weist er die Anmaßungen seiner judaisirenden Gegner, die sich auf das Ansehen der Urapostel beriefen, denen nur diese als die Säulen der Kirche galten, die mit Empfehlungsbriefen von Jerusalem in die pauliniſchen Gemeinden kamen, warum weist er sie niemals ab durch das so nahe liegende, sie völlig niederschlagende Argument: „was wollt ihr denn, ihr Frechen? Petrus und Jakobus und Johannes sind ja völlig einverstanden mit mir, sie haben mich als ebenbürtigen Apostel anerkannt, sie haben meine Heiden als vollberechtigte Christen aufgenommen, sie haben selbst feierlich erklärt, daß das Gesetz für den Christen seine Geltung verloren habe." Warum redet er nie, auch nur mit einer leisen Andeutung in diesem Ton? Für ein unbefangenes Auge sind solche Daten genügend, um zu sehen, wie es in Wahrheit zwischen Paulus und Petrus gestanden ist.

Nur auf solche Auctoritäten gestützt konnten diese judaistischen Hetzer den von Paulus gestifteten Gemeinden auf diese uns fast unbegreifliche Weise imponiren. Wie man sie in Antiochien fürchtete, so daß selbst Barnabas von der Heuchelei des Petrus mit fortgerissen wurde, haben wir gesehen. Die galatischen Gemeinden haben sie schon fast herumgebracht, und Paulus schreibt in höchster Aufregung mit göttlichem Eifer seinen Brief an seine lieben verirrten Kindlein, um sie zum zweiten Mal mit Schmerzen zu gebären. Aus der Entgegnung des Paulus hören wir die Argumente seiner Gegner. „Ihr könnt nicht selig werden, ihr geht der Segnungen des messianischen Reiches verlustig, wenn ihr euch nicht beschneiden laßt. Wem ist im A. T. die Verheißung Abrahams gegeben? Nur dem Volke der Beschneidung. Hebt Gott das von ihm selbst gemachte Testament wieder auf? Bricht er willkürlich seine eigenen Bestimmungen? Paulus hat euch betrogen, wenn er euch vorgegeben hat, der Mensch werde der Verheißungen Gottes und der Segnungen des messianischen Reiches theilhaftig durch den Glauben allein ohne des Gesetzes Werke. Hat Das Gott gesagt? Im A. T., in der wahrhaften Offenbarung des Einen lebendigen Gottes, steht deutlich genug das Gegentheil. Hat Das Christus gesagt? Die wahren Apostel Christi, diejenigen, die ihn gesehen und gehört haben, wissen das Gegentheil; sie verlangen die Beschneidung und die Beobachtung des mosaischen Gesetzes von Jedem, der an Christns glaubt. Was Paulus vom Christenthum weiß, kann

er doch nur von den andern Aposteln gehört haben, woher auch sonst? Was er daher von ihnen Abweichendes lehrt, das ist nicht Christenthum, nicht Lehre Jesu Christi, sondern die eigene willkürliche Erfindung seines Kopfes." So argumentirten die Judaisten in Galatien und stellten dem universellen Evangelium des Paulus das Evangelium der Beschneidung entgegen.

Dieselben Gegner tauchen wieder in Corinth auf, nur wurde hier die Polemik gegen Paulus noch persönlicher und gehässiger. „Er ist gar kein Apostel, er hat sich diesen hohen Namen nur angemaßt, er hat den Herrn nie gesehen, er hat kein Wort aus seinem Munde gehört, er ist in keinerlei Verbindung mit ihm gestanden. Rechte Apostel können nur diejenigen sein, „welche die ganze Zeit über, welche der Herr Jesus ist unter uns aus- und eingegangen, bei ihm gewesen sind von der Taufe Johannes an bis auf den Tag, da er von uns genommen ward" (Act. 1, 21 f.) Höre man nur Diejenigen, die in nächster Verbindung mit dem Herrn gestanden sind: Jakobus, sein leiblicher Bruder, Petrus und Johannes, die Säulen der Gemeinde — wir haben Empfehlungsbriefe von ihnen in der Tasche — man höre sie, ob sie die Lehre dieses Menschen nicht verwerfen! Und was ist er auch? In der Abwesenheit macht er sich groß durch gewichtvolle Briefe, die er in die Gemeinden sendet, aber wenn er anwesend ist, wenn er uns Mann gegen Mann gegenübertreten muß, da ist er kleinlaut und demüthig."

Aehnlich gearteten Gegnern begegnen wir endlich in der ohne apostolische Mitwirkung, meist aus frühern Juden entstandenen Christengemeinde in Rom. Paulus, der sich mit seiner Predigt gerne auf große Centralpunkte des Völkerlebens geworfen hat und die Bedeutung einer Christengemeinde in Rom frühe erkannte, schrieb einen Brief an diese Gemeinde, in welchem er die Vorurtheile gegen sein Evangelium durch eine umfassende, gedankenstrenge Darstellung desselben zu beseitigen und dem einem judenchristlichen Gemüthe so natürlichen Einwande zu begegnen sucht: wenn die Heiden massenhaft in die christliche Kirche hereinströmen, die Juden aber in ihrer großen Mehrzahl sich gegen das Evangelium verstocken, wo bleiben denn die Verheißungen Gottes, die doch seinem auserwählten Volke so bestimmt gegeben worden sind? Wie läßt sich das Heidenchristenthum vereinigen mit der göttlichen Offenbarung, mit dem Rathschluß Gottes über das Volk seiner Wahl? Das ist, wie Baur unwiderleglich

nachgewieſen hat, der Geſichtspunkt, aus welchem der Brief an die Römer von Paulus concipirt worden iſt, und aus welchem allein derſelbe richtig verſtanden werden kann. Paulus iſt in dieſem Brief viel milder, als in den andern; von ſeiner ſonſtigen herben Polemik iſt hier jede Spur verwiſcht. Er hatte ja hier keine judaiſtiſchen Hetzer vor ſich, die in fremde Gemeinden eingedrungen, er redete zu einer aus der jüdiſchen Synagoge faſt von ſelbſt herausgewachſenen Chriſtengemeinde, bei welcher der judenchriſtliche Standpunkt ſo natürlich und begreiflich war. Und hier, wo er ohne leidenſchaftliche Gereiztheit ſeine Anſchauungen darlegen kann, ſehen wir auch, wie ſein Lebenskampf mit dem Judenchriſtenthum ihm auch gemüthlich nahe gegangen. „Ich ſage die Wahrheit in Chriſto und lüge nicht, daß mir Zeugniß giebt mein Gewiſſen in dem heiligen Geiſt, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe. Ich habe gewünſcht, verbannt zu ſein von Chriſto (ausgeſchloſſen von ſeinem Heil), für meine Brüder, die meine Gefreundte ſind nach dem Fleiſch, die da ſind von Israel, welchen gehöret die Kindſchaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Geſetz und der Gottesdienſt und die Verheißung, welcher auch ſind die Väter, aus welchen Chriſtus herkommt nach dem Fleiſch. Gott, der da iſt über Alles, ſei gelobet in Ewigkeit" (Röm. 9, 1—5). Es war ein wahrhaft tragiſcher Konflikt, von welchem ſein Gemüth bis in die innerſten Tiefen erſchüttert wurde; dieſer unerbittliche Kampf gegen ſein eigenes Volk, deſſen religiöſe und nationale Güter auch ihm einſt das Theuerſte geweſen waren, deſſen religiöſe Urkunden ihm auch jetzt noch als heilig und unverbrüchlich galten. Sein Herz blutet, aber die Wahrheit kann nicht gebrochen werden. Kaum hat er den Gefühlen des Herzens, ſeinen gemüthlichen Sympathieen in den angeführten Worten den freien Lauf gelaſſen, fährt er fort: „Aber nicht ſage ich Solches, daß Gottes Wort damit aus ſei." Die Verheißungen Gottes an Abraham galten nicht dem Israel nach dem Fleiſch, ſondern dem geiſtigen Israel, d. h. allen denen, die im Glauben an Chriſtus Kinder Gottes geworden ſind.

Paulus iſt auch äußerlich als ein Opfer dieſes großartigen, weltgeſchichtlichen Kampfes gefallen, an dem ſich ſchon vorher ſein Gemüth wund geriſſen hatte; aber dieſe Milde der Stimmung, wie die unentwegte Sicherheit der Ueberzeugung, wie ſie ſich in den Worten des Römerbriefes nur wenige Jahre vor ſeinem Tode kund

giebt, leuchtet wie ein ſanftes Abendroth über dem tragiſchen Ausgang ſeines Lebens.

Doch wir müſſen erſt noch einmal auf die Arena des Kampfes heraustreten; wir müſſen die Kämpfenden noch näher betrachten. Die Angriffe der judaiſtiſchen Gegner richteten ſich hauptſächlich auf drei Punkte; ſie zeigten erſtens, das paul. Evangelium, das vom Judenthum losgelöste Chriſtenthum im Widerſpruch theils mit der geſchichtlichen Offenbarung Gottes im alten Teſtament, theils mit dem geſchichtlichen Chriſtenthum, wie es Jakobus, Petrus und Johannes aus dem Umgang mit Chriſtus ſelbſt geſchöpft hatten; ſie zeigten zweitens den Widerſpruch des von Paulus beanſpruchten Apoſtolats mit den Begriffen eines Apoſtels; ſie zeigten drittens den Widerſpruch der geſetzloſen pauliniſchen Sittlichkeit gegen die ewigen Forderungen des Sittengeſetzes.

Man muß geſtehen: Paulus hatte einen ungemein ſchweren Stand; unter Allen, die je die innere Selbſtbezeugung der Wahrheit gegen die feſtgeſchloſſene palpable Autorität einer gegebenen göttlichen Offenbarung und einer geſchichtlichen Tradition zu vertheidigen hatten, hatte wohl nie Einer einen ſo ſchwierigen gehabt.

Was wollte er ſagen gegen den erſten Punkt? War es denn nicht augenſcheinlich, daß er mit ſeinem Evangelium in offenem Widerſpruch kam mit der geſchichtlichen Offenbarung Gottes im Alten Teſtament? Die Verheißungen Gottes ſind ja nur Abraham und ſeinem Samen gegeben d. h. ſeinen Nachkommen aus der Beſchneidung. Wird nicht im ganzen Alten Teſtamente der Segen Gottes abhängig gemacht von der Erfüllung des Geſetzes und der Fluch auf deſſen Uebertretung gelegt? Wo hat Gott geſagt, daß das Moſaiſche Geſetz, das doch auch nach den Anſichten des Paulus auf göttlicher Einſetzung beruhen ſollte, aufhören dürfe? daß man ſich nicht mehr beſchneiden laſſen müſſe? Iſt die Beſchneidung nicht das von Gott ſelbſt geſetzte Zeichen des meſſianiſchen Volkes? Wann und wo hat Gott ihre Abſchaffung proklamirt? ſo fragten die Gegner. Was wollte Paulus hierauf erwiedern? Er führte zwei Gründe von ſehr ungleichem Gewicht gegen dieſe Argumentation an. Den Einen holte er aus dem Alten Teſtamente, um die angerufene Autorität durch ſich ſelbſt zu ſchlagen. Nicht den leiblichen Nachkommen Abrahams verhieß das A. T. den meſſianiſchen Segen, ſondern ſeinen geiſtigen Söhnen d. h. Allen, die durch den Glauben an Chriſtus

gerecht zu werden ſuchen. „Abraham iſt nicht Urbild der im Gehorſam gegen Gottes Gebot durch eigene ſittliche That erworbenen Gerechtigkeit, er iſt Urbild der ohne eigene That dem Glauben geſchenkten Gerechtigkeit; ſeine Söhne ſind nicht ſeine nach gleicher Geſetzesgerechtigkeit ſtrebenden Nachkommen aus der Beſchneidung, es ſind die von Gott ihre Gerechtſprechung empfangenden Gläubigen auch aus den Nichtbeſchnittenen. Das Geſetz Moſis iſt nicht das von Gott geoffenbarte Mittel, durch Geſetzesgerechtigkeit dem Sündenfluche zu entgehen; es iſt gerade die Vermittlung dieſes Sündenfluches über die, welche um die Geſetzesgerechtigkeit ſich abmühen *)." So argumentirt Paulus im Brief an die Galater, und das Alles ſollte ſchon im A. T. ſtehen, wenn man daſſelbe ohne die Decke Moſis über den Augen mit pneumatiſchem Sinne lieſt und verſteht; ſo hatte er freilich die von den Gegnern angerufene Auctorität auf ſeine Seite gebracht. Aber wie gewaltſam und verkünſtelt iſt dieſe ganze Beweisführung! wie wenig geeignet, den Gegner zu widerlegen und zu überzeugen! wie wird durch eine willkürliche allegoriſche Erklärungsweiſe der offenbare Sinn des Alten Teſtamentes in ſein Gegentheil umgedeutet!

Es war ein Widerſpruch, in welchem die Denkweiſe des Paulus befangen blieb und der zu exegetiſchen Gewaltſamkeiten führen mußte: einerſeits Alles, was dem Judenthum ſeinen eigentlichen religiöſen und nationalen Charakter gab, Geſetz und Beſchneidung, für antiquirt zu erklären, anderſeits aber die ſchriftlichen Urkunden, in welchen ſich dieſes religiöſe und nationale Leben des Volkes einen Ausdruck gegeben hatte, noch als eine unverbrüchliche göttliche Auctorität zu verehren, bei welcher die neuerrungene Wahrheit erſt ihre Legitimation zu holen habe. Auf dem Standpunkt des jüdiſchen Offenbarungsglaubens, den Paulus, hierin noch der Schranke des jüdiſchen Bewußtſeins verfallen, mit ſeinen Gegnern theilte, hatten dieſe unſtreitig gegen ihn Recht.

Auch war er ſelbſt ja nicht auf dieſem Wege zu ſeinem Evangelium gekommen. Vielmehr war es die Thatſache des Kreuzes geweſen, durch welche das Chriſtenthum in ſeiner das Judenthum aufhebenden Eigenthümlichkeit ſeinem denkenden Geiſte ſich erſchloſſen hatte. Die Thatſache des Kreuzes war der zweite Grund, den er

*) Holſten, Galaterbrief.

gegen die Instanzen der Gegner in's Feld führte. Wenn sie ihn fragten: wo und wann hat Gott das Gesetz abrogirt? so antwortete er: auf Golgatha und zwar ebenso feierlich und ernst, wie er es einst auf dem Berge Sinai eingesetzt hatte. Oder wozu ist denn sonst der Messias gestorben? Was bedeutet der Tod des Heiligen, Sündlosen, wenn er nicht die Offenbarung eines neuen göttlichen Heilswillens ist? „wenn ihr euch noch beschneiden lasset, ist Christus umsonst gestorben. Wenn das Gesetz noch Geltung hat, so ist der Kreuzestod ein rein unbegreiflicher Luxus in der göttlichen Heilsökonomie." Der Kreuzestod des Messias, welcher den Ausgangspunkt des ganzen paulinischen Christenthums bildete, war auch die Festung, in welcher er sich gegen die Angriffe seiner Gegner verschanzte. Aber war diese Festung haltbar den Gegnern gegenüber? Der Kreuzestod des Messias war freilich eine Thatsache, aber die Bedeutung, die Paulus darin fand, war das Werk seines eigenen Geistes. Wir haben gesehen (Seite 21 ff.), durch welche ächt jüdische Gedankenbestimmungen (der Tod als Strafe der Sünde, der Tod des Messias ein Sühnopfer) zu seiner Ansicht von der Bedeutung des Kreuzes gekommen ist. Aber war dieß nicht eine rein subjektive, nur im Geiste des Paulus entsprungene Auffassung der Thatsache des Kreuzestodes? War sie vor Allem in der eigenen Anschauung Christi begründet? Es ist durch die scharfsinnigen Forschungen Holsten's zur Evidenz erhoben, daß die judenchristlichen Gegner des Paulus, die ältern Apostel, auch seine Ansicht über die Bedeutung des Kreuzestodes nicht theilten.

Zwar betrachteten auch sie, sich anlehnend an die prophetischen Stellen über den um unsertwillen leidenden Gottesknecht, das Leiden Christi als ein stellvertretendes (vergl. Matth. 20, 28), sie sprachen von Christus als demjenigen, der uns geliebt und abgewaschen hat von unsern Sünden in seinem Blut (Apoc. 1, 5), der uns Gott erkauft hat mit seinem Blut (Offenb. 5, 9); aber sie sahen in diesem Tode kein neues Heilsprincip, sondern nur ein Mittel zu einer vollkommeneren Gesetzesgerechtigkeit, als die der Pharisäer und Schriftgelehrten und des jüdischen Volkes gewesen war. Warum sollte neben diesem Sühnopfer für unsere Sünden das Gesetz und die Beschneidung nicht mehr Platz haben? Christus hat für die Sünden des Volkes gebüßt — etwa damit wir aufhören sollen, das Gesetz pünktlich zu erfüllen, die Gerechtigkeit, die Gott von uns in seinem ge-

offenbarten Wort verlangt, zu erſtreben? Chriſtus hat uns gereinigt von unſerer Sünde in ſeinem Blut — damit wir nun unreine Heiden würden? Wie ſoll denn darin, daß Chriſtus für die Sünden des Volkes geſtorben iſt, die Forderung enthalten ſein, daß man aufhöre, ein Jude zu ſein? Vielmehr erſt jetzt ſollen wir rechtſchaffene Juden werden, das Geſetz treuer erfüllend, als die Väter.

Die erſten Jünger Chriſti betrachteten ſeinen Tod als eine That menſchlicher Bosheit, von Gott zugelaſſen, um ihn durch die nachfolgende Aufweckung nur um ſo glänzender als den Meſſias zu erklären; ſie betonten daher in ihrer Verkündung vorherrſchend die Auferſtehung Chriſti als den Beweis des thatſächlichen Einſchreitens Gottes zum Schutze ſeines Lieblings, als einen Beweis, daß er *trotz* dem ſchmählichen Kreuzestod doch der von Gott erklärte Meſſias ſei. Paulus konnte in einer ſo auffallenden Thatſache, wie der Tod des Meſſias war, die dem natürlichen Menſchen nur als Thorheit erſcheinen konnte, nur eine von Gott ſelbſt veranſtaltete, auf einem ewigen Rathſchluß ſeiner verborgenen Weisheit beruhende That ſehen, um eben *in* dieſem Tode einen neuen Heilsweg zu offenbaren, um eben *in* dieſem Tod, nicht *trotz* demſelben Jeſus als den Gottesſohn und Erlöſer der Menſchheit zu beweiſen — zwei Anſchauungen, von denen die eine ſo viel für ſich zu haben ſcheint, als die andere. Die Anſicht des Paulus iſt ſpekulativer, tiefſinniger, vom ſtreng theiſtiſchen Standpunkt aus konſequenter, die andere praktiſcher, dem populären Bewußtſein näher liegend.

Sollte dieſe univerſelle, antijüdiſche Bedeutung des Todes Chriſti nicht bloß auf einer ſubjektiven Meinung des Paulus beruhen, ſo mußte doch vor Allem die ganze Erſcheinung Chriſti in Wort und Leben dieſen Charakter an ſich tragen. Iſt das ſo? Die Judaiſten läugneten es und zeigten das Evangelium des Paulus im Widerſpruch, wie mit der geſchichtlichen Offenbarung Gottes im A. T., *ſo auch mit dem geſchichtlichen Chriſtenthum, wie es Jakobus, Petrus, Johannes von Chriſtus ſelbſt empfangen haben* Was will man ſagen? Jeſus war ein Jude, ein Nachkomme Davids, am achten Tage beſchnitten, in Allem unter das Geſetz gethan, kleidete ſich jüdiſch, aß jüdiſch (enthielt ſich der vom Geſetz verbotenen Speiſen), hielt die jüdiſchen Gottesdienſte und Feſtzeiten u. ſ. w. — wie kann Paulus ſagen, Chriſtus ſei das Ende des Judenthums? Ferner: ſeine treuen Jünger, die um ihn geweſen

sind von dem Tag an, da er öffentlich auftrat, bis zu dem Tag, da er hinweggenommen ward, wissen sich keines einzigen Wortes aus seinem Munde zu erinnern, welches die Streitfrage der Parteien über die Gültigkeit des mosaischen Gesetzes im Sinne des Paulus entschiede! Im Gegentheil wollen sie von ihm gehört haben: „ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Wahrlich bis daß Himmel und Erde zergehn, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Häckchen vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe" (Matth. 5, 17—18). Woher will es nun Paulus besser wissen? Beruft er sich für seine Ansicht auf einen Ausspruch Christi? Das kann er nicht, denn er weiß keinen; Das will er nicht, denn als die Quelle seiner christlichen Lehre betrachtet er den gegenwärtig in seinem Inneren lebenden und redenden Christus. *)

Wer hatte da Recht? Es hatten Beide Recht, aber Paulus hatte das höhere. Es ist wahr: in dem Wortlaut der Aussprüche Christi, sowie in seiner Lebens- und Handlungsweise lag Nichts, das auf eine Abschaffung des Gesetzes und des Judenthums hätte unmittelbar und ausdrücklich können gedeutet werden. Das einzige Wort vielleicht, das unmittelbar auf diesen Zweck losgeht: ich werde diesen Tempel abbrechen und in dreien Tagen (d. h. nach jüdischer Redeweise: in kürzester Zeit) wieder aufbauen, deuteten seine Jünger ungeschickterweise auf seine Auferstehung. In dem Charakter Christi lag Beides in ganz einziger Weise: ein Radicalismus des Geistes, der überall neue Grundlagen setzt, und eine conservative Pietät gegen das Bestehende. Wenn die Gegner des Paulus den Christus nach dem Fleisch, wie er geleibt und gelebt hatte unter ihnen, in's Auge faßten, so war es sehr begreiflich und natürlich, daß sie in ihm Nichts entdeckten, was dem pauliniſchen Evangelium, der Abschaffung des Gesetzes und der Beschneidung günstig war. Gerade weil sie mit ihm zusammengelebt hatten in den tausenderlei Beziehungen des alltäglichen Lebens, waren sie, je sorgfältiger sie sein Bild in ihrem Gedächtniß aufzufrischen bestrebt waren, nicht fähig, das ganze jüdisch-nationale Gepräge seiner Erscheinung loszutrennen von dem höheren, allgemein menschlichen, das Judenthum principiell überwindenden Gehalt derselben.

*) Mit einiger Sicherheit lassen sich in den Schriften des Paulus nur zwei Stellen aufweisen, wo er sich auf einen ihm geschichtlich überlieferten Ausspruch Christi beruft (I. Cor. 11, 23., I. Cor. 9, 14).

Die Frage, ob mit dem Christenthum das Judenthum sammt seinen national religiösen Gütern und Gebräuchen aufzuhören habe, ob es ein unabhängiges, vom Judenthum losgelöstes Heidenchristenthum geben dürfe, war natürlich zwischen Christus und den Jüngern noch nicht zur Verhandlung gekommen, weil die Zeitumstände sie noch nicht nahe legten; als sie sich später in Folge der Wirksamkeit des Paulus aufdrängte und die Jünger eine Antwort bei Christus suchten, trat das ganze jüdisch-nationale Gepräge seiner Erscheinung vor ihre Augen und verhinderte sie, die über die Schranken des Judenthums hinausführende Tragweite seines Geistes zu ermessen. Es handelte sich um eine aus den religiösen Anschauungen Christi erst zu ziehende Consequenz, durch eigenes selbständiges Denken abzuleitende Schlußfolgerung, aber diese eben zogen die ersten Jünger nicht, noch befangen von der jüdisch-nationalen Schranke, in welche sein Leben eingeschlossen gewesen war.

Was ist natürlicher und der Analogie der Geschichte entsprechender, als die Erscheinung, daß die ersten Verkündiger einer neuen Geistesform die Tragweite derselben, besonders ihr gegensätzliches Verhältniß zu der früheren Geistesstufe, mit der sie Anfangs noch auf so vielen Punkten verschmolzen ist, noch nicht überschauen? Es zeigt sich bei allen Gründern neuer Lebensanfänge, daß in ihrer Person die größten Gegensätze noch ruhig und versöhnt bei einander wohnen, zusammengehalten durch die geniale Macht ihrer vielseitigen Persönlichkeit, Gegensätze, die erst nach ihrem Tode sich scheiden und eine kampfreiche Entwicklung beginnen. Man hat daher völlig Unrecht, zu sagen: welche niedere Vorstellung müssen wir uns von Christus machen, wenn Diejenigen, welche täglich um ihn waren, so tief in den engherzigen jüdischen Vorurtheilen gefangen geblieben sind! Christus konnte fast alle Worte, die im Evangelium des Matthäus aufgezeichnet sind, gesprochen haben, und doch konnten sich die Jünger — zumal, wenn es mit ihrer Intelligenz wirklich so ausgesehen haben sollte, wie die Evangelien darstellen — völlig im Stich gelassen sehen bei den Fragen, um die es sich zwischen ihnen und Paulus handelte.

In einem ganz anderen Falle befand sich Paulus. Er hatte Christus nicht gesehen; er kannte, wie er selbst sagt, keinen Christus nach dem Fleisch und wollte keinen kennen. In der Thatsache des Kreuzestodes war, so bald sie ihm klar geworden, alles jüdisch Nationale, irdisch Vergängliche, zeitlich Beschränkende an Christus gekreuzigt

und vernichtet; Christus war nun der allen zeitlichen Schranken entkleidete Geist, in dessen Bild Alles, was Mensch ist, verklärt werden soll, vor dem Alle, Juden und Heiden, gleich sehr Sünder sind. Und es ist nun höchst merkwürdig, wie Dasjenige, was Paulus ohne Bekanntschaft mit Christus auf rein subjectivem Wege durch Nachdenken über die Thatsache des Kreuzestodes geschlossen und als das Wesen des Christenthums entdeckt hat, im Wesentlichen ganz übereinstimmt mit Demjenigen, was wir als den epochemachenden Gehalt der Persönlichkeit Christi, als den Geist und die letzte Tendenz seiner Worte annehmen müssen. *)

Die ungetheilte Hingabe des Gemüthes an Gott und sein Reich, worin der Mensch sich rein empfangend verhält mit Ausschließung aller eigenen Gerechtigkeit und jedes menschlichen Verdienstes, wie sie in so vielen Aussprüchen Christi erscheint, fällt im Wesentlichen zusammen mit Dem, was Paulus durch das Wort Glaube bezeichnet, wenn er die Gerechtigkeit aus dem Glauben als das neue Heilsprincip der jüdischen Gerechtigkeit aus den Werken entgegensetzt.

Wenn Christus überall, besonders in der Bergrede, das Innere dem Aeußeren, die Gesinnung dem Werk, den Geist der Form entgegengesetzt und so die Religion aus dem äußeren Mechanismus der Formen und Gebräuche in die Innerlichkeit des Gemüthes, in das Gewissen zurückführt, so erreicht Paulus das Gleiche durch den aus dem philosophischen Sprachgebrauch seiner Zeit entnommenen Gegensatz von Geist und Fleisch. Das Werthlegen auf äußere Satzungen, wie die Beschneidung, auf religiöse Gebräuche, wie sie dem Gottesdienst der Juden und Heiden eigen waren, das Unterscheiden von Tagen und Festzeiten, setzt er herab auf die Stufe der noch an die äußeren Mächte der Welt gebundenen Sinnlichkeit und stellt ihr die Anbetung Gottes im Geist, den „vernünftigen Gottesdienst", die religiöse Innerlichkeit gegenüber.

Indem Christus in seiner Lehre vom Reiche Gottes das Heil des Menschen nur abhängig macht von dem innern Verhältniß zu Gott, von der Energie der religiösen Gesinnung, mit welcher er sich hingiebt an das Gottesreich und dessen unsichtbare Güter ergreift; indem er die Theilnahme am Himmelreich nur abhängen läßt von rein sittlichen Bestimmungen, die im Wesen des Menschen liegen,

*) Man vergleiche, was oben Seite 75 über Christus ausgeführt worden ist.

und daher den Werth des Menſchen einzig beſtimmt durch das Allen gemeinſame Verhältniß zu Gott ohne Rückſicht auf Geſchlecht, Nation und andere zufällige Umſtände; indem er in Folge deſſen die Alles, was Menſch heißt, umfaſſende Bruderliebe nicht bloß gelehrt und als die Summe aller Religion verkündet, ſondern auch practiſch ausgeübt hat: ſo hatte er die moſaiſche Geſetzesreligion thatſächlich überwunden und die altteſtamentliche Theokratie zu einem ſittlichen Gottesreich vergeiſtigt. Die Milde im Charakter Jeſu Chriſti, die Liebe, die Alle betrachtet als Kinder des Gottes, der ohne Unterſchied regnen und ſeine Sonne ſcheinen läßt über Gute und Böſe, die ſegnet, wo man flucht, wohlthut, wo man haßt, die jede Beleidigung gegen den Mitmenſchen als einen Angriff gegen Gott ſelber anſieht, ſteht im directeſten Gegenſatz gegen den jüdiſchen Volkscharakter mit ſeinem Rachedurſt, ſeinem Haß gegen die Völker, ſeiner Vernichtungswuth und dem daraus entſpringenden ausſchließenden Particularismus, wie er als ein Ueberbleibſel des zähen, jüdiſchen Weſens z. B. auch in der Offenbarung Johannis wieder erſcheint. Die Liebe iſt univerſaliſtiſch; eine Religion, welche die Liebe ſo begründet und betont, wie das Chriſtenthum, hat von Hauſe aus die Beſtimmung einer alle Menſchen umfaſſenden Weltreligion.

Paulus hatte daher das Höhere, Allgemeine, Menſchliche, Epochenmachende in der Erſcheinung Chriſti, wenn auch nicht auf dem Wege einer wirklichen Bekanntſchaft mit ſeiner Perſon, doch ganz richtig erkannt und herausgefunden. Aber es leuchtet ein, wie viel auch ſeine judaiſtiſchen Gegner für ihre Anſicht anzuführen hatten; ſie hielten ſich an die ihnen unmittelbar vorliegende Erſcheinung, Paulus zog in ſeinem denkenden Geiſte die tieferen Conſequenzen.

Noch viel ſchwieriger war ſein Stand bei dem zweiten Widerſpruche, den die Gegner ſeinem Evangelium nachſagten, dem Widerſpruch des von ihm beanſpruchten Apoſtolats mit dem Begriff eines Apoſtels. Der Ausdruck Apoſtel erſcheint im Munde des Paulus, wie ſeiner Gegner, als ein ſo feſt ſtehender Begriff, daß wir ſeinen Urſprung nothwendig auf Chriſtus zurückführen müſſen. Chriſtus bezeichnete damit diejenigen, die er ſelber erwählt und berufen hatte, ſein Werk theils während ſeines Lebens, theils nach ſeinem Tode zu führen. Es war, wie ſeine Auffaſſung des Chriſtenthums überhaupt, ein kühner Wurf unſers Apoſtels und iſt höchſt bezeichnend für ihn, daß er es wagte, die Bedingungen, an

welche ursprünglich die Apostelwürde gebunden gewesen war, zu durchbrechen und dieselbe auf seine eigene Person überzutragen. Dieses Wagniß, das von dem hohen Selbstbewußtsein und dem originellen Geist des Paulus Zeugniß ablegt, hängt auf's Engste mit der Art seiner Bekehrung und mit seiner eigenthümlichen Auffassung des Christenthums zusammen. Im Kreuzestod, in welchem ihm das Licht über das Christenthum aufgegangen war, sah er ja den „Christus nach dem Fleische" abgethan, und alle Ansprüche, die auf den Zusammenhang mit diesem Christus nach dem Fleisch, auf eine leibliche Verwandtschaft mit ihm, wie bei Jakobus, auf ein persönliches Zusammenleben mit ihm, wie bei den übrigen Aposteln, begründet wurden, galten in seinen Augen Nichts. „Ich kenne keinen Christus mehr nach dem Fleisch." Und: „die andern Apostel, was sie auch weiland gewesen sein mochten, daran liegt mir Nichts, Gott sieht die Person nicht an." Er wußte sich berufen von dem Christus, welcher der Geist ist; seine Bekehrung betrachtete er als das Werk Gottes, dem es gefallen hatte, seinen Sohn in ihm zu offenbaren, wie als das Werk Jesu Christi, der ihm selber erschienen war, um ihn zum Apostelamt unter den Heiden zu berufen. Beruhte so sein Apostelamt auf einer Berufung durch Jesus Christus, wie das der Anderen, so wurde das Bewußtsein von der Selbstständigkeit und vollen Unabhängigkeit seines Apostelberufes bei ihm noch erhöht durch den Umstand, daß seine Art, das Evangelium zu verstehen und zu verkündigen, durchaus neu und originell war, abweichend von der Predigt aller übrigen Apostel. Mit dem Augenblick seiner Bekehrung hatte er das Christenthum als das Evangelium an die Heiden, als die universelle, von allen Schranken des Judenthums losgelöste Weltreligion, erkannt; dieses Verständniß des Christenthums war ihm ganz allein eigen, war in seinem Geiste zuerst klar und voll entsprungen, darum war er von selbst der Apostel dieser Lehre. Wäre Paulus seines Evangeliums nicht als seines vollen Eigenthums bewußt gewesen, hätten Petrus und die andern Apostel schon vor ihm seine Ansicht vom Christenthum getheilt, wie es die Apostelgeschichte darstellt, so könnte sein ganzes Auftreten den andern Aposteln gegenüber in Reden, wie in Handlungen von dem Vorwurf eigenmächtiger Selbstüberhebung und bittrer Leidenschaftlichkeit nicht freigesprochen werden.

So berechtigt demnach das Wagniß des Paulus war, den Apostel-

namen sich beizulegen, so natürlich und begreiflich ist es auf der andern Seite, daß die Andern wenig Neigung hatten, ihm denselben zu lassen. Sie hielten sich an die heilige Ueberlieferung, an die äußere Auctorität. Wie kann der sich einen Apostel nennen, der Christus nie gesehen hat? dem er keinen Auftrag gegeben, den er nie gesandt hat? Er hat sich frech eingedrungen und die Apostelwürde sich angemaßt. Er unterwerfe sich der Auctorität der rechten Apostel, der „Säulen" und lerne erst von ihnen, was Christus wirklich gelehrt, und werde fein bescheiden ihr Diener und Gehilfe. Was konnte Paulus dieser so nahe liegenden und einleuchtenden Instanz entgegenstellen? Die innere Wahrheit seiner Lehre, die logische Nothwendigkeit, die innere Consequenz seines Evangeliums. Aber wer es weiß, welchen Vorsprung zu allen Zeiten die geheiligte Tradition, die überlieferte Auctorität in religiösen Dingen hatte vor einer neu auftretenden Wahrheit, für die man Nichts anzuführen hat, als die in ihr selbst liegenden Gründe, der begreift den schwierigen Stand, den Paulus auch in dieser Frage hatte. Ja er machte selbst seinen Boden noch schlüpfriger. Er berief sich nicht bloß auf die innere Wahrheit seines Evangeliums, die dem denkenden Geiste einleuchten müsse und die darum auch so große Erfolge in der Welt errungen habe, sondern auf ganz einzigartige, subjective Erfahrungen, die außer dem, der sie gemacht, auf Niemand einen zwingenden Eindruck machen konnten, am wenigsten auf Gegner. Auch er wollte ja den Herrn gesehen haben — in Visionen und Ekstasen. Aber was für ein Gewicht hatten solche vorübergehende, unfaßbare innere Zustände gegen die massive Realität eines dreijährigen täglichen Zusammenlebens mit Christus? Paulus mußte selbst das Heikle dieser Beweisführung seinen Gegnern gegenüber gefühlt haben; denn die Stellen seiner Briefe, an denen er sich auf seine Visionen beruft, zeugen von der größten Aufregung seines Gemüthes.

Aus den Briefen des Paulus, wie aus andern Denkmalen der altchristlichen Litteratur sehen wir, daß die Judaisten ihren Gegner noch an einer dritten verwundbaren Seite angriffen. Sie zeigten

3) den Widerspruch der von Paulus verkündigten gesetzlosen Sittlichkeit mit den ewigen Forderungen des Sittengesetzes. Oefters in seinen Briefen muß Paulus den Einwürfen begegnen: „wenn Christus uns frei gemacht hat von dem Gesetz, ist damit nicht der Sünde Thür und Thor geöffnet? wenn der

Glaube allein selig macht ohne die Werke, ist damit nicht die Sittlichkeit untergraben? Wenn die Gnade Gottes darin sich zeigt, daß sie den Gottlosen für gerecht erklärt, ist dann nicht die Sünde eine Verherrlichung der Gnade? Wenn der Glaube als Gerechtigkeit angerechnet wird dem, der nicht Werke thut, wozu die Gebote Gottes halten und den Forderungen des Sittengesetzes nachkommen? Diese Consequenzen aus der Lehre des Paulus lagen für eine weniger spekulative Betrachtungsweise, als diejenige des Paulus war, so nahe, daß wir uns wundern müßten, wenn sie nicht von Anhängern des Paulus in der Absicht, die christliche Freiheit zum Deckmantel ihrer sinnlichen Lüste zu nehmen, wie von seinen Gegnern in der Absicht, die Unsittlichkeit und Irrthümlichkeit seines Evangeliums aufzudecken, gezogen worden wären. In Corinth sind uns pauliniſche Christen begegnet, die höchst wahrscheinlich einen solchen Gebrauch von der christlichen Freiheit gemacht haben; die Polemik im Galaterbrief gegen den Wandel nach den Lüsten des Fleisches (Cap. 5, 16 ff. und Cap. 6) scheint hauptsächlich gegen die Folgerungen, welche die judaistischen Gegner aus seiner Lehre gezogen hatten, gerichtet zu sein. Mit dem Gesetz, hatten sie ohne Zweifel gesagt, das Paulus für aufgehoben erklärt, ist alle Sittlichkeit aufgehoben und alle Werke des Fleisches haben ihre unbedingte Berechtigung, wogegen nun Paulus zeigt, daß der Geist, der uns durch Christus geschenkt ist, auch die Früchte des Geistes bringe und gegen diese sei auch das Gesetz nicht; das Princip des Christenthums, der heilige Geist, mit welchem das Gesetz aufgehoben sei, verlange und bringe die gleichen sittlichen Früchte, welche auch das Gesetz von seinen Anhängern verlange. Bekanntlich ist auch im Briefe des Jakobus, der von den Kirchenvätern in den biblischen Kanon aufgenommen worden ist, dieser judenchristliche Widerspruch gegen die pauliniſche Gerechtigkeit aus dem Glauben ausgesprochen. „Willst du aber wissen, du eitler Mensch, daß der Glaube ohne Werke todt sei? Ist nicht Abraham, unser Vater, durch die Werke gerecht worden, da er seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte? Da siehst du, daß der Glaube mitgewirkt hat an seinem Werk und durch das Werk ist der Glaube vollkommen geworden." (Jak. 2, 20—22 gegen Röm. 4, 1—3 und 3, 28.) Die gleiche Anklage wurde bekanntlich 1500 Jahre später gegen die Reformatoren erhoben, als sie der in der Kirche eingerissenen Gerechtigkeit aus Gesetzeswerken die pauliniſche Gerechtigkeit aus dem Glauben entgegen-

ſtellten. Es iſt klar, daß dieſe ſittengefährlichen Folgen in der Lehre des Apoſtels nicht begründet ſind, aber ihre Schwierigkeiten, die eine Oppoſition ſehr begreiflich machen, hat ſie doch. Die Schwierigkeit, daß Gott um eines Opfers und um einer fremden Leiſtung willen Sünden erläßt, wollen wir nur mit einem Worte berühren, weil eine ſolche Anſicht zwar unſern jetzigen ſittlichen Begriffen widerſpricht, aber für die jüdiſche Denkweiſe, alſo auch für die Gegner des Paulus nichts Anſtößiges hatte; aber auch abgeſehen davon haben die Grundanſchauungen des Paulus über das ſittlich-religiöſe Leben des Menſchen etwas Einſeitiges und übertrieben Idealiſtiſches. Wenn er die ganze Sittlichkeit des Menſchen darſtellt als ein reines, göttliches Gnadengeſchenk an den an das Opfer Glaubenden, und Gott den Glaubenden ſeinen heiligen Geiſt, den Geiſt der Kindſchaft und Liebe, ſchenkt und durch dieſen als die Quelle alles ſittlichen Lebens alles Gute im Menſchen wirkt, ſo hat er zwar das tiefere religiöſe Bewußtſein auf ſeiner Seite, das durch ein ſo äußerliches Verhältniß zwiſchen Gott und dem Menſchen nie befriedigt wird, bei welchem die Religion nur als eine Leiſtung an die ihm gegenüberſtehende Gottheit erſcheint. Aber wo bleibt denn der freie Wille des Menſchen, die eigene Selbſtbeſtimmung, die menſchliche Selbſtthätigkeit, die doch durch unſer ſittliches Bewußtſein ebenſo entſchieden gefordert wird, wie von unſerm religiöſen Bewußtſein unſer Beſtimmtwerden durch Gott? Die Lehre von der göttlichen Gnadenwahl gegenüber der menſchlichen Freiheit hat zwar Paulus noch nicht bis zu der Spitze ausgebildet, in welcher wir ſie nachher bei Auguſtin und ſpäter bei den Reformatoren finden, aber die Keime, die ſpäter reif geworden ſind, liegen alle ſchon in ſeiner Grundanſchauung.

Ferner: Gewiß hat Paulus den Fortſchritt im ſittlichen Bewußtſein des Menſchen, der durch das Chriſtenthum gemacht worden iſt, treffend erfaßt und gezeichnet durch den Zuſtand der Gotteskindſchaft, wo das Gute nicht mehr als gebietendes Geſetz, als kategoriſcher Imperativ dem menſchlichen Geiſte gegenüberſteht, ſondern ſich mit innerer Nothwendigkeit vollzieht durch den Drang der Liebe eines von Gott und Chriſtus ergriffenen Gemüthes. „Die Liebe dränget uns", „der heilige Geiſt iſt ausgegoſſen in unſere Herzen", der Glaube d. h. das von der Liebe Gottes, wie ſie in Chriſti Verſöhnungstod ſich geoffenbaret hat, niedergebeugte und wieder aufgerichtete Gemüth iſt die Quelle, aus welcher alle ſittlichen Handlungen ohne Geſetz

fließen, und die von diesem Glauben unzertrennliche Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. In dieser Anschauung ist das höchste und reinste Princip der Sittlichkeit enthalten und ausgesprochen: das ewige Evangelium, wo man das Gute thut um des Guten willen, aus dem Liebesdrang eines von Gott ergriffenen Herzens, wo jede Rücksicht auf einen äußerlichen noch hinzuzufügenden Lohn wegfällt, weil gutsein und lieben die höchste und einzige Seligkeit ist. Mit scharfer Dialectik hat Paulus die Lohnsucht als nothwendige Folge der jüdischen Sittlichkeit, des Standpunktes der eigenen Leistungen an Gott nachgewiesen, während im Christenthum jedes Rühmen, jeder Lohn wegfalle. Aber hat er sich nicht durch seine Polemik gegen das Judenthum vielfach zu einem überspannten Idealismus, zu einer Uebertreibung der Gegensätze verleiten lassen? Grundsätzlich ist es ja ganz richtig, daß in der freien, aus der Liebe quellenden Sittlichkeit des Christen der Gesetzesstandpunkt überwunden ist, also das Gesetz seine Geltung verloren hat, sofern es zu seinem Wesen gehört, einen Widerspruch zwischen dem Sollen und Wollen im Menschen vorauszusetzen, darum als eine von außen gebietende Macht dem menschlichen Willen entgegenzutreten. Das hört grundsätzlich auf mit dem in das Herz ausgegossenen heiligen Geist, mit der herzbewegenden Kraft des Glaubens, mit der die innerste Gesinnung ausmachenden Liebe. Wenn der Mensch die lebendige Springquelle des Guten in sich hat, hört es auf, ein äußeres Gesetz für ihn zu sein. Aber hat nicht das Gesetz in dem Leben, auch des Christen, wie dieses in der thatsächlichen Wirklichkeit beschaffen ist, noch immer seine Geltung? Hat das Gesetz wirklich nur, wie Paulus es darstellt, die Bedeutung, die Sünde zur Reife zu bringen und die Uebertretungen zu vermehren, nicht aber auch, dem Willen des Menschen als unverrückbare Norm zu dienen, nach welcher er sich zu bestimmen hat, auch dem Christen, sofern ja sein Leben nie ein heiliges, sondern ein in der Heiligung begriffenes ist, als ein Sollen entgegenzutreten, nach dem er sich strecken muß? Und sind es nicht am Ende doch die Werke in ihrer Gesammtheit, als der Ausdruck der innern Gesinnung, des Glaubens, wonach der Werth des Menschen von Gott beurtheilt werden muß? Es ist sehr richtig bemerkt worden, daß Paulus, wo er nicht durch die Polemik gegen das Judenthum gedrängt wurde, die Gegensätze in ihrer schneidendsten Schärfe darzustellen, sich demjenigen wieder annähert, was auch an der jüdischen Anschauung als berechtigt an-

gesehen werden muß. So betrachtet er (Röm. 2, 5—10) die Werke als den Maßstab, nach welchen Gott den Menschen richten werde, „Gott wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken". Gal. 5, 14 nennt er die Summe des Gesetzes: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst." 1. Cor. 7, 19 setzt er das Halten der göttlichen Gebote ganz gleichbedeutend mit dem durch die Liebe thätigen Glauben. In solchen und ähnlichen Aussprüchen muß er unwillkürlich dem Gesetze wieder Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm in der göttlichen Heilsökonomie doch wieder eine gewisse positive Bedeutung zuerkennen, die er ihm auf der Höhe seiner dialectischen Beweisführung in einer für das jüdische Bewußtsein anstößigen Weise abgesprochen hatte.

Wir haben die Gegenbestrebungen der Zeit gegen Paulus geschildert. Im Angesichte dieses weltgeschichtlichen Kampfes, der die erste christliche Zeit bewegte, schwindet freilich der Nimbus, den die Phantasie späterer Jahrhunderte über die apostolische Zeit ausgegossen hat; die Apostel und die apostolischen Männer sind „von dem Postament, auf welchem sie früher wie abgeschlossene religiöse und dogmatische Gestalten gleichsam in lapidarischer Ruhe und mit dem Heiligenschein übernatürlicher Erleuchtung geglänzt hatten, herabgenommen und in die geschichtliche Strömung menschlichen Irrens und Kämpfens hineingezogen", aber wer die geschichtliche Wahrheit höher hält als Phantasien, wird den angerichteten Schaden nicht beklagen. Oder ist es denn ein so beneidenswerthes Glück, eine religiöse und dogmatische Lapidargestalt zu sein, zu der man mit dumpfem Staunen hinaufschaut, die die Zuschauer kalt läßt, weil sie kein Blut hat? Wenn wir die apostolische Zeit nach dem Zeugniß der unpartheiischen Geschichte betrachten, so werden uns diese Kämpfer verständlich, sie treten uns menschlich nahe als Wesen von Fleisch und Blut, welche an allen Strömungen ihrer Zeit Theil nehmen und für die Interessen, die aus dem natürlichen Schoß der Zeit entsprungen sind, mit aller Begeisterung ihres Wesens kämpfen; sie gewinnen damit nur an wahrer, menschlicher Größe, und die Zeit, in der sie gewirkt mit Allem, was in ihr wogte nud gährte, gewinnt jetzt erst unser volles, warmes Interesse, weil wir sie verstehen, weil wir sie menschlich begreifen. Je genauer man die ganze Situation erwägt und die Streitfragen kennt, um die es sich handelte, desto weniger wird man sich versucht fühlen, von Petrus, Jakobus und Johannes gering zu denken. Der Stand, den sie einnahmen, ist so natürlich und begreiflich;

der Kampf, in welchem wir ihre Kräfte sich aufreiben sehen, ist der Kampf aller Jahrhunderte, ein Kampf, in welchem auch unsere Zeit in ihren höchsten Fragen noch mitten inne steht; die Gegensätze, die dort auf einander gestoßen sind, treten im Wesen gleich, in den Formen verschieden nach den Zeiten, immer wieder auf: Katholizismus und Protestantismus, Tradition und fortschreitender Geist, der noch keine andere Stütze hat, als die innere Wahrheit seiner Gründe, und es sind nicht immer nur kleine Geister gewesen, welche auf der ersteren Seite, auf der Seite des Petrus, Johannes und Jakobus gestanden sind.

Und jetzt, nachdem wir die Positionen auf beiden Seiten kennen gelernt und ihre Gründe abgehört haben, wird für uns auch in der Anfangs räthselhaften Erscheinung nichts Unbegreifliches mehr liegen, daß das petrinische Judenchristenthum selbst bei den zum Christenthum bekehrten Heiden einen Anklag gefunden hat! Daß, um von den vielen nur ein paar Beispiele anzuführen, in Galatien ganze Gemeinden daran waren, von Paulus abzufallen, daß in Corinth eine mächtige Kephasparthei ihr Haupt erhob, daß später Ephesus, in welchem Paulus mehrere Jahre gewirkt, der Sitz des Apostels Johannes werden konnte, daß die Offenbarung Johannis es diesen Gemeinden nachrühmen kann, sie haben sich losgemacht von denen, die sich fälschlich zu Aposteln aufgeworfen haben.

Aber auch Paulus tritt jetzt auf das Postament, das seiner Größe und seinem Ruhm würdig ist. Er durfte ohne Anmaßung sich den Apostel der Heiden nennen und von *seinem* Evangelium reden; denn dieses war eine originelle Entdeckung seines Geistes, deren Ruhm er nicht mit einem Andern theilte und sein Leben ist nur ein Opfer voll Mühe und Kämpfe, das er dem großen Gedanken darbrachte, der seinen Geist erfüllt hatte. Wenn wir die Erfolge bedenken, die er im Kampfe mit einer so mächtigen, auf die geheiligte Tradition und eine so gewichtvolle äußere Auctorität sich stützende Gegnerschaft seinem Evangelium nur durch die Macht seiner Persönlichkeit und die innere Wahrheit seiner Ueberzeugung errungen hat, werden wir ihm das Recht gerne zugestehen, mit welchem er im vollen Stolz seines den Menschen gegenüber unabhängigen Selbstbewußtseins, wie in der Bescheidenheit seines vor Gott demüthigen Sinnes gesprochen hat: ich habe mehr gearbeitet, als sie alle.

Daß ein Mann, der mit seiner Wirksamkeit so tief einschnitt in

das Bewußtſein ſeiner Zeit und ſo vielfache Intereſſen verletzte, deren Berührung zu allen Zeiten am Empfindlichſten geweſen iſt, ein Märtyrer ſeiner Ueberzeugung werden mußte, war zu erwarten und er ſelbſt ſcheint dieſes Schickſal vorausgeſehen zu haben. Eingedenk des bei der Apoſtelzuſammenkunft in Jeruſalem gegebenen Verſprechens, in den von ihm geſtifteten Gemeinden der armen Chriſten in Jeruſalem zu gedenken, hatte er in ſeinen Gemeinden eine Collecte veranſtaltet. Die Angelegentlichkeit, mit welcher er drei Kapitel ſeiner Briefe (1. Cor. 16, 1 ff., 2. Cor. 8 u. 9) dieſem Gegenſtand widmet und ſeine Corinther beſchwört, doch ja recht reichlich zu geben, zeigt, welches perſönliche und ſachliche Intereſſe er an dieſer Wohlthat gegen die Gemeinde in Jeruſalem nahm. Er wollte, wie er ſelbſt ſagt, damit nicht bloß dem leiblichen Mangel abhelfen, ſondern er hoffte, durch den Eindruck dieſer Liebesgabe das Vorurtheil gegen ihn und ſeine Gemeinden brechen und das Gefühl der brüderlichen, chriſtlichen Gemeinſchaft in ihren Herzen erwecken zu können (2. Cor. 9, 12—15). Wenn die Collecte in Corinth ebenſo reichlich ausfalle, wie in den Gemeinden in Macedonien, daß er ſich nicht ſchämen müſſe, ſo wolle er ſelbſt mit derſelben nach Jeruſalem reiſen, im andern Falle hätte er nur ſeine Begleiter mit derſelben dorthin geſchickt (1. Cor. 16, 3, 4).

Seine eindringlichen Bitten hatten gefruchtet und er reiste mit einer reichen Steuer nach Jeruſalem. Aber wie ſchmerzlich ſah er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht! Die Judenchriſten nahmen die Beiſteuer natürlich an, aber ſie gaben ihr, wie die Simonsſage beweist, die hämiſche Deutung, Paulus habe ſich mit ſeinem Gelde nur die Gunſt der ältern Apoſtel erkaufen wollen, um auf dieſem Wege doch noch zu erreichen, wornach er bisher vergeblich geſtrebt, die Anerkennung eines gleichberechtigten Apoſtels. Kaum war Paulus in Jeruſalem angekommen, ſo wurde er in einem jüdiſchen Volksaufſtand, an welchem ohne Zweifel, wie ſelbſt die Apoſtelgeſchichte durchblicken läßt (21, 20), auch Judenchriſten ſich betheiligten, ergriffen und konnte nur durch das Einſchreiten der römiſchen Militärbehörden den wüthenden Händen des Pöbels entriſſen werden. Von Jeruſalem wurde er nach Cäſarea gebracht, wo er in Folge der Beſtechlichkeit und Wohldienerei der römiſchen Landpfleger zwei Jahre in Haft gehalten wurde, bis er, von den Privilegien ſeines römiſchen Bürgerrechts Gebrauch machend, an den Kaiſer appellirte. Nach einer mehrwöchentlichen, ſtürmiſchen und gefahrvollen Fahrt auf dem mittelländiſchen Meere,

über welche uns die Apostelgeschichte (Cap. 27 und 28) einen sehr lebendigen, wie es scheint, aus der Aufzeichnung eines Augenzeugen geflossenen Bericht erstattet, erreichte er Rom, wo seine Gefangenschaft nach den Angaben der Apostelgeschichte wiederum zwei Jahre dauerte (62—64), ohne daß wir bestimmt wissen, wodurch und wie sie endete. Die Nachrichten über diesen letzten Abschnitt seines Lebens sind sehr spärlich und unsicher. Der Bericht der Apostelgeschichte ist ebenso räthselhaft in dem, was sie sagt, wie in dem, was sie verschweigt. Paulus lebte in einem eigenen Miethhause, nur von einem Prätorianer bewacht, und predigte hier ungehindert das Evangelium. Die römischen Behörden, die sich um Fragen des Glaubens damals noch wenig bekümmerten, scheinen seine Sache nie ernstlich untersucht zu haben. Es ist an sich sehr wahrscheinlich und wird durch Phil. 1, 12 ff. bestätigt, daß es Paulus gelang, in der Hauptstadt der alten Welt dem Christenthum viele Anhänger zu gewinnen; selbst in das kaiserliche Haus scheint es eingedrungen zu sein (Phil. 4, 22). Dieses rasche Wachsthum der vorher schon verabscheuten Sekte hat ohne allen Zweifel den Volkshaß bis zu jener Vertilgungswuth gesteigert, die nachher in der Neronischen Christenverfolgung zum Ausbruch kam und welcher aller Wahrscheinlichkeit nach auch Paulus zum Opfer geworden ist. Zwar hat man vielfach angenommen, gestützt auf einige neutestamentliche Briefe, deren Unächtheit aber neuerdings immer allgemeiner anerkannt wird, daß Paulus nach zwei Jahren freigesprochen und erst nach weiten Missionsreisen sogar bis Spanien zum zweiten Mal als Gefangener nach Rom gebracht worden sei und erst jetzt den vom ganzen Alterthum bezeugten Märtyrertod in Rom erduldet habe. Allein für solche weitere Missionsreisen des Paulus fehlen alle geschichtlichen Spuren; dagegen läßt sich aus dem Abbrechen der Apostelgeschichte bei der Ankunft des Apostels in Rom schließen, daß sie von einer spätern und anderweitigen Wirksamkeit des Paulus Nichts mehr zu berichten wußte, wie auch das Zusammenfallen des Endpunktes der zweijährigen Gefangenschaft mit dem Zeitpunkte der Neronischen Christenverfolgung es fast außer Zweifel setzt, daß Paulus in dieser grauenvollen Katastrophe seinen Untergang gefunden hat.

Im zweiten Jahre der Regierung Nero's wurde die Hauptstadt des Reiches von einem Brand heimgesucht, der jenseits alles Beispiels und Menschengedenkens wüthete. Sieben Tage und sieben Nächte raste die Flamme; von den 14 Vierteln, in welche Rom getheilt war,

blieben nur noch vier stehen. Die Regierung that Alles, um die Folgen des furchtbaren Unglücks zu mildern, aber die Stimme des Volkes beschuldigte trotzdem den Kaiser als Einäscherer seiner eigenen Hauptstadt; es wurde herumgeboten, daß Nero während des Brandes unter Begleitung seiner Lyra die Zerstörung von Troja besungen habe. Um einen Verdacht abzulenken, den die Macht des Despotismus nicht im Stande war, zu unterdrücken, beschloß der Kaiser, an seiner Stelle erdichtete Verbrecher vorzuschieben: „In dieser Absicht ließ er jene Menschen, welche unter der üblichen Benennung Christen bereits mit verdienter Schmach gebrandmarkt waren, auf das Grausamste martern. Sie leiteten ihren Namen und Ursprung von Christus her, welcher unter der Regierung des Tiberius auf den Richterspruch des Pontius Pilatus hingerichtet worden war. Für eine Zeit wurde diesem gräulichen Aberglauben Einhalt gethan, er brach aber wieder los und verbreitete sich nicht nur über Judäa, dem ersten Sitz dieser unheilvollen Sekte, sondern wurde auch in Rom eingeführt, dem gemeinsamen Asyle, welches Alles, was unrein und gräßlich ist, aufnimmt und beschützt. Die Bekenntnisse derjenigen, welche ergriffen worden waren, entdeckten eine große Menge (ingens multitudo) ihrer Mitschuldigen und sie wurden Alle verurtheilt nicht sowohl wegen ihres Verbrechens, die Stadt in Brand gesteckt zu haben, als wegen ihres Hasses gegen das ganze Menschengeschlecht. Sie starben unter Qualen und diese wurden durch Schimpf und Hohn verbittert. Einige wurden an Kreuze genagelt oder in die Häute wilder Thiere genäht und der Wuth der Hunde preisgegeben oder mit brennbaren Stoffen überzogen und als Fackeln verbrannt, um die Dunkelheit der Nacht zu erhellen. Die Gärten des Nero waren für dieses traurige Schauspiel bestimmt, das von einem Pferderennen begleitet und mit der Anwesenheit des Kaisers beehrt wurde, welcher sich in Tracht und Haltung eines Wagenlenkers unter die Menge mischte. Die Schuld der Christen verdiente in der That die allerstrengste Strafe, aber der öffentliche Abscheu wurde in Mitleid verwandelt durch die Meinung, daß diese unglücklichen Elenden nicht sowohl dem öffentlichen Besten, als der Grausamkeit eines eifersüchtigen Tyrannen geopfert würden.“ So erzählt Tacitus.

Gewiß hat die Volkswuth denjenigen am allerwenigsten verschont, der schon seit zwei Jahren als Hauptagitator der verabscheuten Sekte unter der Aufsicht der kaiserlichen Wache gestanden, der seine Ge-

fangenſchaft nur dazu benutzt hatte, um für ſie neue Anhänger zu werben, und wir werden ihn unter denjenigen zu ſuchen haben, welche die Gärten des heidniſchen Kaiſers mit ihrem Blute geweiht haben. So endete er ſeinen großen Lauf und beſiegelte ſeinen Apoſtelberuf durch den ſchönſten Tod des Märtyrers: wohl der größte religiöſe Charakter, den der Geiſt Jeſu Chriſti gebildet hat. Als er ſeine Augen ſchloß, ſah er von den Hoffnungen, mit denen er ſein Apoſtelamt angetreten, nur wenige erfüllt. Er war nicht, wie er einſt gehofft hatte, bei der von ihm noch zu ſeinen Lebzeiten erwarteten ſiegreichen Wiederkunft Chriſti ſchmerzlos überkleidet und ſeinem Herrn in verklärter Leiblichkeit in den Wolken entgegengerückt worden, er war vielmehr im Cirkus des „Antichriſt" ſehr ſchmerzlich entkleidet worden. Die Fülle der Heiden war noch nicht eingegangen in das meſſianiſche Reich, vielmehr hatte eben das alte Heidenthum ſeinen mächtigen Arm erhoben zur Vertilgung des Chriſtennamens, und das Volk, dem die Verheißungen der Väter gegeben waren, hatte ſich immer hartnäckiger verſtockt gegen die Botſchaft des Heils. Aber wie könnten wir uns den großen Apoſtel denken ohne die freudige Gewißheit, die ſein ſterbendes Auge erleuchtet, daß das Kreuz doch in kurzer Zeit ſiegen werde? haben doch die Chriſten jener Zeit allgemein in den Flammen Rom's die Siegeszeichen ihres Glaubens geſehen und die raſch eintretende Vollendung des Gottesreiches an die Gräuel der Neroniſchen Chriſtenverfolgung angeknüpft. Das Kreuz ſiegte, und was im Munde Nero's ſchändliche Verläumdung geweſen war, wurde nach kurzer Zeit zur Wahrheit: die Chriſten hatten die heidniſche Roma in Flammen geſetzt, die Gärten und der Cirkus auf dem Vatikan, die vom Blute der Chriſten gefärbt worden waren, ſahen nach wenigen Jahrhunderten den vollendeten Triumph der verfolgten Religion und auf demſelben Platze iſt ſpäter von chriſtlichen Conſuln ein Tempel errichtet worden, der den Glanz des alten Kapitols weit übertrifft. Ob Paulus wohl in der römiſchen Kirche, die nach ſeinem Tode ſich anfing zu bilden, die dem Wanderer ſeine Gebeine neben denen des Petrus in friedlicher Eintracht zeigte, den Triumph des Kreuzes geſehen hätte? Es iſt wohl erlaubt, das Leben eines ſolchen Mannes über ſeinen Tod hinaus noch eine Strecke weit zu verfolgen.

In der chriſtlichen Kirche nach dem Tode des Paulus begegnen wir einer Reihe der frappanteſten Erſcheinungen, welche zeigen, daß

die judenchristliche Strömung, welche Paulus durch die Macht seiner Persönlichkeit mühsam zurückzudämmen vermocht hatte, nach seinem Tode mit großer Heftigkeit sich ergossen und in der eben sich konstituirenden Kirche sich ein tiefes und breites Bett gegraben hat. Zwar eignete man sich den Hauptgrundsatz, für den Paulus gekämpft, immer allgemeiner an: das Christenthum Weltreligion, nicht gebunden an die engen Schranken des jüdischen Ceremonialgesetzes. Die Umstände drängten dazu: auf der einen Seite der immer zahlreichere Uebertritt der Heiden zum Christenthum, auf der andern die immer hartnäckigere Verstockung des jüdischen Volkes im Großen gegen die Botschaft des Heils, und was vom größten Einflusse sein mußte: die Zerstörung Jerusalems, des Centralpunktes der jüdischen Nationalität durch Titus nur wenige Jahre nach dem Tode des Paulus und im Zusammenhange damit die Uebersiedlung der jerusalemischen Christengemeinde nach Pella jenseits des Jordans. In diesen Thatsachen hatte Gott selbst zu deutlich gesprochen, als daß die Christen die Stimme hätten mißverstehen können. Aber nur um so zäher warf sich der judenchristliche Geist, nachdem er die Eine große Hauptfestung hatte preisgeben müssen, auf die andern Positionen, die ihm noch geblieben waren.

Merkwürdig ist schon die Stellung, welche man in den herrschenden Kreisen der Kirche den beiden Rivalen, Petrus und Paulus, anwies. Die Einen, worunter bedeutende Notabilitäten der jungen Kirche, betrachteten Paulus mit Mißtrauen oder entschiedenem Haß noch bis in die Mitte des zweiten Jahrhunders, die Andern erkannten ihn zwar als wahren Apostel an, aber in der Unterordnung unter Petrus, dem die Kirche den Primat zuerkannte. Petrus wurde in einer Reihe der merkwürdigsten kirchlichen Sagen in das Erbe eingesetzt, das nach dem Zeugniß der Geschichte dem Paulus angehörte. Petrus sollte, seitdem das Heidenchristenthum des Paulus sich die allgemeine kirchliche Anerkennung errungen hatte, der eigentliche Heidenapostel gewesen sein; im Kampfe mit dem Magier Simon, „dem Faust der altchristlichen Sage", sollte er von Land zu Land gereist sein, um überall die Heiden zum lebendigen Gotte zu führen; er ist neben Paulus der Gründer der corinthischen Gemeinde. Schon vor Paulus ist Petrus nach Rom gekommen und hat mit Paulus unter Nero den Märtyrertod erlitten; aber Paulus ist nur einfach hingerichtet worden, Petrus dem Herrn auch im Tode gleich, indem

er auf Befehl Nero's gekreuzigt wurde, nach den Berichten der Einen, auf die gleiche Weise, wie Christus, nach den Andern, weil diese Ehre seiner Bescheidenheit zu viel schien, mit aufwärts gerichteten Füßen und abwärts gekehrtem Haupte.

Die Gräber beider Apostel sind in Rom, aber das Grab des Petrus am Fuße des Vatikan, wo die Kirche später die nach seinem Namen genannte Kirche erbaute, das Grab des Paulus außerhalb der Stadt am Wege nach Ostia. Wohl ist die neue Kirche stolz, beide erlauchte Apostelnamen unter ihren Gründern anzuführen, Beider Gebeine in ihrer geweihten Erde zu bewahren, aber nur nach Petrus nennt sie sich, von ihm trägt sie die Schlüssel des Himmelreichs, von seiner Weihe leiten ihre Bischöfe ihre Machtansprüche her.

Die gleiche Tendenz, welche hier die dichtende Sage verfolgt, begegnet uns sogar in einigen Schriften unsers neutestamentlichen Kanons. Der unbekannte Verfasser der Apostelgeschichte hat in dem Interesse, das in der Kirche noch herrschende Mißtrauen gegen Paulus in seiner Grundlosigkeit darzustellen, Paulus und Petrus in Leben und Lehre Schritt für Schritt harmonisirt, er petrisirt den Paulus und paulisirt den Petrus. Petrus ist jetzt der Erste, der in Folge einer ihm gewordenen Offenbarung den Grundsatz des Heidenchristenthums ausgesprochen hat, der mit Jakobus und Johannes auf dem Apostelconvent in Jerusalem für die Gleichberechtigung der Heiden mit den Juden in beredter Sprache einsteht und die Forderungen exaltirter Judaisten zurückweist. Alle die feindseligen Collisionen zwischen Petrus und Paulus, wie zum Beispiel der Auftritt in Antiochien, sind zugedeckt und verwischt. Und wie Petrus zum Paulus wird, so wird Paulus zum Petrus. Um der Hoffnung der Väter willen, wegen des väterlichen Glaubens wird er verfolgt und angeklagt von den Juden, weil er ein Pharisäer ist und eines Pharisäers Sohn. Ueberall auf seinen Missionsreisen sucht er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Prärogative der Juden zu wahren und erlaubt sich erst, wenn die Juden das Evangelium von sich weisen, es den Heiden zu verkündigen; pünktlich beobachtet er die jüdischen Feste und läßt sich durch keine Todesgefahr abhalten, zur Feier der Feste seines Volkes nach Jerusalem hinaufzureisen, bescheert sein Haupt und fastet und übernimmt jüdische Gelübde, um seinem Volke zu beweisen, wie gewissenhaft auch er sich durch das mosaische Gesetz binden läßt — er, der Paulus, den wir aus seinem eigenen Brief kennen gelernt

haben. Nicht oft genug kann er nach Jerusalem reisen, um sein herzliches Einverständniß mit der dortigen Gemeinde zu beweisen. Und der Verfasser der Apostelgeschichte hat den Zweck seines Buches richtig erreicht. In einer um die Mitte des zweiten Jahrhunderts verfaßten Schrift, in dem in unsern biblischen Kanon aufgenommen sog. 2. Brief Petri erkennt Petrus seinen Gegner als seinen lieben Bruder an, und stellt ihm ein Zeugniß der Rechtgläubigkeit aus; „sind auch etliche Dinge in seinen Briefen, welche schwer zu verstehen sind, so können doch nur Ungelehrige und Leichtfertige zu ihrer eigenen Verdammniß dadurch verwirrt werden." (2. Petri 3, 15 16).

Und was hier Sage und schriftstellerische Tendenz an den persönlichen Lebensschicksalen der beiden Apostel durchgeführt hat, bezeichnet auch wirklich den Geist der werdenden Kirche in Verfassung, Kultus und Lehre. Paulus gilt zwar als Apostel, seine Schriften werden in den Kanon aufgenommen, aber sein Geist, der Geist religiöser Innerlichkeit und Freiheit geht verloren. Nicht als ob die Kirche nicht manche Anschauungen des Paulus, welche dem ganzen Zuge der Zeit entgegenkamen, bereitwillig in sich aufgenommen hätte: seine Hochschätzung der Ehelosigkeit, durch die man an Leib und Seele heilig leben und ausschließlich dem Herrn dienen könne, die Geringschätzung der Welt und aller weltlichen, diesseitigen Interessen, die er im Angesicht des bevorstehenden Weltendes und der schnell erfolgenden Vollendung aller Dinge nicht mehr der Sorge für werth hielt, die leidenschaftliche Sehnsucht aus dieser, dem Untergang geweihten Welt nach dem jenseitigen Himmel, die sich in so manchen Stellen seiner Briefe ausdrückt — das hat die werdende Kirche bereitwillig in sich aufgenommen und in so vielen ihrer charakteristischen Erscheinungen ausgeprägt. Aber das eigentliche Gepräge des Paulinismus, der Geist religiöser Innerlichkeit und Freiheit, sowie der Kern seiner Heilslehre war der werdenden Kirche ferne geblieben. Schon in ihrer Verfassung zeigt sich die Uebermacht des judenchristlichen Geistes über den Paulinismus. Die Idee einer theokratischen Weltherrschaft durch die äußere Ordnung einer wohlgegliederten und festgefügten hierarchischen Kirchenverfassung, die Behauptung, auf welche die Vorsteher der werdenden Kirche, die Bischöfe, ihre Machtansprüche gründeten, durch ununterbrochene Succession von den Aposteln selbst herzustammen und durch diesen leiblich geschichtlichen Zusammenhang im Besitz des Geistes zu sein, der dadurch begründete, wesentliche Unterschied der Christen unter einander,

eine christliche Aristokratie neben einem christlichen Plebs, die Geltung der Tradition nach einem schon von Papias (Mitte des zweiten Jahrhunderts) ausgesprochenen Grundsatz, wornach nur das als Wahrheit gelten sollte, was sich auf dem Wege der Ueberlieferung auf Christus und die mit ihm zusammenlebenden Apostel zurückführen ließ — das Alles ist aus dem innersten Geiste des Judaismus entsprungen. Was ist die Begründung der bischöflichen Machtvollkommenheit auf die apostolische Succession anderes, als der Wiederhall der schon dem Paulus von seinen Gegnern entgegen gehaltenen Behauptung, daß nur diejenigen, welche mit Christus leiblich verwandt oder mit ihm in persönlicher Berührung gestanden, den h. Geist und die rechte Lehre Andern mittheilen können? Wie schroff steht diesem Drängen auf den äußern geschichtlichen Zusammenhang, auf die Tradition nur das Eine Wort des Paulus gegenüber: was kein Ohr gehöret, was kein Auge gesehen, das hat Gott uns geoffenbaret durch seinen Geist! Diesem Geist, den er als das Princip des christlichen Bewußtseins überhaupt und daher als das gleichmäßige Eigenthum aller Christen ansah, in dessen Besitz er sich durch eine unmittelbare, innere Offenbarung wußte, für dessen Mittheilung an die Einzelnen er keinerlei der göttlichen Gnade gesetzte Schranken kannte, lief die priesterliche Aristokratie und der Standesunterschied der Christen, den die Kirche nach ihm einführte, schnurstracks zuwider. Und wie hätte er dem von Papias aufgestellten Grundsatz der Lehrtradition beistimmen können, er, der für sein Evangelium nur die innere Wahrheit geltend machen konnte, den gerade die Gegner mit der Tradition der Urapostel zu schlagen suchten, dem der in seinem Innern redende und lebende Christus die Quelle aller seiner Lehre gewesen ist?

Müssen wir so schon in der Verfassung der werdenden Kirche ein Uebergewicht des Judenchristenthums über den Paulinismus anerkennen, so werden wir finden, daß auch die Heilslehre des Paulus ihrer Tiefe und Eigenthümlichkeit beraubt und den jüdischen Anschauungen anbequemt worden ist. Die Veränderung, der wir schon in den neutestamentlichen Schriften begegnen, bestand darin, daß der Glaube nicht mehr der subjektive Glaube an den Versöhnungstod Christi ohne Gesetz war, sondern der Glaube im weiteren Sinn in seiner Beziehung theils auf Gott, theils auf die nun in äußerlicher Vereinzelung hingestellten Thatsachen des Lebens Jesu, welchem sodann die Befolgung des göttlichen Willens oder des Gebotes Christi als

Mittel der Rechtfertigung, Erlöſung und Beſeligung im geſetzlichen Sinne zur Seite trat. Es iſt daher nicht mehr von einer Erlöſung durch Chriſtus im Sinne des Paulus die Rede, ſondern die Liebe, die Kraft zu guten Werken vermittelt die Sündenvergebung. Glaube und Liebe, die bei Paulus noch Eine Quelle haben und im Grunde identiſch ſind *), oder Glaube und Werke treten äußerlich neben einander. Chriſtus hat zwar den von allen Menſchen durch die Geſetzesübertretung verſchuldeten Fluch nach dem Willen Gottes auf ſich genommen und die an ihn Glaubenden durch ſein Blut gereinigt, aber die Bedingung der Sündenvergebung iſt nicht der Glaube im pauliniſchen Sinn, ſondern Reue, Sinnesänderung, die Befolgung der göttlichen Gebote, alſo die Bethätigung der eigenen ſittlichen Kraft. Chriſtus iſt daher nicht ſowohl Erlöſer, als Lehrer und Geſetzgeber. Konnte man in dieſer Veränderung des urſprünglich pauliniſchen Typus der Lehre noch eine wirkliche Ergänzung des Paulus, eine Betonung derjenigen Seite der Wahrheit ſehen, die ja auch Paulus überall da hervorhob, wo er es nicht mit der principiellen Bekämpfung der jüdiſchen Geſetzesgerechtigkeit zu thun hatte, ſo führte doch bald dieſe ſelbſtſtändige Betonung der Werke wieder zu der ganzen Aeußerlichkeit und geſetzlichen Werkgerechtigkeit der jüdiſchen Religioſität. War der Glaube bei Paulus die Hingabe der ganzen Perſönlichkeit an Chriſtus, ſo daß der im Subjekte lebende Chriſtus die Quelle alles Denkens und Handelns war, hatte er den Glauben nur gekannt als eine herzbewegende, den ganzen Menſchen ergreifende Kraft, aus welcher alle Thätigkeiten des neuen Lebens von ſelbſt floſſen, ſo wurde jetzt der Glaube die aus dem Verſtande geborene Ueberzeugung, daß Gott ſei und denen, die ihn ſuchen, ein Vergelter werde (Hebr. 11, 6. 26), ein verſtandsmäßiges Annehmen deſſen, was die Kirche als Lehre Jeſu und der Apoſtel verkündigte. Dieſer Glaube mußte natürlich, wie Jakobus mit Recht verlangte (Jak. 2, 17 ff.), durch die Werke ergänzt werden, die Werke aber, losgelöst von der innerſten religiöſen Geſinnnng, wurden wieder äußerliche, geſetzliche, kirchliche Werke, Leiſtungen gegen Gott, die von der Kirche den Gläubigen vorgeſchrieben wurden, um durch dieſelben die Seligkeit zu verdienen. So kam in der neuen Kirche das Judenthum mit ſeiner religiöſen Aeußerlichkeit und Werkgerechtigkeit, mit ſeinem Ceremoniendienſt in

*) Ganz wie bei Chriſtus; Luc. 7.

einer zweiten, durch chriſtliche und heidniſche Elemente in wunderbarer Vermiſchung noch vermehrten Auflage zum Vorſchein, und das Ende war, daß die Religion wieder derſelben Sinnlichkeit, derſelben Knechtſchaft unter die endlichen Mächte der Welt verfallen war, in welcher ſie Paulus bei dem Judenthum und Heidenthum ſeiner Zeit angetroffen hatte. Da, nachdem er 1500 Jahre geruht hatte, zuckte er wieder ſein Flammenſchwert gegen das neu erſtandene Judenchriſtenthum und erweckte die Reformation; und die Religion des Geiſtes, der Innerlichkeit und der Freiheit, deren Vertreter er iſt, wird für alle Zeiten gegen jede neue Verknöcherung des religiöſen Lebens in Buchſtabendienſt und äußern Formen proteſtiren.

Biog. Zwingli.

Huldreich Zwingli.

Huldreich Zwingli.

Stabilior amicitia in Domino, quae libero spiritu nititur, quam quae quantivis humani ingenii cancellis continetur.

(Fester ist die Freundschaft im Herrn, wenn sie auf dem freien Geiste beruht, als wenn sie auf die engen Dogmen irgend eines menschlichen Kopfes sich stützt.)

Das fünfzehnte Jahrhundert nach Christus war für unsere christlichen Völker eine von jenen bahnbrechenden Zeiten, in welchen der menschliche Geist die ausgetretenen Geleise verläßt und wieder einmal von vorne anfängt. Es war eine schöpferische Zeit voll frischen, urkräftigen Lebens; ein seltener Reichthum genialer Menschen und großer Charaktere entsprang ihrem Schoß; neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Technik, wie der sittlichen Welt folgten einander Schlag auf Schlag und erweiterten nach allen Seiten den Gesichtskreis, und die disparatesten Erscheinungen, deren Zusammenhang Niemand ahnen konnte, arbeiteten auf das gleiche Ziel: das kunstreiche Gebäude der menschlichen Gesellschaft, welches das christliche Mittelalter aufgeführt hatte, erst zu unterhöhlen, dann allmälig Stück für Stück abzutragen. Die Entdeckung Amerika's erweiterte den Gesichtskreis der Menschen, lenkte den Blick wieder auf das Gebiet der Erfahrung und Beobachtung und zeigte dem menschlichen Geist die Erde als den natürlichen Boden, auf welchem er seine Kräfte zu üben und zu bethätigen habe. Kopernikus that Blicke in den Himmel, welche diesen in das allgemeine Gesetz des Naturganzen hereinzogen, und verband die Welt, welche der frühere Glaube in ein Unten und Oben, in ein Diesseits und Jenseits auseinandergerissen hatte, wieder zu einem ungetheilten Kosmos, zu einer Welt ewiger Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Zu gleicher Zeit traten wie aus ihren Gräbern die herrlichen Gebilde

der alten griechischen Kunst und Wissenschaft; an ihrem Geiste genährt erhob sich die Kunst zur höchsten Blüthe und es entstanden Maler und Bildhauer (Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Titian, Raphael, Holbein, Albrecht Dürer u. s. w.), welche diese irdisch natürliche Welt mit dem Hauche der formenden Idee durchdrangen. Aus den Schriftwerken jener gebildeten Völker des Alterthums, aus der Anschauung ihres politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Lebens floß ein klarer, weltfreundlicher, verständiger Geist herüber im entschiedenen Gegensatz zu dem mönchischen, phantastischen, der realen Welt entfremdeten Geist des Katholizismus; an diesen Mustern lernte der Mensch wieder natürlich fühlen, denken, beobachten, prüfen. Diesem durch die Entdeckung einer neuen und die Wiederentdeckung einer alten Welt so plötzlich bereicherten Geiste bot die Buchdruckerkunst, gleichfalls eine Erfindung jenes an Entdeckungen so reichen Zeitalters, das Mittel dar, um seinen Gedanken Flügel und lange Dauer zu verleihen, und das aufkeimende Bürgerthum mit seinem freien, antipfäffischen, verständigen Sinne gewährte ihm eine Zufluchtstätte in seinem Herzen und in seinen Städten gegen die Verfolgungen der Hierarchie. So war der Geist erstarkt und mündig genug geworden, um auch die tiefste und schwierigste Reform, diejenige der Kirche und des religiösen Lebens, zu versuchen und mit Erfolg durchzuführen. Es kamen die Reformatoren und hatten Erfolg, weil ihre Zeit ihnen entgegenkam. Am bekanntesten unter ihnen ist Luther, weniger allgemein bekannt, selbst bei seinem eigenen Volke, ist Huldreich Zwingli. Es ist wahr: Luthers Leben ist viel reicher an dramatischen Momenten, an spannenden Auftritten, an interessanten Situationen und darum poetischer, als das Leben Zwingli's, und die Ursache davon liegt ebensosehr in den verschiedenen örtlichen und nationalen Verhältnissen, in denen beide lebten, als in der Verschiedenheit ihres Geistes und Charakters. Wie unbedeutend erscheinen die einfachen, verständigen demokratischen Zustände der Schweiz neben dem großartigen Hintergrund, den das deutsche Reich, der Kaiser, der Papst, die Fürsten, das Volk in den mannigfaltigen Stellungen dieser Mächte zu einander für das Leben und Auftreten Luthers bildeten! Welch' zauberischen Reiz übt auf die Phantasie das Erscheinen Luthers in Worms vor Kaiser und Reich, der päpstliche Bannfluch und das Verbrennen der Bulle durch Luther, seine geheimnißvolle Entführung auf die Wartburg, sein plötzliches Wiedererscheinen in Wittenberg! Zwingli's

reformatorisches Wirken nahm einen viel einfacheren, fast prosaischen Verlauf und nur sein Ende ist tragisch. Denselben Charakter zeigt auch die Entwicklung ihres inneren Lebens. Luthers Leben ist reich an erschütternden inneren Kämpfen, aus denen er oft plötzlich durch das Licht, das eine Bibelstelle in die Nacht seiner Seele hineinwirft, oder durch das Trosteswort eines Freundes den rettenden Ausweg findet; er erobert seine reformatorischen Gedanken im Sturmschritt, fortgerissen, aber auch wieder gehemmt durch die Verhältnisse. Bei Zwingli dagegen finden wir eine ruhige geistige Entwicklung in allmähligem Sichloslösen von den hergebrachten Irrthümern und in sicherem Fortschreiten der neuen Erkenntniß und des neuen Lebens ohne schmerzhaften, in Eine gewaltsame That gefaßten Bruch. Und dennoch sind beide gleich große christliche Helden und nehmen dicht neben den alten Aposteln ihre Stelle ein unter den sittlichen Persönlichkeiten, welche der Geist Jesu Christi gebildet, und die Frage, welcher von beiden der größere sei, ist ebenso fruchtlos und müßig, als die Frage: welcher Dichter größer sei: Shakespeare oder Göthe? Es kommt darauf an, in was man die Größe setzt. Luther hat eine genialere Naturbegabung und eine tiefere Gemüthsanlage, Zwingli ist geistesklarer, maßvoller, harmonischer, sittlich durchgebildeter. Luther trägt ein großes Stück Mittelalter in sich, mit den tiefsten Wurzeln seines Wesens im Boden der Vergangenheit athmet er Licht und Luft der neuen Zeit; die Schmerzen und Wonnen zweier Zeitalter stürmen in seiner Brust; er ist daher reicher, gewaltiger, tiefer, universeller, aber auch verworrener, widerspruchsvoller, einseitiger. Zwingli dagegen ist freier und moderner.

Wir wollen uns für dieß Mal an Zwingli's Heldengröße erbauen, indem wir das Bild seines Lebens und Wirkens an uns vorüberziehen lassen. Wir wollen zuerst sehen, wie er die Bildungsstoffe seiner Zeit in seinem Geiste verarbeitet zum Gedanken der Reformation, sodann wie er diesen Gedanken aus sich entläßt und seiner Zeit einbildet — das Werk der Reformation, endlich den Widerstand, auf den seine Person und sein Werk in der Zeit gestoßen ist.

I.

Zwingli's Bildung zum Reformator.

Im Kanton St. Gallen liegt am südlichen Fuße des Säntis beinahe auf Alpenhöhe das freundliche Bergdorf Wildhaus. Noch steht dort unbewohnt, eine heilige Reliquie, die hölzerne Hütte, in welcher am 1. Januar 1484 Huldreich Zwingli, der Reformator der deutschen Schweiz, geboren worden war. Es war ein schönes Eingebinde, das dem neugebornen Knaben Land und Volk und Haus in die Wiege legte. Einfache Größe ist der erste und tiefste Eindruck, den das Gemüth von jener Landschaft erhält. Zwischen kühnen Bergkolossen streckt sich das enge, hoch gelegene Thälchen hin mit kärglicher Vegetation und ohne den reichen Wechsel mannigfaltiger Naturformen, ein freundliches Alpengelände im saftigen Grün seiner Wiesen, ringsum bewacht von den Riesenhäuptern seiner Berge.

Das Völklein, das diese Landschaft bewohnt, war eben damals ein aufstrebendes, vom Kraftgefühl der Freiheit geschwelltes Völklein. Gerade um jene Zeit hatte es eine Last mittelalterlicher Knechtschaft nach der anderen abgeworfen und seinem Herrn, dem Abt von St. Gallen, ein Recht nach dem anderen abgerungen: eigene Gerichte, freie Wahl seiner Richter, wie der weltlichen und geistlichen Behörden. Früher in filialer Abhängigkeit von dem anderthalb Stunden entfernten Gams hatte es auch dieses Band drückender Abhängigkeit gelöst und der erste Pfarrer seiner freien Wahl war der Onkel unseres Helden, Bartholomäus Zwingli, den wir nachher wieder als Decan in Weesen treffen werden. Der Genuß der jungen Freiheit brachte Lebensfreude und die Lüsternheit nach ihren weiteren Früchten erhielt die Spannkraft des Geistes. Der Sohn einer solchen aufstrebenden Zeit, der

glücklichſten im Leben eines Volkes, war Zwingli, das war die Luft, in der ſeine Kindheit genährt wurde, und ſein Leben zeigt, wie geſund und ſtark er davon geworden iſt.

Unter dieſem Völklein war wieder die tüchtigſte Kraft Zwingli's Vater, dem daher das Vertrauen der Mitbürger das höchſte Gemeindeamt übertrug. Das Haus, das dieſer erſte Mann ſeines Dorfes bewohnte, giebt uns einen Begriff von der Beſcheidenheit der Anſprüche, welche man in jener Zeit an das Leben machte; Raum für Lebensbequemlichkeiten nach dem Geſchmacke unſerer Zeit bot die kleine, unſcheinbare Hütte nicht — begreifen wir doch kaum, wie ſie Raum hatte für die neun Kinder, welche aus der Ehe des Ammanns Huldreich Zwingli mit der Margaretha Meili entſprangen und unter welchen unſer Zwingli das ſechste war — aber vielleicht barg ſie darum nur um ſo mehr Zufriedenheit und wahres Glück. Alles, was wir noch über Zwingli's Elternhaus wiſſen, giebt uns den Eindruck bürgerlicher Rechtſchaffenheit und Kernhaftigkeit bei beſcheidenem Wohlſtand, gleich weit entfernt von drückender Armuth wie von weichlicher Ueppigkeit. Die Frömmigkeit, welche dem Hirtenleben dieſer Leute die edlere Weihe gab, hatte nichts mönchiſch Beſchränktes und Düſteres. Wenigſtens die Wahl der Schulen und Lehrer, die man für den jungen Zwingli aufſuchte, zeugt von einem freien Geiſte. Als die Dominikaner in Bern den hoffnungsvollen Jüngling wegen ſeiner glänzenden Talente mit allen Künſten der Ueberredung in ihren Orden zu locken verſuchten, vereinigten ſeine Eltern ihre Anſtrengungen mit denen ſeines Oheims von väterlicher Seite, des damaligen Decans in Weeſen, um ihn der Gefahr zu entreißen. Der Nimbus des Mönchthums muß alſo in ihren Augen nicht groß geweſen ſein. Zwingli's Eltern ſcheinen die ſpätere Größe ihres Sohnes nicht mehr erlebt zu haben. Dagegen erhalten wir aus Briefen Zwingli's an ſeine Brüder in der Heimath Nachrichten über ihr Leben und über das Verhältniß ſeiner Verwandten zu ihm. Seine zwei jüngern Brüder hatte Zwingli zu ſich genommen und für ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung geſorgt, ſie erlagen aber, ſchmerzlich betrauert, einem frühen Tode; die fünf älteren Brüder waren dem Hirten- und Bauern-Beruf des Vaters treu geblieben. Als Einige von ihnen, von dem Geiſte der Zeit fortgeriſſen, Anſtalten machten, ſich für fremde Kriegsdienſte anwerben zu laſſen, mahnte ſie Zwingli in brüderlicher Liebe davon ab. „So oft ich vernehme, ihr lebet von der Arbeit eurer Hände, wie ihr hergekommen ſeid, ſo bin

ich froh, zu wiſſen, daß ihr den Adel, von dem ihr geboren ſeid, von Adam, wohl unterhaltet, und Eurer, die ihr daheim die Wirthſchaft treibet, verſehe ich mich aller Ehren und Gutes. So oft ich aber vernehme, daß Eurer Etliche um Geldes willen kriegen, ſo traure ich ſehr, daß ſie aus dem frommen Geſchlecht der Bauern und Arbeiter ſchlagen. Auch weiß ich wohl, was ich ihrer mich zu verſehen habe, nämlich Jammer und Verdammniß ihrer Seele. Gott wolle ihnen ein rechtes Gemüth geben, damit ſie Solches nimmermehr thun, wie ſie es auch verheißen." Das kühne Auftreten des Reformators erweckte natürlich die ganze Theilnahme der Seinigen. Vetter Abt, wie ihn Zwingli nennt, Johannes Meili, Abt von Fiſchingen, Zwingli's Oheim von mütterlicher Seite, der ihn ſo lieb hatte wie ein eigenes Kind, bat den kühnen Neffen um Mäßigung und um Sorge für ſein Leben, offenbar ſeinem Reformwerke nicht abgeneigt; auch ſeine Brüder melden ihm ihre Unruhe und Bekümmerniß um ſeinetwillen, theils wegen der Gerüchte, welche ſeine geſchäftigen Feinde über ſeinen Charakter und Lebenswandel ausgeſtreut hatten, theils wegen ſeiner gefährlichen Stellung überhaupt; ſie wollen nicht, daß er das verkehrte Kirchenthum der Zeit nicht angreife, aber „ſtrafe mit Maß!" „Wenn du ſollteſt getödtet oder verbrannt werden, ſo wäre das für uns eine Schande, obwohl wir wüßten, daß dir Unrecht geſchehe." Sie bitten den geliebten Bruder dringend um Auskunft, um Beruhigung.

In ſolchen Umgebungen iſt Zwingli aufgewachſen und er verdankte ihnen ein reiches Erbtheil: den glühenden Freiheitsſinn, bürgerliche Kernhaftigkeit und geſunde Volkskraft, die Richtung auf das Große und Einfache. Mit dieſer natürlichen Ausrüſtung ſeines reichbegabten Geiſtes verließ er ſchon im achten Jahre die Berge der Heimath, um den mühevollen Weg zur Erkenntniß der Wahrheit durch die gelehrten Schulen der Welt anzutreten. Als er, um in dem am Ufer des Wallenſtädter See's gelegenen Städtchen Weeſen unter der Obhut ſeines geiſtlichen Oheims die Anfangsgründe menſchlichen Wiſſens zu erlernen, über die Spitze des Ammon ſtieg, überblickte er mit Einem Male den Schauplatz, auf welchem ſich das Schickſal ſeines kampfreichen Lebens vollenden ſollte: das enge Thal von Glarus, die Höhen von Einſiedeln, die Ufer des Zürcher See's, ohne noch zu ahnen, wie bedeutungsvoll dieſe Namen für ſein Leben werden ſollten. Die Nachrichten über ſeine zwölfjährige Studienzeit, die er auf den hohen Schulen zu Baſel, Bern und Wien zubrachte, ſind ſpärlich,

aber doch bestimmt genug, um uns einen klaren Einblick in seine innere Entwicklung zu gestatten. Zwei Richtungen bekämpften sich in der Wissenschaft jener Zeit auf Tod und Leben; wir wollen die Anhänger der einen nach einem damals gebräuchlichen Namen die Dunkelmänner, die Anhänger der andern mit einem neueren Wort die Aufklärer nennen. Die Ersteren lehrten und vertheidigten die Kirchenlehre mit allen Mitteln und Spitzfindigkeiten einer überlieferten Philosophie, welche das überall auf Auctoritäten bauende Mittelalter aus mißverstandenen, weil nicht aus der Quelle geschöpften Sätzen des Plato und Aristoteles sich zugerichtet hatte — eine unfruchtbare, geisttödtende, in leere Subtilitäten ausgeartete Scholastik. Die Anderen gingen auf die Quellen zurück; sie bildeten ihren Geist an den nun in der Ursprache wieder verständlich gewordenen Meisterwerken der alten griechischen und römischen Schriftsteller, welche Natur und Kunst in einen unnachahmlichen Bund vereinigt darbieten; nach diesen Mustern bestrebten sie sich zu denken, zu empfinden, zu schreiben. Dieses neu aufgegangene Verständniß der alten Sprachen führte auch für die christliche Gotteserkenntniß auf die Quelle zurück, auf die Bibel, die man anfing, nicht mehr in der lateinischen Uebersetzung, sondern in der hebräischen und griechischen Ursprache zu lesen, nicht mehr aus den Commentaren der Kirchenväter, sondern aus ihr selbst zu erklären. Auf diese Seite sah sich der aufstrebende, nach den Quellen der Wahrheit dürstende Zwingli durch seine ganze Geistesanlage hingedrängt. Sein Studium galt zunächst nicht der Theologie; er übersprang die christliche Zeit und lebte im Alterthum; seine Verehrung galt den Dichtern und Rednern des alten römischen Volkes; das war die Welt, aus welcher er seine Ideale schöpfte, an der er Gemüth, Geist und Sprache bildete. Dieser Umstand ist wichtig genug für die eigenthümliche Art seiner Bildung zum kirchlichen Reformator. Er hatte das Gefühl nie gekannt, mit welchem Luther beim Anblick der Stadt Rom die Hände emporhebend gerufen: „sei mir gegrüßt, du heilige Stadt!“ die katholische Mönchsheiligkeit schimmerte ihm nie in dem Strahlenkranz, in welchem Luther sie sah; die römische Kirche mit den großartigen Lehrsystemen ihrer Kirchenväter, mit ihrem pomphaften, Gemüth und Phantasie erregenden Kultus hat nie sein Herz mit Schauern der Ehrfurcht erfüllt; überhaupt sagte seinem Geiste das Klare, Helle, Faßbare mehr zu, als das Ueberschwengliche und Geheimnißvolle. Religiös in seinem Innersten haben ihn die römischen

Formen der Frömmigkeit, wie es scheint, gemüthlich nie tiefer berührt und schmerzlos, ohne aufregende Gemüths- und Verstandeskämpfe brach er später mit einer Kirche, die von Anfang an sein Herz nicht gehabt hatte. Nicht als ob er schon in seiner Studienzeit in einem bewußten Widerspruch mit dem überlieferten Religions- und Glaubenssystem gestanden wäre; aber sein Herz und sein Schatz und seine Lebensluft war nicht dort. Es scheint auch, daß er Anfangs unter dem Einfluß seiner klassischen Studien sich eine andere Laufbahn vorgesetzt hatte, als die geistliche: die Laufbahn des gelehrten Humanisten und des Lehrers der klassischen Sprachen, welche viele seiner Freunde und Zeitgenossen mit Glück betraten. Nach seiner Rückkehr von Wien übernahm der Achtzehnjährige ein Lehramt an der Latein-Schule zu St. Martin in Basel und hörte zugleich philosophische und theologische Vorlesungen an der Hochschule. Jetzt erst beschäftigte er sich ernstlicher mit der Theologie, erst jetzt scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Sein Zeitgenosse Myconius schreibt: „Dabei studirte er genauer die Philosophie und verfolgte fleißig die müßigen Spitzfindigkeiten der Schulgelehrten in keiner anderen Absicht, als damit er, wenn er einst mit ihnen in Kampf gerathe, den Feind kénne und mit den eigenen Waffen zu schlagen im Stande sei.“ Thomas Wyttenbach, dessen Ruf Zwingli hauptsächlich nach Basel gelockt hatte, zeigte ihm sogleich die rechte Fährte für seine theologischen und kirchlichen Studien. Dieser erklärte schon damals, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, da die scholastische Theologie müsse abgethan werden; der Ablaß sei römischer Betrug und der Tod Christi die einzige Bezahlung für unsere Sünden. Seinen Schüler Zwingli spornte er zum Lesen der heiligen Schrift an als der wahren Quelle des christlichen Glaubens und Lebens. Auch hier wieder welche Verschiedenheit zwischen den beiden großen Zeitgenossen, Luther und Zwingli! Luther, groß gewachsen in den mittelalterlichen Anschauungen, erzogen im Kloster, findet die Bibel im Staube und erschrickt, da er so Vieles anders findet, als die Kirche lehrte; es entsteht ein Kampf zwischen Christenthum und Kirche in ihm, der ihn an die Abgründe der Verzweiflung führt, aber endlich mit dem reifen Werke der Reformation endet. Zwingli tritt mit aller Seelenruhe an die Bibel, zum Voraus mißtrauisch gegen die Formen der damaligen Frömmigkeit und überzeugt, in der Bibel die Waffe zu finden, um Dasjenige mit Erfolg zu bekämpfen, was seiner Natur und Bildung

an sich schon zuwider war. Die Kämpfe, in welche Luther durch seine reich und tiefangelegte Natur hineingeführt wurde, sind ergreifend und erschütternd, aber das ruhige Wachsen der Pflanze ist so schön, als der Sturm auf dem Meere.

Dieselbe Stetigkeit, denselben normalen Verlauf, wie seine intellectuelle Bildung, zeigt auch Zwingli's sittliche Entwicklung. Es war nicht der Weg eines Augustin, auf dem er zu Gott gelangte; nicht durch die Abgründe des sittlichen Verderbens, unter den Thränen der Zerknirschung und den Zuckungen eines geängsteten Gewissens kam er zum Frieden. So tief und gründlich er den Kampf des Geistes mit dem Fleisch empfand und durchmachte, so bewahrte ihn doch theils seine gesunde Natur, das Erbtheil seines bürgerlich kernhaften Elternhauses, theils der ideale Zug seines Wesens, der an den Bildern antiker Seelengröße und Sittlichkeit sich nährte und stärkte, vor allen Verirrungen in das Rohe und Gemeine, zu welchen das damalige akademische Leben sogar noch mehr Anlaß bot als das jetzige. Mit Dank darf er bekennen: „Gott hat mir vergönnt, von meinem Knabenalter an der Erforschung göttlicher und menschlicher Dinge obzuliegen." Die geistige Gesundheit des Mannes zeugt für eine normale Beschaffenheit seiner Jugend. Gleiches Streben verband ihn während seiner Studienzeit mit einer Reihe von Jünglingen, deren Namen nachher in der Reformation berühmt geworden sind, zu dem innigsten Freundschaftsbunde; wir nennen hier nur Vadian, den reichen Kaufmannssohn und nachherigen Reformator von St. Gallen, Heinrich Loreti (Glareanus) aus Mollis, Capito, den Reformator Straßburgs, Leo Jud, seinen treu ergebenen Mitarbeiter an dem späteren Reformationswerk. Der belebende Hauch einer neuen Zeit und der gemeinsame Kampf mit einer abgestandenen, unwahr gewordenen Geistesform gab ihrer Freundschaft den tieferen Gehalt; und die Stunden der Erholung von der anstrengenden Geistesarbeit würzte Zwingli durch seine musikalische Virtuosität, mit welcher er sieben Instrumente fertig handhabte, und durch die unversiegliche Quelle des Mutterwitzes und der geselligen Unterhaltung, die in ihm sprudelte. Den Druck der Armuth hat Zwingli nie gefühlt; nie hat er sein Brod vor den Häusern ersingen müssen; aber Zeitlebens hat er sich mit Wenigem begnügt, und jenes Maß der Armuth, das für die Kräftigung des Charakters so wohlthätig ist, war ihm bis an sein Ende beschieden.

Nach einem vierjährigen Aufenthalt in Basel in der Doppelstellung eines Lehrers und Schülers erhielt Zwingli einen Ruf als Pfarrer von der Gemeinde Glarus. Nachdem er sich in Constanz die Priesterweihe geholt und auf der Rückreise in Rapperswyl seine erste Predigt und in Wildhaus seine erste Messe gehalten hatte, trat der Zweiundzwanzigjährige im letzten Viertel des Jahres 1506 in seinen neuen Wirkungskreis ein. Es waren zehn inhaltsreiche Jahre, die er hier zubrachte. Wir müssen ihn auf seine Studirstube, auf seine Kanzel, auf das Schlachtfeld begleiten, um ein klares Bild seines Lebens während dieser Zeit zu erhalten. Zuerst einen Blick in sein Studirzimmer, wahrlich einen lehrreichen Blick für jeden Pfarrer, der innige Religiosität mit Geistesfreiheit verbinden will. Da treffen wir vor Allem wieder seine alten lieben Bekannten in einer für die damalige Zeit überraschenden Anzahl und Auswahl: die römischen und griechischen Klassiker. Seinen Freunden schreibt er um Ausgaben von Cicero, Seneca, Sallust, Valerius Maximus, Horaz; das Jahrgeld von 50 Gulden, das ihm, wie anderen Gelehrten, der Papst — zunächst aus politischen Absichten ausgesetzt, verwendet er zur Bereicherung seiner Bibliothek nach dieser Seite; er selbst besorgt Ausgaben von Schriftstellern und veröffentlicht gelehrte Commentare zu denselben. Noch hat er nur die Lateiner in der Ursprache gelesen, aber er will auch der noch vortrefflicheren Griechen Meister werden. Er lernt nach eigener Anleitung, mit den mangelhaftesten Hilfsmitteln griechisch, „Niemand, als Gott selbst, soll mich abhalten, griechisch zu lernen"; er bittet seine Freunde dringend um Uebersendung der griechischen Grammatik des Chrysoloras, und wie er es durch rastlosen Fleiß zur Kenntniß dieser Sprache gebracht, läßt er sich Plato, Lucian, Aristoteles, Homer und Pindar kommen, welche beiden letzteren auch später seine Lieblingsdichter geblieben sind. Wie er diese Schriftsteller studirte, davon haben wir noch merkwürdige Zeugnisse in vielen seiner Aussprüche. Von Plato sagte er: auch er habe aus göttlichem Borne getrunken; über Plato's Kraft und Glanz und Hoheit vergaß er nie des Aristoteles Scharfsinn, Klarheit und Gelehrsamkeit und zog einen dem andern in gewissen Dingen vor. Am merkwürdigsten ist sein Urtheil über Pindar „Pindar ist der Fürst der Dichter. Er hat ein wahres, reines, heiliges, sittliches, unverdorbenes Gemüth. Jeden Ausdruck, den er braucht, wäre er auch sonst gemein, adelt er. Man kann ihm weder geben noch nehmen, ohne zu fehlen. Bei ihm findet man

würdige, hehre Darstellung des Alterthums, das er wieder neu, lebendig, anschaulich zu machen weiß, daß es wie vor unsern Augen lebt. Wie fruchtbar seine Einbildung, und doch seine Sprache so keusch und rein; wie reich sein Bilderschmuck! Welch' ein Schatz von Sinnsprüchen! Er spornt die Tugend, vereint mit dem Lobe den feinsten Tadel. Sein Gedicht fließt wie ein klarer Strom; Alles ist daran gelehrt, hold, rein, wahr, alterthümlich, klug, edel, reizend, umsichtig — vollendet! Erhaben spricht er von den Göttern, so daß man wohl sieht, er bezeichnet unter ihrem Namen die Eine göttliche, himmlische Kraft. Kein griechischer Schriftsteller dient so vortrefflich zur Auslegung der heiligen Schrift, besonders der Psalmen und Hiobs, die mit ihm wetteifern. Laßt uns vom Reichthum dieses Dichters entlehnen und mit seinen Ausdrücken lernen die Wahrheit nennen und kleiden! Ich kümmere mich nicht um die Tadler, welchen das Reine selbst unrein ist, die meinen, man sollte keinen heidnischen Dichter lesen. Nicht jeden Dichter zwar empfehle ich, aber wohl diesen als Erklärer der Schrift. Das Alterthum und jedes Zeitalter überhaupt hat seine Eigenthümlichkeit, die man nur durch vertrauten Umgang mit den Alten auffassen kann, und darin ist Pindar ewiges Muster." „Gebe dir Gott, daß du durch den heidnischen Dichter belehrt die Wahrheit lernest bei den Hebräern kennen, ja bei allen Völkern verstehen." Weiterhin: „die alten Dichter sind mir heilig; sie mischen Liebliches und Nützliches; sie zeichnen mit schicklichen Farben das Wahre und Rechte, geben ihm seinen natürlichen Liebreiz und machen das Laster verächtlich. Tyrannen darf man nicht öffentlich bestrafen, aber der reine Schwan (Pindar) sang sterbend, damit die kommenden Fürsten einen rächenden Dichter fürchteten und nicht thäten, was ihnen gelüstet." Einem bejahrten Pfarrer, der ihn um Anleitung zum Studium der lateinischen Klassiker bat, schrieb er: „Willst du die Speise des göttlichen Wortes mit den vorzüglichsten Sprüchen und Thaten der Heiden auf's Angenehmste dir würzen, so lies vor Allem den Sallust über den Jugurthinischen und Katilinarischen Krieg; in jenem erkenne die Frechheit, die Kunstgriffe, die Herrschsucht gewisser Uebermüthiger, und wohin Bestechung führe, in diesem, was Geschenke vermögen und wessen sich Bestochene erkühnen. Dann mache dir den Valerius Maximus vertraut um des Vorraths von Beispielen willen, die so kurz gefaßt und deutlich sind, und bereichere zugleich deine lateinische Sprachkenntniß daraus. So vorbereitet gehe zum

großen, unerschöpflichen Strom der Geschichte des T. Livius! Ein vorzügliches Lesebuch seien dir die Lebensbeschreibungen Plutarchs. Hast du Muße, so lies Sueton, Herodian u. s. w., die dir das Bild guter Fürsten und der Tyrannen neben einander zeichnen. Appian schildere dir dann die Verwirrungen der Bürger- und Bundesgenossenkriege: er ist besonders angenehm, da er kurz doch das Merkwürdigste so anzureihen weiß, daß, wer ihn angefangen hat, ihn nicht mehr aus der Hand legen kann, bis er zu Ende ist." Nachdem er noch eine Reihe Anderer genannt und kurz gezeichnet hat, schließt er mit den Worten: „Zum Studium der griechischen Schriftsteller darf ich dich fast nicht ermuntern wegen deines Alters und deiner Kränklichkeit; ich lese sie in Mußestunden und zwar mit einem Vergnügen, wie keine andere Schriften." Doch nicht mit Empfehlungen und Aufmunterungen zum klassischen Studium begnügte sich Zwingli; er gründete in diesem Geiste eine Schule in Glarus, die er selbst mit aller Hingebung an die Jugend und an die Wissenschaft leitete. Eine große Schaar von Jünglingen aus den ersten Familien des Landes, die ohne ihn vielleicht in Rohheit verkommen wären, wurden auf diesem Wege für die Wissenschaft und eine edle Lebensrichtung gewonnen. Hatten seine Jünglinge die Reife zum Besuche der Hochschule erlangt, so entsandte er sie entweder nach Wien, wo sein Jugendfreund Vadian zum Professor und Rektor der Universität emporgestiegen war, oder nach Basel, wo sein Glarean an der Hochschule lehrte. Die Dankbarkeit, Begeisterung und Liebe, welche diese Schüler ihr Leben lang gegen Zwingli im Herzen trugen, selbst wenn sie seinen späteren kühnen Schritten nicht immer zu folgen vermochten, ist ergreifend.

Neben diesen klassischen Studien versäumte er aber die kirchlichen nicht, zu denen ihn sein Lehrer Wyttenbach so dringend ermuntert hatte. Die wahre Religion zu finden und die Merkmale zu entdecken, durch welche sie von der falschen zu unterscheiden sei, das war sein heißestes Bemühen. Auf seinem Tische finden wir die Bibel aufgeschlagen, die er so sehr zum Eigenthum seines Geistes zu machen suchte, daß er z. B. die Briefe des Paulus in griechischer Sprache abschrieb, um sie in einem kleinen Bändchen stets nachtragen und auswendig lernen zu können. Neben der Bibel liegen die griechischen und lateinischen Kirchenväter, Origenes, Chrysostomus, Hieronymus, Ambrosius, Augustin, unter den Neueren Erasmus, deren Bemerkungen über einzelne Schriftstellen der überall vergleichende und prüfende

Mann an den Rand seines griechischen Textes schreibt. Daneben noch verschiedene Schriften von Orthodoxen, wie von Ketzern über die Gegenstände des Kultus und der Lehre; er liest den Ratramnus über das Abendmahl, den Gottschalk über Vorherbestimmung, Petrus Waldus, Wiklef, Huß und Picus von Mirandula.

„In Rechtgläubigen merk ich auf das Unkraut, in Irrgläubigen auf den Samen des Guten, und überall finde ich des Einen und des Anderen;" „was wahr ist, kommt von Gott, wer es auch sage" — das waren seine Grundsätze. Die heilige Schrift mit Benützung aller innern und äußeren Mittel, frei von jeder Auctorität aus ihr selbst ebenso zu erklären, wie jeder klassische Schriftsteller sich selbst ihm erklärte und aufschloß, und auf diesem Wege das wirkliche Gotteswort und die wahre Religion zu entdecken, das war die Grundidee, von welcher seine kirchlichen Studien geleitet wurden, und diesem Zwecke mußte am Ende Alles dienen. Diesen inneren Zusammenhang seiner Studien drückt er selbst so schön in den Worten aus: „ich hatte in den mit Recht so genannten heiligen Wissenschaften viele Lehrer: Hebräer, Griechen und Lateiner. Wie schlecht würde ich handeln, wenn ich gegen Einen von denen undankbar wäre, die mir den Zugang zur Wahrheit öffneten, um so mehr, da Keiner, als Gott allein, Alles kennt. Ich hatte zur Einsicht in die Urkunde des göttlichen Gesetzes viele Lehrer nöthig. Jeder nützte mir. Immer hielt ich die Gesammtheit der Gelehrten und Frommen für eine Gesellschaft, in der Jeder seine Meinung ausspricht. Was Einer schrieb, hielt ich für gemeine Sache nach dem Worte des Sokrates: der Weise ist ein öffentliches Gut."

Auf diesem Wege mußte derjenige Reformator reifen, der durch seinen freien Geist und den weiten universellen Blick sich über alle seine Mitreformatoren erhebt, der, ein leuchtendes Vorbild auch für unsere Zeit und ihre Aufgabe, die Tiefen biblischer Religiosität so innig mit freier humaner Bildung verbunden hat. Diesen Gang mußte die geistige Entwicklung desjenigen nehmen, der die Strahlen des Lichts und der Wahrheit nicht nur über Eine Zeit und über Ein Volk ausgeschüttet wissen wollte, um alles Andere in Nacht und Dunkel zu hüllen, sondern den Funken des Göttlichen und wahrhaft Menschlichen in allen Gestalten der Religion suchte und mit unbefangener Anerkennung auch im Heidenthum fand, der die Offenbarung

als einen ununterbrochenen, durch alle Zeiten rauschenden, nur dem Grade, nicht der Art nach verschiedenen Strom göttlicher Erleuchtung und Beseligung ansah und auch in der Erscheinung Jesu Christi nur die Sammlung und vollendete Darstellung der göttlichen Geisteswirkungen verehrte; der vor dem Gedanken sich sträubte, daß die ungetauften Kinder und die Kinder der Heiden von der göttlichen Gnade ausgeschlossen seien; der einem Moses und Jesajas, einem Petrus und Paulus die Heiden: Herkules, Theseus, Sokrates, Aristoteles, Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen im Himmel beigesellte und das für seine Zeit kühne Wort sprach: „kein tugendhafter Mann hat je gelebt und kein heiliges Gemüth und keine gläubige Seele wird sein vom Anfang der Welt bis zu ihrem Ende, die du nicht im Himmel bei Gott antreffen wirst." Der, wie er selber seine Ueberzeugungen auf dem Wege allseitiger Prüfung und vergleichender Forschung gewonnen hatte, dieses Recht bereitwillig jedem Andern zugestand und für sich keine andere Auctorität in Anspruch nehmen wollte, als daß man ihn seine Meinung frei und unverholen aussprechen lasse. Der auf dem Reichstag in Augsburg dem deutschen Kaiser sein Glaubensbekenntniß übergab lediglich als seine Privatmeinung, die für Niemand bindend sei, und in dem Treiben der Lutheraner die neu hereinbrechende Hierarchie nnd Glaubensbevormundung weissagte und beklagte. Der das Wort aussprach, für das sein Jahrhundert, wie das darauf folgende, noch kein Verständniß hatte: „Jeder sucht nach der ihm verliehenen Gabe die Schrift zum Nutzen der Kirche zu erklären, darum werden von ihren Auslegern so verschiedene Erklärungen und so verschiedener Sinn vorgebracht. Sie sind auch ihres Irrthums wegen nicht so sehr anzuklagen, selbst wenn sie das Ziel ganz verfehlen, wofern sie nur auf dasjenige losgehen und einzig auf das sehen, was in allen Büchern der Schrift die Hauptsache ist, nämlich auf die Ehre Gottes und auf das Heil des Nächsten. Denn die heilige Schrift ist ein unermeßliches und unüberschiffbares Meer, ein Feld, das noch von Niemand nach Würdigkeit ermessen ist und auf welchem alle Geister aller Jahrhunderte geübt werden." Wie viel Leid und Schande wäre der protestantischen Kirche erspart worden, wenn die Andern von dieser freien, weitherzigen Gesinnung des schweizerischen Reformators etwas mehr gehabt hätten!

Ein Blick in sein Studirzimmer hat uns schon den spätern Reformator nach einigen seiner eigenthümlichsten Züge im Keime gezeigt.

Aber wenn wir Zwingli begreifen und würdigen lernen wollen, dürfen wir uns nicht zu lange in der Studirstube aufhalten; wir müssen hinaus in den vollen Strom der Welt, des reich bewegten Völkerlebens. Als Luther im Kloster sich abhärmte und die Welt nur durch das Fenster seiner dunkeln Zelle sah, bewegte sich Zwingli frisch und kräftig, redend, handelnd, rathend und kämpfend auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens und bildete in dieser Schule seine Ansichten über die Wirklichkeit und ihre Bedürfnisse. Wir müssen ihn sogar begleiten auf zwei Schlachtfelder nach Italien.

Es war eine ruhmgekrönte Heldenzeit, welche die Eidgenossen eben hinter sich hatten. Seit dem Tage von St. Jakob war noch kaum ein Menschenalter verflossen; von den ewig denkwürdigen Schlachten bei Granson, Murten, Nancy erzählten aus eigener Erinnerung noch Lebende; den Schwabenkrieg hatten die noch mitgemacht, die zu Zwingli's Zeit im mittleren Alter standen; ganze Heldengeschlechter hatten sich in den einzelnen Gemeinden und Kantonen gebildet, in denen das Kriegsfeuer und der Siegesruhm vom Vater auf Sohn und Enkel sich fortpflanzte; noch einmal kurz vor dem Anbruch der neuen Zeit, die mit neuen Mitteln und nicht ohne Erfolg versuchte, die Charaktere zu zügeln, die Natur zu dämpfen und die persönliche Ursprünglichkeit zu erdrücken, noch einmal flammte der kriegerische Trotz und die unbändige Naturkraft der mittelalterlichen Zeit in wildem Feuer auf. Kein Feind wagte es mehr, die Grenzen der Eidgenossen anzutasten; aber fast alle Nachbarvölker suchten von ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit für sich Nutzen zu ziehen; der Papst, der deutsche Kaiser, die französischen Könige, die Fürsten von Italien bewarben sich um ihre Gunst, um durch ihre gefürchteten Schwerter ihre Schlachten zur Entscheidung zu bringen, und das noch nicht verrauchte Kriegsfeuer in den Adern ergriff gerne jeden dargebotenen Stoff. Eben im Frühling 1513 hatte der Papst Julius II. in der Schweiz ein Heer von zwanzigtausend Mann anwerben lassen, um mit dessen Hilfe die Franzosen aus der Lombardei zu vertreiben. Auch die Glarner schlossen sich an unter ihrem Landesbanner; nach uralter Sitte war der Landammann Feldherr und der Pfarrer Feldprediger, die Gemeinde war dann im Felde, beim Banner. So mußte Zwingli mitziehen auf die Ebene von Oberitalien. Wir dürfen nicht zweifeln, daß ihm, was die Pflicht gebot, zugleich eine Lust war. Noch legte er an diese Feldzüge nicht den strengen sittlichen Maßstab, nach welchem er sie später bei gereifterer

Einsicht so unbedingt verurtheilte; noch hatten sich auch ihre sittlichen Folgen nicht in dem abschreckenden Maße herausgestellt; sie erschienen noch als würdige Fortsetzung einer schwungvollen Vergangenheit, als ein Zweig mehr in ihrem Ruhmeskranz. Wie hätte diese abenteuernde Kriegsbegeisterung eines siegesmuthigen Volkes im Anfang nicht etwas Ideales, Imponirendes, Hinreißendes haben sollen für einen Mann, dessen Denken und Streben durchaus einen großen, idealen Wurf hatte? Die Beschreibung des Feldzugs, die Zwingli seinem Freunde Vadian gab*), zeigt, daß er mit Leib und Seele dabei war. Er beobachtet genau die Beschaffenheit des Terrains, die Stellungen der Heere, die Pläne der Feldherrn, überhaupt die ganze Situation und bewährt sich in allen seinen Urtheilen als einen Mann, der die Alten nicht ohne Frucht studirt hat. Der Feldzug lief glücklich ab; im Sturmlauf ward die Lombardei durch die Schweizer von den Franzosen gesäubert und der Herzog Maximilian Sforza in sein väterliches Erbe, in das Herzogthum Mailand, wieder eingesetzt. Eine päpstliche Gesandtschaft beschenkte**) die stolzen Krieger durch die Hand Zwingli's mit einem reich vergoldeten Schwerte und einem mit Perlen und Gold verzierten Herzogshut, auf welchem der heilige Geist als Taube schwebte. Dabei erhielten die Eidgenossen (wie eine ironische Weissagung auf das, was bald durch die Hand Zwingli's geschehen sollte) den Ehrentitel: „Befreier der Kirche." Sie mögen bitten, was sie wollen, das Heiligste soll ihnen gewährt sein. Sie baten um das Recht, das Bild des Gekreuzigten im Banner zu führen, die Glarner wünschten das Bild des Auferstandenen. Eine fromme Zeit! Noch einmal begleitete Zwingli das Schweizerheer als Feldprediger über die Alpen. Franz I., König von Frankreich, bot 1515 Alles auf, das verlorne Oberitalien wieder zu erobern. Als Beschützer der Kirche und getreu dem Vertrag, den sie mit dem Herzog von Mailand abgeschlossen hatten — derselbe hatte sein Land unter den Schutz der Eidgenossen gestellt — zogen die Schweizer ihm entgegen, darunter 1600 Mann Glarner unter ihrem Landammann Heinrich Tschudi und Zwingli als Feldprediger. Aber der schlaue Franzose corrumpirte

*) „Von den Begebenheiten zwischen den Franzosen und Schweizern bei Ravenna, Pavia und andern Orten, eine Nachricht Huldreich Zwingli's."

**) Zwar nicht erst nach Beendigung des Feldzugs, wie Christoffel „H. Zwingli" S. 12 anführt, sondern schon bei ihrer Ankunft.

die eidgenössische Armee durch glänzende Bestechung einzelner Führer; es entstanden Unordnungen, Partheien, Auflösung in ihren Reihen. Zwingli donnerte in seinen Feldpredigten gegen diese Schande; besonders in der Predigt, die er am 7. Sept. auf offenem Marktplatze in Monza einige Tage vor der entscheidenden Schlacht hielt, deckte er das unlautere Spiel auf, schilderte das Verderben, welches daraus dem Vaterland entspringe, und ermahnte die Krieger zur Treue und Standhaftigkeit, zur Einigkeit und Wachsamkeit im Angesicht des gewaltigen Feindes. Aber das Gold besiegte diejenigen, welche bisher Schwert und Helleparten nicht zu überwinden vermocht hatten. Nur Uri, Schwyz und Glarus bleiben ihren Versprechungen getreu und erbittert über den Verrath der Anderen, greifen sie den überlegenen Feind an und erleiden die schreckliche Niederlage bei Marignano; der Kern der eidgenössischen Jugend deckt das Feld, von den Glarnern ziehen nur noch 400 heim. Jammer und Wuthgeschrei durchdringt das Land, während daneben die Verräther mit ihrem Blutgelde prangen und ihre Frauen durch neue kostbare Kleider das Elend des Volkes höhnen. Dieses fordert an einigen Orten blutige Opfer seiner Rache, und doch hört das Reislaufen noch nicht auf, die Einen gehen zum König von Frankreich, die Anderen zum Kaiser, Eidgenossen gegen Eidgenossen, auf welcher Seite Einer mehr Gold erhielt; der innere und äußere Ruin der Schweiz ist auf diesem Wege nicht mehr aufzuhalten. In dieser Lage schauten alle besseren Elemente auf Zwingli, dessen Name durch sein tapferes und biederes Verhalten in den Feldzügen weithin einen guten Klang erhalten hatte, und der gesunde und tüchtige Volksgeist erwählte ihn zu seinem Munde. Und zwar ging er jetzt der Sache auf den Grund; er faßte sie principiell; nicht bloß die Fehler und Schandthaten der letzteren Züge rügte er, nicht bloß das daraus geflossene Unglück bejammerte er; er griff das System an; er verwarf und bekämpfte mit allen Mitteln seiner volksthümlichen Beredsamkeit den Grundsatz, daß ein Volk um Geld und ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Handels fremden Interessen diene und seine Männer und Jünglinge für fremde Händel schlachten lasse, als einen abscheulichen, eines edlen, selbstbewußten Volkes unwürdigen Grundsatz und stellte dagegen dem eidgenössischen Gemeinwesen ein anderes Ideal: die Rückkehr zu der Einigkeit, Einfachheit, Genügsamkeit der Väter. Als er vom Marignaner-Zug heimgekommen war, machte er seine Kanzel zur Rednerbühne für die politische und

sittliche Umgestaltung seines Volkes. Mit der Kraft und Furchtlosigkeit des Propheten, der kein Ansehen der Person kennt, züchtigte er die Laster der Zeit, den Müssiggang, den Eigennutz, die Zuchtlosigkeit, die das fremde Söldnerwesen im Gefolge hatte. Die Pensiönler d. h. die Vornehmen und Hauptleute, die von fremden Fürsten Pensionen beziehen und sich dafür verpflichten, so und so viel Mann zu liefern, vergleicht er mit den Metzgern, die das Vieh nach Constanz treiben. „Diese nehmen daselbst das Geld dafür und kommen dann ohne das Vieh wieder heim, fahren dann wieder dahin und machen es so immerfort. Also handeln die Pensiönler und Hauptleute: denen ist es, einmal ausgenommen, allweg gelungen, daß sie aus den Schlachten und dem Geschütz — ich weiß nicht, wohin sie sich stellen — wieder heimkommen und die Beutel voll Geldes mit sich bringen. Sie hatten ehrlicher Leute Kinder weggetrieben, nun kommen sie wieder, bringen einen andern Haufen zusammen, die treiben sie auch weg und bereichern sich dabei. Urtheilet nun selbst, ob man die Blutsverkäufer theuer genug kann schelten und ob das nicht ein viel unerträglicherer Adel sei, als der vorige. — Das Elend ist noch nicht zu End, es wird noch traurigere Auftritte geben, daran setz ich Leib und Leben, es sei denn, daß man sich ändere. Denn die Pensiönler sind in den Regimentern, wollen sich der Pensionen nicht entsagen, noch das Kriegen verbieten. Und obgleich die Hauptleute so viele Schafe verführen, als sie wollen, so zieht man doch das Hütlein vor ihnen ab. Ueber einen thierfräßigen Wolf stürmt man her, den Wölfen, die die Menschen verderben, will Niemand wehren. Ist das eine göttliche Vereinigung und nützlich einer Eidgenossenschaft? Ich sage euch: hilft man dem nicht ab, so wird Gottes Rache vielfältig folgen. Denn Gott läßt solchen gemeinen Muthwillen, wobei der arme gemeine Mann hintergangen wird, nicht ungerochen *)." Besonders heftig redete er gegen den Müssiggang, so heftig, daß er sich oft zu vergessen schien. Eine Stelle aus einer etwas späteren Schrift Zwingli's mag hier als ein Muster seiner Redeweise eingereiht werden: „Mit Arbeit will sich Niemand mehr nähren; man läßt die Güter verstauden an vielen Orten und wüst liegen, daß man nicht Arbeiter hat, wiewohl man Volkes genug hätte, dazu ein gutes Erdreich, das auch

*) Aus einer Rede, die Zwingli freilich erst später in Zürich gehalten, die aber seine Situation in Glarus ganz bezeichnet.

reichlich erziehen mag. Trägt es nicht Zimmet, Ingwer, Malvaſier, Nägelein, Pomeranzen, Seide und ſolcher Weiberſchlecke: ſo trägt es Anken, Aſtrenzen, Milch, Pferde, Schaf, Vieh, Landtuch, Wein und Korn überflüſſig, daß ihr dabei ſchöne ſtarke Leute erziehet, und was ihr in euren Landen nicht habt, ring mit dem Euren, deſſen andere Menſchen mangeln, ertauſchen und kaufen möget. Daß ihr euch daran nicht haltet, kommt aus dem Eigennutz; den hat man unter euch gebracht, der führt euch von der Arbeit zum Müßigſitzen. Und doch iſt die Arbeit ein ſo gut göttliches Ding, verhütet vor Muthwillen und Laſtern, giebt gute Frucht, daß der Menſch ohne Sorge ſeinen Leib ſpeiſen mag und ſich nicht mit dem Blute der Unſchuldigen beflecken muß; ſie macht auch den Leib hurtig und ſtark, und verzehrt die Krankheiten, ſo aus dem Müſſiggange erwachſen, und was das Allerluſtigſte iſt, folgen der Hand des Arbeitenden Früchte und Gewächſe hernach."

Zwingli's Scharfſinn, bemerkt Myconius, erkannte die ganze Größe des Verderbens und verwandte zu deſſen Bekämpfung auch alle Kraft und Macht, die in ihm lagen, und Niemand wußte im Beſtrafen ſolche Würde zu zeigen wie er. Freundlich unterbrach er bisweilen ſeinen Strafeifer mit dem Worte: „frommer Mann, nimm dich's nicht an!"

Es iſt ſehr bezeichnend für Zwingli, daß er in demſelben Jahre, in welchem er als Patriot die politiſche Reform betreibt, auch als Chriſt die kirchliche beginnt. Hören wir ihn ſelber: „ich habe vor und ehe noch ein Menſch in unſerer Gegend Etwas von Luthers Namen gewußt hat, angehebt, das Evangelium Chriſti zu predigen im Jahre 1516, alſo, daß ich an keine Kanzel gegangen bin, daß ich nicht die Worte, ſo an demſelben Morgen in der Meſſe zu einem Evangelium geleſen werden, für mich nahm und die allein *aus bibliſcher Schrift* auslegte. Wiewohl ich im Anfang derſelben Zeit noch trefflich den alten Lehrern angehangen als den lauterern und klareren, wiewohl mich ihrer zu Zeiten auch verdroß." Der Blick in das ſittliche Verderben ſeiner Zeit, das ſeine Seele mit tiefem Schmerz erfüllte, führte ihn zu der Einſicht in die Nothwendigkeit einer *religiöſen* Reform; für die Schäden der Geſellſchaft fand er die einzige gründliche Heilung in einem neuen religiöſen Leben, in der Wiedererweckung des Evangeliums. Schon in einem um's Jahr 1511 geſchriebenen allegoriſchen Gedicht über die politiſchen Zeitverhältniſſe

hatte er am Schluſſe auf die tieferen Urſachen des allgemeinen Verfalls hingewieſen.

In uns iſt gar kein Gottes Lieb,
Die manchen Uebles überhüb'.
. . . . . So iſt
Die Welt jetzt voll untreuer Liſt,
Daß wir kein Bild von Chriſtus hand (haben),
Mehr den Heiden gleich, pfuch der Schand!
Wer Unzucht, Todtſchläg ſchaffen kann,
Den hält man für den künen Mann,
Hat uns das Chriſtus g'lehrt?

Hier liegt der Zuſammenhang angedeutet zwiſchen der ſocialen und religiöſen Reform, die ſich Zwingli nicht geſondert denken konnte, die er immer mit einander verband. Dieſer Geſichtspunkt, der ihm durch ſeine ganze Entwicklung nothwendig geworden war, beſtimmte von Anfang bis zu Ende ſein ganzes Reformationswerk. Er ſah in der Religion nicht nur das Mittel, durch welches das Individuum ſeiner Gewiſſensängſte und Sündenſchuld entladen, ſelig werden und in den Himmel kommen könnte, er ſelbſt iſt ja nicht, wie Luther, durch die Schrecken des Gewiſſens, durch die Angſt vor Tod, Hölle und Gericht in die Arme Gottes getrieben worden; er ſetzte den Preis der Kirche nie ſo tief, daß er ſich zufrieden gab, wenn ſie nur die reine Lehre und die ſtiftungsgemäße Verwaltung der heiligen Sacramente hätte, ob auch daneben die Fürſten das Volk ſchinden und ſchaben; er war nie der Anſicht, daß einem Volke im Angeſicht der klaffenden Wunden ſeines öffentlichen Lebens, im Angeſicht ſeiner Bedrücker und Bedränger kein anderes Mittel übrig bleibe, als das Beten und die Vertröſtung auf die jenſeitige Seligkeit. Zwingli ſah in der Religion die Erfüllung der höchſten menſchlichen Beſtimmung, das Mittel, alles Menſchliche mit dem göttlichen Geiſte zu tränken, das Leben nach allen ſeinen Seiten und Beziehungen mit ewigem Gehalte zu füllen. Er hatte ein von den Kräften des Evangeliums durchdrungenes und geheiligtes Volksleben im Auge; er wollte eine Geſellſchaft, die von der Liebe Gottes beſeelt iſt und welcher die Ehre Gottes über Alles geht; er hatte die Durchführung der wahren Religion, wie ſie der Geiſt aus Gottes reinem Wort erforſcht und das Gemüth ergriffen hat, durch alle Gebiete des öffentlichen Lebens zu ſeinem Ziel. Es war der Schmerz eines gottliebenden Gemüthes über den Mangel an Gottesliebe unter ſeinem Volke als die Quelle ſeines

Elends und Jammers, was Zwingli 1516 die Hand an den Pflug legen hieß. Wie weit er um jene Zeit in der Kritik des Bestehenden schon vorgerückt war, ist im Einzelnen nicht mehr nachzuweisen. Sicher ist ihm von den eigenthümlichen Kultusformen und Lehren der damaligen Kirche nur Weniges mehr festgestanden, wenn auch die Arbeit des Niederreißens und Wiederbauens in seinem Geiste noch lange nicht vollendet war. Wie viel konnte ihm noch feststehen, wenn er einen Wiklef und Huß gelesen hatte? Es ist sehr wahrscheinlich, daß er damals schon in seinen Gedanken an der Säule der Kirche, am Papstthum gerüttelt hat. Doch brachte er seine Negationen nicht auf die Kanzel; Vieles untergrub er durch Schweigen, Anderes durch unmerkliche Zurückführung auf die tiefere Wahrheit, aus der es ursprünglich geflossen war, und seine Hauptarbeit war: das von der Priesterreligion verdunkelte und zurückgestellte Bild Jesu Christi wieder erhellt auf den Altar der Christenheit zu stellen und das Verständniß der Zeit wieder für seine Worte und sein Leben in ihrer ursprünglichen Einfachheit zu öffnen und aus dieser Quelle wahrer Religiosität die Schäden der Zeit zu heilen. Jetzt benützte er für diesen Zweck noch die evangelischen Abschnitte, die bei der Messe gelesen wurden; er ließ die Quelle erst tropfenweise rinnen, bis er den geeigneten Boden fand, auf dem er, mit dem Evangelium des Matthäus beginnend, alle Schleußen des Gotteswortes öffnen konnte. Glarus war nicht dieser Boden. Zwingli's Stellung daselbst war eine schwierige geworden, seit er angefangen hatte, so unerbittlich und schonungslos in die Schäden des öffentlichen Lebens einzuschneiden. Die „Pensionler" haßten den unerschrockenen Zeugen, der ihre Wunden so empfindlich berührte. Das Söldnerwesen hörte nicht auf. Reichbeschenkt an Waffen, Kleidern und Geld kamen Viele, die unter Frankreichs Fahnen gedient hatten, nach Hause und spotteten der Andern. Unter Trompetenschall ward in Bern das erste Jahrgeld von Frankreich, 200,000 Kronen, eingeführt. Auch in Glarus gewann die französische Partei die Oberhand und bemächtigte sich der Regierung. Schweigen konnte ein Zwingli nicht, und doch sah er seine Wirksamkeit gehemmt, er hatte, wie er selbst sagt, viel Ungemach von der französischen Partei erduldet und erdulden gelernt. Nichts erwünschter für ihn, als der Ruf, welchen der von seiner Lage unterrichtete Administrator des Klosters Einsiedeln im Sommer 1516 an ihn richtete, die dortige Pfarrhelferstelle zu übernehmen. Wie hoch seine Gemeinde, die damals einen

Drittel des Landes ausmachte, ihn hielt, zeigt ihr Schmerz bei seinem Abgang; sie gab ihm nur Urlaub, ohne ihn zu entlassen, ließ die Pfarrei durch einen Vicar versehen und nöthigte ihn, Titel und Gehalt beizubehalten.

Es ist die letzte Station auf dem Wege seiner Bildung zum Reformator, auf welche wir Zwingli begleiten müssen. Das Kloster Einsiedeln war schon im zehnten Jahrhundert erbaut worden. Um Mitternacht vor Einweihung der erbauten Kirche betete nach der Sage der Bischof von Constanz in derselben; plötzlich erschallte von unsichtbaren Geistern ein himmlischer Gesang in der Kapelle. Alle knieten und hörten verwundert zu. Als der Bischof des anderen Tages die Weihe vollziehen wollte, erscholl dreimal die Stimme: „halt ein, Bruder, denn sie ist von Gott geweiht". Christus selbst habe in der Nacht die Weihe vollzogen, Engel, Apostel und Heilige dazu gesungen, während die heilige Jungfrau über dem Altar wie ein Blitz gestrahlt. Zur Verherrlichung dieses Ereignisses wird jährlich das Fest der Engelweihe mit großer Pracht gefeiert, zu dem Tausende von Pilgern strömen; denn über dem Thore der Abtei prangt die Inschrift: „Hier ist vollkommener Ablaß für Schuld und Strafe der Sünde." In diese Hallen zog Zwingli ein. Hier, wo die Priester gewohnt waren, für gelesene Messen, für verkaufte Reliquien und Schutzmittel ihr Geld einzustreichen, sollte ein Zwingli wirken und predigen. Wir erwarten Kämpfe, Conflikte der ernstesten Art. Von alle dem Nichts! Die zwei Jahre, die Zwingli hier zubrachte, bilden die lieblichste Idylle seines kampfreichen Lebens. So reif war die Zeit für eine kirchliche Umgestaltung, wie die Reformatoren sie anstrebten, daß Zwingli an diesem Glanzpunkte römischen Wesens nicht nur seine innere Bildung zum Reformationswerk unter der Gunst der verschiedensten Umstände vollenden, sondern auch das ganze Kirchenthum, das an diesem Orte seine prägnanteste Ausprägung gefunden, unbeanstandet an seiner Wurzel öffentlich angreifen konnte. Alles kam ihm hier entgegen und drängte den Gedanken zur That; Alles gab ihm den Eindruck, daß die Winterstürme vorüber und der Frühling da sei, wo man den Acker pflügen und besäen müsse; was er sah und erlebte, mußte jenen Glauben an seine Zeit in ihm befestigen, in welchem er ausrief: „die Welt, überdrüssig der alten Theologie, scheint nach den Quellen der evangelischen Lehre zu dürsten und dahin mit Gewalt durchbrechen zu wollen, wenn die Zugänge nicht geöffnet werden."

Der damalige Fürstabt des Klosters, Conrad von Rechberg, den seine Verwandten einst gegen seinen Willen in die Kutte gesteckt hatten, war ein freisinnig frommer, gerader und ritterlicher Mann. Als einst die Visitatoren des Ordens sein Kloster besuchten und ihm vorwarfen, daß er nicht Messe lese und überhaupt wenig auf dieselbe zu halten scheine, gab er die Antwort: „In meinem Gotteshause bin ich Meister, nicht Ihr. Ueber die Messe sage ich frei: Ist Christus in dem Brod, so weiß ich zwar nicht, wie würdig ihr euch schätzet; einmal ich armer Mönch bin nicht werth, ihn anzusehen, geschweige den ewigen Gott zu opfern. Ist Christus nicht darin: wehe mir, wenn ich Brod für Gott opfere und vom Volke sollte anbeten lassen. Nun laßt mich ruhig; mein Kloster werde ich so regieren, daß ich es vor Gott verantworten kann. Zieht eure Straße.“ An Unterhaltungen über die Religion nahm er gerne Theil, aber wenn ihm die Disputationen zu gelehrt wurden, brach er etwa ab mit dem Wort: „ich thät euch in euer Disputiren! jetzt und an meinem Ende sag ich mit David: erbarme dich meiner, Gott, nach deiner Güte und geh nicht in's Gericht mit deinem Knecht! und frag' anderen Sachen Nichts mehr nach.“ Ebenso freidenkend, als fromm, war auch sein Verwalter, und zugleich Pfarrer des Klosters Dr. Theobald von Geroldseck, der sich alle Mühe gab, gelehrte Männer als Caplane, Pfarrhelfer, Lehrer in sein Kloster zu ziehen und eine Gelehrtenrepublik anzulegen. In diesen Kreis trat Zwingli ein und knüpfte mit Allen das vertrauteste Freundschaftsband. Hier lasen sie mit einander die alten Klassiker, die Kirchenväter, die Bibel; hier theilte Zwingli die reichen Schätze seines Wissens, die Lichtgedanken, die seinem Geiste aufgegangen, seine kühnen Reform-Ideen mit. Hier im Kloster zu Einsiedeln lachten sie in herzlicher Freude über die »epistolæ virorum obscurorum» (Briefe der Dunkelmänner); hier besprach sich Zwingli mit seinem Freunde Capito, der ihn im Kloster besuchte, über die Abschaffung des Papstthums. Von dem Geiste dieser Vorsteher des Klosters dürfen wir auf den Geist der übrigen Bewohner desselben schließen. Den Nonnen des Klosters Fahr, welches unter Einsiedeln stand, wurde die Weisung ertheilt, daß sie, statt täglich die lateinischen Mettengesänge gedankenlos zu leiern, das neue Testament in deutscher Sprache lesen sollen; „auch mögen diejenigen unter ihnen, welche sich durch das Klostergelübde beschwert fühlen, aus dem Kloster zu den Ihrigen heimkehren, die

Andern aber sollen ihrem Gelübde getreu ein ehrbares und züchtiges Leben führen."

Es kam das Fest der Engelweihe 1517. Zwingli hielt die Predigt und zeigte den zu dem wunderthätigen Heiligenbilde herbeigeströmten Pilgern in Predigten voll entschiedener, volksthümlicher Kraft und Klarheit, aber auch voll zarter Schonung des frommen Gefühls, daß der Geist und die Gnade Gottes an jedem Orte gleich gegenwärtig sei, daß Niemand angebetet werden dürfe, als der alleinige Gott, daß Christus, nicht Maria unser Heil sei. Viele Pilger entfernten sich mit Schrecken, Andere schwankten zwischen dem Glauben der Väter und der neuen Lehre, Andere fielen der Letzteren zu und nahmen ihre Weihgeschenke wieder mit. Pilgerschaaren, die auf dem Wege waren, kehrten um, als sie die Kunde vernahmen. Der Ruf Zwingli's erscholl durch Städte und Dörfer in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß. Und die eigene Gemeinde, die doch durch die Folgen dieser neuen Lehre so empfindlichen Schaden litt, liebte und verehrte den kühnen Reformer. So gewaltig ist wenigstens auf Augenblicke die Macht einer großen Persönlichkeit auch über gemeine Gemüther, so kräftig reißt die Wahrheit, zumal in Zeiten, die von einer großen Idee bewegt werden, auch die Masse der gewöhnlichen Menschen mit sich fort, daß sie eine Zeit lang im Stande sind, ihre persönlichen Vortheile und zeitlichen Interessen derselben unterzuordnen. Als im August 1518 der Ablaßkrämer Samson über den Gotthard nach der Schweiz kam und hier mit der gleichen Schamlosigkeit, wie Tezel in Deutschland, seine Zeddel feilbot, bewirkte Zwingli durch das Feuer seiner Rede, daß er den Canton Schwyz unverrichteter Dinge verlassen mußte. Und Niemand ärgerte sich an dieser Wirksamkeit; sogar, als Zwingli Einsiedeln verließ, sprach ihm der Landrath von Schwyz das Bedauern über seinen Verlust aus. „Die Welt ist überdrüssig geworden der alten Theologie und dürstet nach den Quellen der Wahrheit", diesen Eindruck erhielt er von allen Seiten; er wollte nicht der Revolution überlassen, was jetzt noch, wenn die Zugänge rechtzeitig geöffnet würden, auf dem Wege friedlicher Reform zu erreichen war. Darum wendet er sich an die Machthaber der Kirche, an Bischöfe, Cardinäle, päpstliche Legaten, damit sie Hand bieten zu dem unaufschiebbaren Werk. Er selber berichtet in einem Brief aus späterer Zeit: „ehe noch in Glaubens- und Religionssachen eine Trennung entstand, so unterhielt ich mich mit Kirchenvorstehern, Cardinälen und

Bischöfen, besprach mich mit ihnen über die Irrthümer, die durch menschliche Traditionen sich eingeschlichen und ermahnte sie, den Anfang mit Aufhebung der Menge von Mißbräuchen und Irrthümern zu machen; denn, wo dieses nicht geschehe, so drohe die schon überwiegende Last mit großem Krachen und Gepolter zusammenzustürzen. Vor acht Jahren (1517), als ich noch zu Einsiedeln war, sprach ich darüber mit Matthäus, Cardinal von Sitten, und nachher im Anfange meines Aufenthalts in Zürich, und bezeugte ihm oft nachdrücklich und klar, das Papstthum beruhe auf schwacher und bald weichender Grundlage; ich belehrte ihn durch unzweifelhafte Stellen der heiligen Schrift. Geroldseck, Zink und Sander, die alle noch leben, können dieß bezeugen, daß sie mich oft so mit ihm sprechen hörten." Mit ähnlicher Offenheit besprach er sich mit den Legaten des Papstes über das Verderben der Kirche. „Viermal besprach sich der Legat über diesen Gegenstand mit mir und ich erhielt von ihm die glänzendsten Versprechungen. Freimüthig erklärte ich ihm, was hierin zu thun sei, und fügte hinzu, daß ich fortan mit Gottes Hülfe zur Predigt des Evangeliums schreite, wodurch das Papstthum nicht wenig dürfte erschüttert und geschwächt werden." Endlich forderte er den Bischof von Constanz auf, die Reform an die Hand zu nehmen, „daß er fry ließe in seinem Bisthum predigen das rein klar Wort Gottes, und gedenke, wie man der kylchen (kirche) zu hilff kumme mit abnehmen der großen vielfaltigen Mißbrychen und superstitionen. Er, der Zwingli und ander mee, die den Irrthum merkind und des Worts Gottes bericht syind, werdent nit fürkommen können, dann daß sie die Wahrheit offnen und Unwahrheit widerfächten myssind." Und merkwürdig! Niemand von Allen thut ihm Etwas zu Leide, Alle geben ihm Recht und machen die besten Versprechungen, und bereits ist von Deutschland die Kunde von Luther und der elektrischen Wirkung, welche seine fünf und neunzig Sätze auf das deutsche Volk gehabt, herübergedrungen. Alles drängt zur entscheidenden That. Der Reformator ist fertig, das Reformationswerk mußte kommen, aber es bedurfte eines mächtigeren Gemeinwesens, als Einsiedeln war, in dessen Schutz es sich bergen konnte, und eines intelligenten, thatkräftigen Bürgerthums, in dessen Schoß es gelegt werden konnte. Zürich berief gegen Ende des Jahres 1518 Zwingli an die Pfarrhelfer- oder Leutpriesterstelle am Großmünster.

Ueberblicken wir, ehe wir den neuen Schauplatz betreten, noch

einmal den bisherigen Gang. Wir sagten: der Reformator ist fertig. Die Kritik der bestehenden Zustände ist abgeschlossen und geht bis auf den Grund; die Axt ist dem Baume an die Wurzel gelegt. Und die Steine zum Neubau sind alle schon beisammen. Die wahre Religion, die Gott allein die Ehre giebt und durch seinen Geist Herz und Leben erleuchtet und heiligt, wie sie in der heiligen Schrift, besonders aber in der Lehre und dem Leben Jesu Christi für jeden Menschen verständlich dargestellt ist, an die Stelle menschlicher Mißbräuche und Superstitionen zu setzen und darauf eine neue Christenheit zu bauen — das ist der Inhalt und das Ziel seiner Reformation. Und zu diesen Ergebnissen ist er auf durchaus selbständigem, ureigenem Wege gelangt; er ist ein ebenso selbständiger und originaler Reformatorcharakter, als Luther. Luther, der sich in dem überwallenden Gefühl seiner weltgeschichtlichen Mission oft zu abstoßender Selbstüberschätzung fortreißen ließ, hat Zwingli die Selbständigkeit abgesprochen, „wir dürfen uns rühmen, daß Christus zuerst von uns verkündigt worden ist. Wenn das Papstthum noch so furchtbar wäre, wie früher, so würden diese Leute so still sein, wie die Mäuse. Aber jetzt verläumdet uns Zwingli, daß wir Christum verleugnen. Das hat man dafür, daß man sich dieser Leute angenommen hat" — so sprach Luther später in der Hitze des Abendmahlstreites, und theologische Doktrinäre behandeln Zwingli bis auf den heutigen Tag im gleichen Styl. Die Geschichte widerlegt diese Anschauung. Der Geistesprozeß, den uns das Pfarrhaus in Glarus gezeigt hat, ist in seiner Weise ebenso selbständig und originell, wie derjenige, von welchem die Klosterzelle in Erfurt und Wittenberg erzählt. Zwingli hat die Bildungsstoffe seiner Zeit: die neuerwachten Klassiker, die kirchliche Theologie, die Bibel, das öffentliche Leben seines Volkes mit ursprünglicher Geisteskraft in sich verarbeitet und hat den gemeinsamen reformatorischen Gedanken praktisch und theoretisch in einer durchaus eigenthümlichen Weise durchgeführt. Was kann man mehr verlangen für die Originalität und Selbständigkeit eines Geistes? Daß er Christus zu einer Zeit verkündigte, als noch Niemand Etwas von Luther wußte, haben wir gesehen; als dieser seine fünf und neunzig Sätze gegen den Ablaß an die Schloßthüre zu Wittenberg anschlug, nicht ahnend, was daraus entstehen würde, war die Reformation in Zwingli's Geiste so zu sagen fertig. Und Zwingli vereinigte alle Eigenschaften in sich, deren der Träger eines bahnbrechenden Gedankens bedarf, um diesen dem wider-

ſpenſtigen Boden der Wirklichkeit einzupflanzen und die Zeit mit ſich fortzureißen. Es liegt neben einem Körnlein Wahrheit viel Schiefes in dem, was ein neuerer Schriftſteller*) ſagt: „Nie hätte für ſich Zwingli, nie Calvin, beide noch viel weniger, als Wyclef und Huß, die Verjüngung der chriſtlichen Welt in Kirche und Staat, die Reformation, durchgeführt. Hier zeigt ſich der ungeheure Unterſchied zwiſchen dem großen Glauben und zwiſchen dem großen Wiſſen. Bucer, Oekolampad, Zwingli, Farel und Calvin waren da, um auszubeuten, fortzupflanzen, einzurichten und zu ordnen, weiter zu führen, aber nicht, um anzufangen, durchzuführen. Und Niemand denke daran, wie keiner dieſer Männer ſelbſt daran dachte, Einen derſelben zu erheben über Denjenigen, der mit dem Moſesſtab das erfriſchende Waſſer aus den Felſen ſchlug, und der Wunder that, weil er an Wunder glaubte. Als ein edler Geiſt, welcher die Reformation aufnahm (von wem denn?) und förderte in ſeiner Umgebung und in ſeiner Weiſe, ſteht Zwingli da.“ Nichts kann einſeitiger ſein, als ein ſolches Urtheil. Wahrlich nicht das Wiſſen hat Zwingli zum Reformator gemacht, ſondern der Glaube, der religiöſe Charakter, jener Glaubensmuth, mit dem er geſprochen hat: „Einmal muß man das Gemüth weihen, daß man unzertrennlich auch mit Verluſt des Vermögens und des Lebens an Recht und Wahrheit und Gott hänge. Einmal muß man's wagen und der Gefahr des Todes für die Wahrheit ſich unterziehen und das Gemüth ſtärken gegen alle Anfälle des Fleiſches, der Welt und des Satans.“ Warum iſt Erasmus kein Reformator geworden, der doch ſo ziemlich auf den gleichen Bildungswegen, wie Zwingli, zur Einſicht in die Mißbräuche und Superſtitionen des damaligen Kirchenthums gelangt iſt? Nur die Glaubenszuverſicht, im Namen Gottes in der Welt zu ſtehen und das Werk zu treiben, das er Einem aufgetragen hat, nur das Gemüth, dem gemeiner Schmerz weher thut und tiefer zu Herzen geht, als der eigene, nur der kühne Trotz eines tapferen, ganz in Gott ruhenden Gemüthes und der ſtählerne Charakter, an dem Alles abprallt, was ſeiner klar erfaßten Beſtimmung zuwider iſt, macht Propheten, Apoſtel und Reformatoren. Als Zwingli zu einer Zeit, da er an den Grundlagen der Kirche noch nicht gerüttelt hatte, vom Papſte ein Jahrgeld erhielt, erklärte

*) Dr. Wilhelm Zimmermann, „Lebensgeſchichte der Kirche Jeſu Chriſti“, 4. Band, S. 463 — ein Buch von mehr Talent, als Charakter.

er dem päpstlichen Legaten, daß er um dessenwillen nie ein Wort anders stellen werde, als seine Ueberzeugung es erfordere; noch im Jahre 1523 bot ihm der Papst, um ihn zu gewinnen, „Alles an mit Ausnahme des päpstlichen Stuhles selbst", aber Zwingli schreibt darüber: „vor wenigen Tagen sind mir Briefe und große mündliche Versprechungen vom Papste zugekommen, die ich, so Gott will, mit einem christlichen, unbewegten Gemüthe beantwortet habe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich so groß werden könnte, wie nicht Jeder, wenn mir nicht die Armuth Christi besser gefiele, als die Pracht der Päpstler. Den päpstlichen Boten habe ich nach Verdienst abgefertigt, indem ich ihm offen gezeigt, daß der römische Papst der Antichrist sei." Daß Zwingli diese Glaubenskraft, diese nur auf Gott und die Wahrheit gestellte Gesinnung verbunden hat mit einem tüchtigen positiven Glaubensinhalt, der dem Geiste Licht und dem Herzen Wärme geben konnte, mit einem reichen Wissen, einem durchdringenden Scharfblick, einem tiefen Gemüth, einer schlagenden Beredtsamkeit und Das in einer Zeit, die für die Reformation reif war — Das hat ihn nicht zum dienenden Werkzeug einer schon vorhandenen, nur aufgenommenen Reformation, sondern zum selbständigen Schöpfer derselben gemacht, dem, wie einem Luther in Deutschland, eine große Reihe dienender Geister beigesellt war.

II.

Das Reformationswerk.

Die Durchführung der Reformation in Stadt und Kanton Zürich gehört zu den erhebendſten Schauſpielen, welche die Geſchichte darbietet. Niemals iſt eine ſo durchgreifende Umwandlung des ganzen öffentlichen und privaten Lebens reiner von allen niedrigen, ſelbſtſüchtigen Antrieben, friedlicher und beſonnerer, mit einer ſchöneren Vereinigung von rückſichtsloſer Entſchiedenheit in den Grundſätzen und rückſichtsvoller Liebe in ihrer praktiſchen Ausführung durchgeſetzt worden. Wir haben den ſeltenen Anblick, daß eine Idee, rein und klar, nicht verſtümmelt durch ängſtliche Halbheiten und menſchliche Schwächen, ſich ohne Blutvergießen und Gewalt, nur auf dem Wege friedlicher Ueberzeugung in die Herzen hineinpflanzt und den Widerſtand der Verhältniſſe überwindet. Im Verlaufe von 4—5 Jahren iſt das Mittelalter, das Werk von einem Jahrtauſend, wie weggefegt und eine neue Welt iſt aus den Trümmern erblüht, aber kein Stein iſt weggenommen worden, ehe das öffentliche Bewußtſein ſich durch eine gewiſſenhafte Prüfung von ſeiner Untüchtigkeit überzeugt hatte, und ohne durch einen haltbareren erſetzt zu werden. Um eine religiöſe Umgeſtaltung handelte es ſich. Nicht durch eine kühle Verſtandesaufklärung iſt das reiche religiöſe Erbtheil von Jahrhunderten pietätslos weggefegt worden, ſondern tiefere religiöſe Motive haben es verdrängt, die nicht geſtatteten, daß in den Gemüthern eine Leere und ein Bedürfniß nach Reaction entſtände. Man leſe, mit welcher Zartheit, Sorgfalt und Pietät Zwingli überall das religiöſe Gewiſſen bedacht und keinen Gegenſtand der bisherigen Gottesverehrung entfernt hat, bis er in Folge gründlicher Belehrung und tieferer religiöſer Ueber-

zeugung in den Herzen gefallen war. Denen, die voreilig die Bilder entfernten und dadurch Aergerniß gaben, rief er: „Es läßt sich das Kind nicht von der Bank, bis daß du ihm einen Stuhl hast dargestellt, so lange es nicht ohne fremde Hilfe gehen kann. Also soll man auch Diejenigen, so des Evangeliums nicht vollkommen berichtet sind, nicht übereilen mit Abthun der Götzen, bis daß ihnen der Glaube an den einigen, wahren Gott recht an's Herz gelegt worden." Er selbst, erklärt er, sei weit entfernt, Kunstgemälde und schöne Bildsäulen, wenn dieselben nicht der abergläubischen Verehrung dienen, zu verwerfen, da wohl Niemand sie lieber sehe, als er; die Maler- und Bildhauerkunst erkenne er für herrliche Gaben Gottes. Die Messe ließ er noch mehrere Jahre, als die öffentliche Meinung schon gegen dieselbe gewonnen war, für Diejenigen fortfeiern, welche sich von einem Geheimniß noch nicht zu trennen vermochten, dem sie bisher nur mit Schauern der Ehrfurcht zu nahen gewohnt gewesen waren; aber die zarte und sinnige Auffassung des heiligen Abendmahls, die er an die Stelle der Messe setzte, macht es begreiflich, wie auch diese in Kurzem ohne schweren Kampf gefallen ist und wie jene weit über die Grenzen der Schweiz hinaus bei Einzelnen und bei großen Gemeinschaften Anklang finden konnte. Er veranschaulichte die Bedeutung des Abendmahls durch folgendes Bild: „Wie ein Hausvater, im Begriff in ein fremdes Land abzureisen, seinen vornehmsten Ring, worauf sein Bild eingegraben ist, seiner Ehegemahlin überreicht, so hat auch unser Herr Jesus Christus bei seinem Abschiede seiner Braut, der Kirche, sein Bild im Sakramente des Nachtmahls hinterlassen. Dieß sein Bild übergab er uns mit den Worten: das ist mein Leib, das ist mein Blut! Thut das zu meinem Gedächtniß durch Danksagen, Loben und Beten. Wenn der Hausvater beim Uebergeben des Ringes seiner Gemahlin sagt: Siehe da mich selbst, so giebt er weit mehr, als nur seinen Ring. Sich selbst — wenn auch nicht leiblich, da er ja im Begriff ist, abzureisen — schenkt er ganz in aller seiner ehlichen Treue und Liebe seinem Gemahl, als ob er spräche: nicht nur meiner Treue und Liebe zu dir sollst du gewiß sein, sondern auch dessen, daß ich ganz der Deine bin und darum gebe ich diesen Ring dir zum Wahrzeichen und Unterpfand. So hat auch Christus, da er im Begriff war, für uns in den Tod zu gehen, das Brod und den Wein dargereicht mit den Worten „das ist mein Leib, das ist mein Blut", obgleich er eben jetzt seinen Leib der Erde entziehen wollte. Nichts desto weniger schenkte

er mit diesen Worten sich selbst in seiner Gnade und Treue uns ganz, als ob er spräche: Jetzt gehe ich für euch in den Tod und bald nachher werde ich von hinnen scheiden. Ihr sollt aber darum nicht an meiner Liebe und Sorge für euch zweifeln. Ich bin ganz der Eure mit Allem, was ich bin. Dessen zum Zeugniß übergebe ich euch das Sinnbild dieser meiner Aufopferung und meines letzten Willens. Wenn ihr nun bei diesem Gedächtnißmahl dieses Brod und diesen Kelch euch darreichen seht, so sollt ihr meiner, daß ich mich nämlich für euch hingegeben habe, gerade so gedenken, als sähet ihr mich vor Augen."

Bei einem neueren Dichter lesen wir die Worte:

Wollt ihr Einen sehen, der mit stillem Geist
Und voll herzinniger Milde
Eine ganze Welt zusammenschmeißt —
Schaut auf zu Christi Bilde!

Wir dürfen dieses Wort auch auf Denjenigen anwenden, der nach 1500 Jahren mit frommer Hand das verschleierte Bild Christi wieder enthüllt hat. Und dieses Lob wird nur erhöht durch den Umstand, daß er, wie Christus, mit dieser Milde und liebenden Sorgfalt für das Schwache eine stählerne Consequenz des Charakters, eine unerbittliche Entschiedenheit der Grundsätze, eine vernichtende Kraft gegen alles Falsche verbunden hat. Es ist wahr, Zwingli's Worte haben oft einen herben, scharfen Klang, aber wer hat je Festungen mit Flaumfedern umgeblasen? Er selber sprach sich darüber in einer öffentlichen Versammlung mit den Worten aus: „Viele behalten aus meinen Predigten nichts, als die scharfen und starken Ausdrücke. So geht es auch dem wohlgelehrten Manne Martin Luther. Viele wollen aus seinen Büchern nichts Anderes erlernen, als die harten Ausdrücke, die er aus brennender Liebe gebraucht. Aber das fromme, treue Herz, das er für die göttliche Wahrheit hat, will Niemand ihm ablernen. Ich gestehe, daß ich auf der Kanzel zuweilen ein scharfes Wort gebrauche, aber niemals habe ich neben der Kanzel Jemanden meiner selbst wegen beleidigt. Ihr wisset, wie viel ich bisher in Absicht auf die Fürbitte der Heiligen nachgegeben habe, indem ich jederzeit sagte: Traget eure Noth im Gebete vor, wem ihr wollt: ich will meine Noth Gott klagen; mein Gebet ist gewiß, das eurige ungewiß. Jetzt freilich, da ich aus der heiligen Schrift die Fürbitte der Heiligen deutlich widerlegt habe, kann ich nicht mehr so reden. So habe ich nach der Anweisung Pauli (2. Timoth. 4) gelegen und ungelegen

mit ſanften und mit rauhen Worten gelehrt und ermahnt. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Jeder ſich befleißige, aufzubauen und nicht niederzureißen, daß Jeder das Wort Gottes unaufhörlich und ſo predigte, wie ihn der Geiſt Gottes lehrt."

So hat Zwingli reformirt; mit klarer Ruhe und weiſer Beſonnenheit hat er, ohne von äußeren Ereigniſſen wider ſeinen Willen fortgeriſſen zu werden, Schritt für Schritt ſeine reformatoriſchen Gedanken aus ſich entlaſſen und in's Leben geſetzt. Liebe und Beſonnenheit vereinigen ſich hier auf's Schönſte mit furchtloſer Kraft und unbeugſamer Energie und geben ein Bild, das die Geſchichte der Menſchheit ſo ſelten aufweist, das Bild eines wahrhaft chriſtlichen Helden.

Nicht weniger hat ſich das Volk, unter dem der Reformator wirkte, geehrt durch die Art und Weiſe, wie es ſich zu dem Werke ſeines Helden verhielt. Bei dem Eintritt des Chriſtenthums in die Welt werden wir erſchreckt durch den Stumpfſinn eines Volkes, das in leidenſchaftlicher Verblendung bei aller Unbefriedigung durch die alten Zuſtände das angebotene Heil verwirft; bei der Wiederherſtellung desſelben in der Reformation begegnet uns in Zürich ein Volk, das faſt ohne Kämpfe mit einer Vergangenheit bricht, die ihre Wurzeln doch ſo tief in alle öffentlichen und privaten Verhältniſſe eingegraben hatte, und mit Freuden bald wie Ein Mann dem neuen Geiſte Städte und Dörfer öffnet. Welche geſunde Kraft muß in dieſem Volke geweſen ſein, da die Reformation ihm nicht etwa nur ein beſchwerliches Joch abnahm in all' den drückenden Satzungen einer herrſchſüchtigen Hierarchie, ſondern ihm ein neues, viel ſchwereres Joch auflegte in der ſittlichen Selbſtverläugnung und Kraftanſtrengung, welche ihm zugemuthet wurde durch die Einführung einer ernſten und ſtrengen Lebensſitte, durch die Verzichtleiſtung auf ſo manche liebe Gewohnheiten — wir nennen nur das verlockende Söldner- und Penſionsweſen, das unter Zwingli's Einfluß ganz abgethan wurde —, durch den ausharrenden Kampf gegen eine weltbeherrſchende Hierarchie, durch die Vereinſamung, in welche es politiſch und religiös geraume Zeit geſtellt wurde! Und dieſe Begeiſterung war hier mehr, als auf den meiſten anderen Gebieten, auf welchen die Reformation Eingang fand, rein von eigennützigen, ſelbſtſüchtigen Triebfedern. Hier hat ſich von der Reformation Niemand bereichert. Die reichen Güter der Klöſter und Stifte wurden ſtiftungsgemäß verwendet für die Pflege der Wiſſenſchaften

und für die Unterstützung der Armen. Und diese Begeisterung war das Werk der Freiheit, der freien Ueberzeugung, nicht des Zwangs. Schon am 31. Dezember 1519, ein Jahr nach seinem Eintritt in Zürich, konnte Zwingli einem Freunde schreiben, daß zu Zürich bereits mehr als 2000 Seelen mit der Milch der evangelischen Wahrheit so weit genährt und gestärkt seien, daß sie schon festere Speise zu vertragen vermöchten und auch sehnlich nach solcher verlangten. Bald stellte sich die Obrigkeit, von dem Volke gedrängt, an die Spitze der Bewegung, um sie im gesunden Geleise zu erhalten. Was auf dem Wege freier öffentlicher Discussion, an welcher Freunde wie Gegner der Reform mit gleichen Rechten Theil nahmen, sich erprobt hatte, dem gab sie unter Zustimmung des Volkes Rechtskraft, und mit fast peinlicher Gewissenhaftigkeit unterwarf sie jede wichtige Veränderung des Bestehenden vorher einer allseitigen öffentlichen Untersuchung. Aber diese Obrigkeit dachte nicht daran, Das, was sie in der Stadt eingeführt hatte, den Volkswillen vollziehend, auch den übrigen Kirchgemeinden in den Städten und auf dem Lande vorzuschreiben,*) vielmehr handelten diese frei auf eigene Faust, und als die Tagsatzung eine drohende Sprache gegen Zürich annahm wegen der eigenmächtigen kirchlichen Neuerungen, erklärten die Gemeinden des Landes, von der Regierung angefragt, ihre volle Zustimmung zu allen Schritten der letzteren und die Bereitwilligkeit, die neu errungene Freiheit mit Gut und Blut zu schützen. Das war wahrlich eine Heldenzeit, deren Bild verdient allen kommenden Geschlechtern eingeprägt zu werden; aus solchen Eindrücken erklärt sich jenes Wort, in welchem Zwingli seinen Glauben an die Menschheit so schön ausspricht: „Das Gemüth des Menschen ist so geartet, daß es bei der Erscheinung von etwas Besserem und Schönerem das Alte verlasse und das Vorhandene ergreife, wenn schon immer Solche sich finden, die es nicht zugeben wollen. Wie kommt's, daß man es mit dem Licht der Wahrheit nicht so macht? Es ist ja unmöglich, daß sich der Sinn aller Rechtschaffenen von dem Lichte der Wahrheit abwende. Wahrheit ist eine so klare, nützliche und nothwendige Sache, daß das Gemüth sich nach ihrem Besitze sehnt. Nur durch Wahrheit kommt man zur Weisheit. Die Sache

*) Sie verbot zwar den Priestern zu Stadt und Land, Etwas zu predigen, was im klaren Widerspruch mit der heiligen Schrift stehe, aber alles Uebrige wurde nach Zwingli's ausdrücklicher Versicherung den Kirchgemeinden auf dem Lande und in den übrigen Städten des Kantons völlig freigelassen.

der Wahrheit und Tugend findet immer einen Platz in der gemeinen Menschenvernunft."

Nachdem wir den Charakter der Zürcherischen Reformation kennen gelernt, beschreiben wir in Kürze den äußeren Hergang. Am 27. Dezember 1518 traf Zwingli in Zürich ein. Gleich nach seiner Ankunft begab er sich in das Stiftsgebäude, wo die Domherren sich versammelten, um den neuen Leutpriester mit den Pflichten seines Amtes bekannt zu machen. Die Zustände dieses Chorherrenstifts und die Verpflichtungen, welche dem Leutpriester aufgelegt wurden, charakterisiren hinlänglich die damaligen Kirchenzustände. Das Chorherrenstift am Münster war eine Stiftung Kaiser Karl's des Großen; die Mitglieder desselben, deren achtzehn sein sollten, hatten die Bestimmung, Gott zu dienen mit Gebet und Lobgesängen, die Christen in Berg und Thal mit christlichem Dienste zu versehen und endlich der Domschule, die nach dem Stifter die Karlsschule hieß, vorzustehen. Aber in der traurigen Zeit, die auf Karl den Großen folgte, artete diese christliche Stiftung, wie alle anderen, aus und verlor ihre Bestimmung aus den Augen, bis die Reformation sie ihr wieder zurückgab. Die faulen und schwelgerischen Chorherrn, von denen Felix Hämmerlein, Sängermeister dieses Stifts, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gesagt hatte: „ein Hufschmied kann wohl aus vielen alten Eisen ein brauchbares machen, aber ich kenne keinen Schmied, der aus allen diesen Chorherren nur einen tüchtigen zu machen im Stande wäre", sie bestellten zur Besorgung des Gottesdienstes und der seelsorgerischen Geschäfte einen Leutpriester, der für seine kümmerliche Besoldung mit der Aussicht auf schnelle Beförderung zum Chorherrn getröstet wurde. Diese Stelle wurde jetzt Zwingli übertragen mit der Verpflichtung: den Einzug des Stiftseinkommens zu besorgen, nicht das Geringste davon abzulassen, die Ablieferung der Zinse und Zehnten, das Bedenken der Kirche mit Gaben auf der Kanzel und im Beichtstuhl einzuschärfen, daneben auch den Gottesdienst und die Sacramente zu verwalten, welch' letztere Amtspflicht er aber nach Belieben seinen Helfern überlassen konnte. Als ihm diese Pflichten seines Amtes vorgelesen worden waren, dankte er zuerst für die auf ihn gefallene Wahl, erklärte aber sogleich, was er für seine Hauptaufgabe ansehe: die Geschichte Jesu Christi zu predigen, damit das Volk nicht länger Christus nur dem Namen nach kenne, während ihm seine Geschichte und sein Heilswerk unbekannt bleibe. Er werde daher über das ganze

Evangelium Matthäi Kapitel für Kapitel predigen ohne menschliche Erläuterungen, an die er sich überhaupt nicht binde, sondern bloß aus dem Quell der heiligen Schrift dem Geiste gemäß, den er bei sorgfältiger Vergleichung und nach herzlichem Gebete darin finden werde. Diesen Entschluß kündigte er auch der Gemeinde von der Kanzel herab an und verfuhr darnach vom ersten Sonntag an. Und der Erfolg war schön! Schon nach einem Jahre konnte Zwingli, wie wir gesehen haben, einem Freunde schreiben, daß mehr als 2000 Seelen mit der Milch der evangelischen Wahrheit so weit genährt seien, daß sie sehnlich nach festerer Speise verlangten. Im Jahre darauf (1520) war schon der Rath der Zweihunderte in seiner Mehrheit so weit gewonnen, daß er den Leutpriestern, Seelsorgern und Prädikanten zu Stadt und Land gebot, daß sie frei und überall die heiligen Evangelien und die Sendbriefe der heiligen Apostel gleichförmig nach dem Geiste Gottes predigen und nur Das lehren sollen, was sie mit genannten Schriften bewähren können. Zwar erregten die zahlreichen Bewohner der Mönchsklöster in der Stadt einen vorübergehenden Sturm, indem sie sich beklagten, daß Zwingli von der Kanzel gegen sie predige; mit ihnen verbanden sich mehrere Rathsglieder, die als Beförderer der fremden, von Zwingli auch in Zürich mit allem Feuer seiner Beredsamkeit bekämpften Kriegsdienste oder sonst als ausgelassene Menschen den kühnen Prediger haßten; sie erwirkten vom Rathe den Beschluß, daß Nichts gepredigt würde, was den Frieden und die Eintracht störe. Aber Zwingli erklärte: „ich kann dieses Gebot nicht annehmen, ich will das Evangelium frei und ohne Beschränkung predigen, wie es früher beschlossen worden. Ich bin Bischof und Pfarrer in Zürich, mir ist die Seelsorge anvertraut. Ich habe den Eid geleistet, nicht die Mönche. Lehre ich Etwas gegen das heilige Evangelium, so will ich mich dem Tadel des Domkapitels, ja eines jeden Bürgers unterwerfen und mich vom Rathe bestrafen lassen.“ Der Rath kehrte wieder auf seinen ersten Beschluß zurück.

Jetzt schrieen die Mönche um Hilfe — zum Bischof in Constanz. Dieser scheute sich, den Gefürchteten anzutasten, bis eine wirkliche Uebertretung kirchlicher Gebote sein Einschreiten zu erfordern schien. Zur Fastenzeit 1522 wagten in Zürich Einige öffentlich das Fastengebot zu überschreiten. Jetzt sandte der Bischof seinen Weihbischof und zwei andere Abgeordnete, um beim Rathe Klage zu führen. Nachdem der Weihbischof seine salbungsreiche, süßliche Rede über

verderbliche Neuerungen vollendet, ſtand er auf und wollte gehen. Zwingli bat, zu bleiben, um ſeine Rechtfertigung zu vernehmen. „Wir haben nicht gegen Euch geſprochen, es bedarf daher nicht Eurer Rechtfertigung.“ „Wohl habt Ihr meinen Namen nicht genannt, aber mir galt deſto mehr Eure Rede. Wie jener Kämpfer am Waſſer zu ſeinem Gegner, ſo ſprechet Ihr zu mir: nicht dir gilt mein Hieb, ſondern den Fiſchen. Deßwegen habt ihr meinen Namen nicht nennen wollen, damit Ihr mir, der ich Zwingli heiße, die größten Verbrechen mit guter Art aufbürden könnt.“ Die Geſandten ſtanden auf und wollten gehen. „Wenn Ihr als Geſandte mich nicht hören dürft, ſo höret mich als Chriſten“, bat Zwingli. Da entſtand ein unwilliges Murren unter den Räthen und endlich auf Ermahnen des Bürgermeiſters nahmen die Geſandten ihre Plätze wieder ein. Zwingli ſchüttelte nun den Gegner, daß es eine Freude war; der Weihbiſchof zog unverrichteter Sache ab, ja Einer ſeiner Begleiter trat, von Zwingli hingeriſſen, auf die evangeliſche Seite. Jetzt regnete es mit Pfeilen von allen Seiten. Der Biſchof von Conſtanz erließ einen warnenden Hirtenbrief an alle ſeine Geiſtlichen, ſowie ein Schreiben an das Domkapitel in Zürich, worin er ſich auf die Verdammung der neuen Lehre in Deutſchland durch Kaiſer und Papſt berief und dem Domkapitel andeutete, Zwingli zu entfernen. Andere Biſchöfe erließen ähnliche Hirtenbriefe. Auch die eidgenöſſiſche Tagſatzung in Baden, deren Mitglieder vielfach Zwingli aus perſönlichen Gründen wegen ſeiner Wirkſamkeit gegen das Söldnerweſen haßten, beſchäftigte ſich mit der Angelegenheit und faßte den Beſchluß: im Namen der Eidgenoſſenſchaft den Prieſtern, deren Predigten bei dem Volke Zwietracht und Unruhe ſtiften, zu gebieten, dergleichen Predigten zu unterlaſſen. Aber die Gegner fanden Zwingli nicht unthätig. Er griff zur Feder. Schrift folgte auf Schrift. In der Schrift vom Erkieſen und von der Freiheit der Speiſen zeigte er die Schrift- und Vernunftwidrigkeit der kirchlichen Faſtengebote, legte aber auch den in der chriſtlichen Erkenntniß weiter Vorgerückten die Pflicht an's Herz, den Schwächern im Glauben kein Aergerniß zu geben durch unzeitige Uebertretung dieſer Gebote. An den Biſchof in Conſtanz richtete er ſeine Schrift Archeteles (Anfang und Ende), in welcher er den Unterſchied zwiſchen Kirchenauktorität und Schriftauktorität, den Unterſchied zwiſchen der falſchen Religion, welche dem Menſchen giebt, was Gottes iſt, und der wahren, die im alleinigen Gehorſam gegen Gott beſteht,

auseinandersetzt. Am Schlusse derselben wendet er sich persönlich an den Bischof: „Entsagen Sie ihren schlechten Rathgebern und aller Verbindung mit ihnen, sonst werden Sie vor der Welt zum Gespött. Denn was die Schrift lehrt, vernimmt man jetzt nicht mehr bloß aus dem Munde der Priester, sondern fast aller Leute. Nicht Gewalt, sondern Vernunft und ein göttlicher Sinn muß der Führer sein, sonst wird man so wenig ausrichten, als Paulus, da er gegen den Stachel ausschlug. Seien Sie daher vorsichtig und klug und bitten Sie den Herrn, daß er Ihre Schritte lenke." An die eidgenössische Tagsatzung richtete er eine doppelte, von vielen Geistlichen unterschriebene Bittschrift, die er in lateinischer Sprache auch an den Bischof abgehen ließ, des Inhalts: 1) die freie Predigt des Evangeliums, 2) die Verheirathung der Priester zu gestatten. Ueber den zweiten Punkt sprechen sie sich mit einer Offenheit aus, die dem Charakter dieser Männer alle Ehre macht*): „Nichts hat der Wirkung des Evangeliums so sehr geschadet, als die Zuchtlosigkeit und Unkeuschheit der Geistlichen. Eure ehrsame Weisheit hat das unehrbare, schändliche Leben gesehen, das wir leider bisher im Umgang mit Weibern geführt, wodurch wir Jedermann empört und geärgert haben; davon trug zum Theil das wilde Feuer der Jugend, das Niemand ohne besondere Gnade Gottes zu meistern vermag, die Schuld, zum größeren Theil aber diejenigen, welche, obgleich sie sahen, daß Niemand Enthaltsamkeit beobachte, und sie, wie es Gott wohl weiß, am allerwenigsten, dennoch dieses heuchlerische Blendwerk gezwungener Ehelosigkeit nicht aufgehoben haben. Wir sind Alle Schweizer — schließt das Schreiben — ihr seid unsere Väter. Manche von uns haben sich in Schlachten, in der Seuche und bei andern Unglücksfällen treu bewährt. Wir reden im Namen der rechten Keuschheit; wir könnten das Fleisch weit mehr befriedigen, wenn wir uns keiner rechtmäßigen Ehe unterwürfen. Aber die Aergernisse in der christlichen Kirche müssen aufhören. Wenn uns die römische Tyrannei unterdrücken will, fürchtet Nichts, denn der Beistand des Wortes Gottes, die Hilfe der christlichen Freiheit

*) Daß Zwingli während der Zeit der stürmischen Gährung seines Charakters in Glarus nicht allen Versuchungen in dieser Beziehung siegreich widerstanden ist, geht aus der obigen Stelle, aus anderweitigen Bekenntnissen Zwingli's, wie aus den Berichten seiner Freunde hervor. Doch versichert sein erster Biograph, Myconius, daß er weder eheliche Treue noch jungfräuliche Unschuld verletzt, noch irgend ein Aergerniß gegeben habe.

und der göttlichen Gnade wird uns nicht mangeln. Wir haben Ein Vaterland, Einen Glauben, wir sind Schweizer und die Tugend unserer berühmten Vorfahren zeigte sich immer in der Vertheidigung der Unterdrückten. Gott gebe Euch Solches in den Sinn; denn wahrlich, wir schwören bei dem lebendigen Gott, daß Solches Euch zur Ehre vor Gott und uns zum Heile gereichen wird. Gott sei mit Euch. Amen." Beide Zuschriften blieben erfolglos. Schon machten die Gegner die ersten Versuche zu gewaltsamer Unterdrückung der Reformbestrebungen. Urban Weiß, Pfarrer zu Fislisbach in der Grafschaft Baden, hatte auf der Kanzel erklärt: die Christen müssen nicht die heilige Jungfrau oder andere Heiligen, sondern Gott allein um Hilfe anrufen. Der Bischof verklagte ihn bei der in Baden versammelten Tagsatzung, und diese ließ ihn gefangen nehmen und wie einen Verbrecher nach Constanz abführen, wo er vom Bischof in strenger Haft gehalten wurde. Andere evangelisch gesinnte Pfarrer erlitten ebenfalls Verfolgungen. Dadurch wurden die Feinde Zwingli's auch in Zürich wieder muthiger; die Söldner drohten, die Mönche tobten auf den Kanzeln und nannten Zwingli einen Ketzer; ja sein Leben stand in Gefahr; Banditen waren aufgestellt, um ihn zu fassen, und längere Zeit mußte der Rath sein Haus bei Nacht mit einer Wache umstellen lassen. Dieser schwebende Zustand konnte nicht länger ertragen werden. Zwingli drängte zu einer Entscheidung. Er bat den Rath der Zweihundert, alle seine Gegner zu einer öffentlichen Unterredung mit ihm einzuladen, damit er vor allem Volk die Schriftmäßigkeit seiner Lehre darthun könne. Der Rath ging darauf ein und schrieb auf den 29. Januar 1523 ein öffentliches Religionsgespräch nach Zürich aus. Als der Tag angebrochen war, bewegte sich der Zug früh Morgens nach dem Rathhaus. 150 Mitglieder des großen und kleinen Rathes hatten sich eingefunden. Der Bischof hatte drei Abgeordnete gesandt, darunter seinen Rathgeber und früheren Freund Zwingli's, den Generalvikar Faber, den römisches Gold und brennender Ehrgeiz verdorben hatte. Von öffentlichen Lehrern und Geistlichen des Kantons fehlten nur Wenige; auch Fremde waren in großer Zahl zugegen; vor den geöffneten Thüren füllten Städter und Landleute alle Räume, wo Etwas zu sehen oder zu hören war. In der Mitte des Saales saß Zwingli allein an einem Tische, auf demselben lagen Bibeln in lateinischer, griechischer, hebräischer Sprache. Aller Augen waren auf den Reformator gerichtet. Jetzt erhob sich der Bürgermeister

Roist, ein greiser Kriegsheld, der mit Zwingli in der Schlacht bei Marignano gewesen: „Oft hat sich, hochgelehrte, würdige Herren, seit einiger Zeit in Stadt und Land Zürich Zwietracht erhoben wegen der Lehre unseres Predikanten Meister Huldreich Zwingli. Auf offener Kanzel hat er sich daher erboten, seiner Lehre Rechenschaft zu geben, wenn ihm vergönnt würde, vor Jedermann, geistlich und weltlich, eine öffentliche Disputation zu halten. Wir haben ihm bewilligt, dieselbe in deutscher Sprache abzuhalten und haben alle Leutpriester und Seelsorger unserer Landschaft, auch den hochwürdigen Herrn und Bischof von Constanz geladen. Wir danken diesem besonders, daß er seine löbliche Botschaft zu uns gesandt hat. Wem also mißfällig ist, was Zwingli sagt, der wolle ihm hier aus göttlicher Kraft seinen Irrthum beweisen." Auch Zwingli begrüßte die Versammlung mit einigen Worten; er wies auf einige Sätze hin, welche er, als die Summe seiner Lehre enthaltend, abgefaßt und veröffentlicht habe, von denen er hoffe, daß sie dem Evangelium gleichförmig seien; er schloß: „Gottes Geist hat mich zu sprechen gedrungen; er weiß auch, warum er mich Unwürdigen dazu auserwählt hat. Wohlan in Gottes Namen! hier bin ich." Hierauf erhob sich Faber und erklärte, mit Zwingli nicht über evangelische Lehre streiten zu wollen, sondern nur zuzuhören und im Falle des Streites zu entscheiden; sollte man aber alte löbliche Gebräuche und langjähriges Herkommen antasten wollen, so habe er Befehl nicht einzutreten. Solche Sachen gehören nicht vor eine solche Versammlung. Nur auf hohen Schulen, wie zu Paris, Kölln, oder Löwen (drei der Reformation besonders abgeneigte Schulen) sei die hiezu nöthige Kenntniß zu finden. „Und warum nicht — rief Zwingli spottend — zu Erfurt und zu Wittenberg? Fromme Brüder! Der Herr Vikarius wendet viel Kunst an, um Eure Einfalt mit hohen Worten zu täuschen. Wir fragen nicht, wie lange Etwas im Brauch sei, sondern was die Wahrheit sei. Will man eine christliche Versammlung: ich hoffe, hier in dieser Stube ist eine. Wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, bin ich mitten unter ihnen, hat der Herr gesagt. Auch Bischöfe sind genug unter uns; denn die Aufseher und Lehrer der Gemeinden sind von den Aposteln so genannt worden, nicht so gewaltige, weitherumherrschende Fürsten, wie wir sie heut zu Tage haben. Und wozu brauchen wir Richter? Wir haben die heilige Schrift in hebräischer, lateinischer und griechischer Sprache und Gelehrte so gut, wie auf jenen hohen

Schulen, die dieſe Sprachen verſtehen.“ Ein andauerndes Stillſchweigen folgte, bis der Bürgermeiſter abermals die Redner hervorzutreten mahnte. „Um chriſtlicher Liebe willen — ſprach Zwingli — bitte ich Jeden, der meine Lehre für irrig hält, ſeine Bedenken auszuſprechen. Ich weiß, daß Mehrere hier ſind, die mich der Ketzerei beſchuldigt haben; ich wäre gezwungen, ſie mit Namen aufzurufen.“ Keiner wagte ſich gegen den Gewaltigen, den Alle fürchteten. „Wo ſind nun — rief eine Stimme aus dem Volk an der Thür — die Großſprecher hinter dem Wein und auf den Straßen, hier iſt ihr Mann.“ Gelächter und Stillſchweigen. „Herr Generalvikar, was hat denn der Pfarrer von Fislisbach verſchuldet, daß ihr ihn in Conſtanz hinter Schloß und Riegel haltet?“ rief Einer aus der Verſammlung. Nun begann der Vikar mit verächtlicher Miene von der Unwiſſenheit jenes Pfarrers zu reden und wie er ſelber ihn unterdeſſen durch Erklärung von Schriftſtellen dahin gebracht habe, ſeine Irrthümer anzuerkennen. „Nennet die Schriftſtellen, durch die Ihr ihn widerlegt habt“, rief Zwingli. Der Vikar, bedauernd, daß er ſich habe fangen laſſen, ſprach nun ein Weites und Breites über allerlei gelehrte Sachen, um von dem Gegenſtand abzulenken, aber Zwingli rief immer wieder: „Herr Vikar, die Schriftſtellen!“ Aber dieſer blieb ſie ſchuldig. Niemand wollte mehr reden. Die Menge ſchied zum Mittagsmahl. Im Hinausgehen ſagte der Bürgermeiſter lächelnd: „das Schwert, womit der Pfarrer von Fislisbach erſtochen worden, wollte heut nicht aus der Scheide.“ Der Rath blieb unterdeſſen beiſammen und verkündigte Nachmittags der wieder zuſammenberufenen Menge ſeinen Beſchluß: daß Ulrich Zwingli fortfahren ſolle, wie bisher, das Evangelium zu predigen und daß alle Pfarrer in allen Theilen der Landſchaft Nichts predigen ſollen, was ſie nicht mit der Schrift erweiſen könnten. „Gelobt ſei Gott, rief Zwingli, er will, daß ſein Wort herrſche im Himmel und auf Erden, und euch, meine Herren von Zürich, wird er Kraft und Macht geben, daß ihr in euerm Lande die Wahrheit handhabet.“

Jetzt war ein feſter, von der öffentlichen Macht geſchützter Boden gewonnen, auf dem ſich Zwingli's Reformationsgedanken ungehemmt eine ihnen entſprechende Wirklichkeit ſchaffen konnten, der Boden, auf welchem ſich mehr, als auf irgend einem anderen, die Reformation voll und ganz entwickelte ſowohl in kirchlichen, als politiſchen Neuſchöpfungen — ein Umſtand, der zur Wohlfahrt und zum Wohlſtand der reformirten Schweiz weſentlich beigetragen hat.

Um zu sehen, welche Veränderung mit dem ganzen öffentlichen und privaten Leben in Folge der Reformation vor sich gegangen ist, machen wir um das Jahr 1525, mit welchem das Hauptwerk abgeschlossen war, einen Gang durch die Stadt Zürich! Wir werden auf diese Weise am besten das Wesen der neuen, mit der Reformation angebrochenen Zeit kennen lernen, wir werden in dem, was niedergerissen ist, wie in den Neuschöpfungen überall dem männlich und mündig gewordenen Geist voll nüchternen Ernstes begegnen, der ohne Nachsicht eine Welt der Phantasie und des Gemüthes, welche die christlichen Völker in ihrem Jugendleben aufgeführt hatten, zertrümmert, um für anders gewordene Bedürfnisse und Anschauungen Raum zu gewinnen.

Da stehen noch die zahlreichen, altersgrauen Klöster, in welche sich während der rohesten Zeiten des Mittelalters der Ernst des christlichen Lebens und die Liebe zur Wissenschaft geflüchtet hatte, aber wir finden die alten Bewohner nicht mehr darin. O! Zwingli hätte wohl kaum nöthig gehabt, die Unvereinbarkeit der Idee, aus welcher die Klöster entsprungen waren, mit Natur und Schrift, sowie den Widerspruch ihrer Wirklichkeit mit ihrer ursprünglichen Idee so klar und eindringend nachzuweisen, wie er es gethan, um Volk und Rath im Jahr 1524 zu der Aufhebung der Klöster zu bewegen. Längst waren diese unwissenden, faullenzerischen und liederlichen Ueberbleibsel einer in ihrer Art großen Zeit von der öffentlichen Meinung gerichtet; die vitae obscurorum virorum waren ihr Grabdenkmal. Es stimmt halb komisch, halb ernst, was eine Feder aus der Reformationszeit über die letzten Mönche in Zürich schreibt: „als nach Aufhebung der Klöster ein Theil der entlassenen Mönche wegen ihrer groben Unwissenheit weder als Prediger, noch als Lehrer der Jugend brauchbar waren, daneben zu alt und zu träg, um sich durch Handarbeit nützlich zu machen, verzehrten sie in Müssiggang dasjenige, was ihnen zu einem anständigen Unterhalt war ausgesetzt worden, waren beständig auf den Straßen, legten sich an die Fenster der Werkstätten und sahen mit aufgesperrtem Maul den fleißigen Handwerker im Schweiß seines Angesichts das Brod für seine Haushaltung erwerben, erzählten ihm, ob es auf der Gasse kalt oder warm, was der Nachbar thue, und thaten sich daneben auf ihre schwarze Kleidung nicht wenig zu gut. Der Gemeinde der St. Peterskirche, welche eine Anzahl dieser Pflastertreter unterhielt, war dieser Müssiggang unleidlich; sie erkannten,

daß diejenigen Mönche, welche keine ordentliche Beschäftigung angeben können, sollen angehalten werden, die Kirchenglocken zur rechten Zeit zu läuten und Todtengräberdienste zu thun. So bekamen sie eine ihren starken Armen und dicken Köpfen angemessene Beschäftigung. Bis auf Zwei sind jetzt Alle ausgestorben, die unter sich gütlich überein gekommen sind, daß der Eine beständig die Glocken läuten und der Andere die Gräber machen solle." Aber wen treffen wir an der Stelle dieser unnützen Gäste in den Klöstern? Die Armen, Kranken, Hilflosen; die Klöster sind in Armenhäuser, Waisenhäuser, Spitäler verwandelt. In Verbindung mit dieser Umwandlung der Klöster wurde jeder Haus- und Gassenbettel streng verboten. So durften sich z. B. die armen Schüler nicht mehr mit Singen unter den Häusern ihren Unterhalt erbetteln; statt dessen erhielten sie täglich Suppe uud Brod und wöchentlich zwei Schilling. Fremde Bettler und Pilgrime durften durch die Stadt ziehen, aber nirgends betteln; es sollte ihnen Suppe und Brod und nöthigen Falles Nachtlager gegeben werden, dann hatten sie weiter zu gehen. Kranke und Altersschwache wurden im Barfüßerkloster, fremde Kranke wieder in besonderen Krankenhäusern verpflegt. Ein Geistlicher und ein anderes Gemeindeglied sollten die Quartiere der Armen besuchen und aufzeichnen, wer des Almosens bedürftig wäre; was sie fanden, mußten sie beim Almosenamt vorbringen, auch zeigen, wie man die Armen und Kranken halten, die Kinder armer Eltern auferziehen und vom Bettel zur Arbeit anhalten solle. Mit der Reformation hörte die Faulheit und der Bettel auf, als ein Gegenstand göttlichen und menschlichen Wohlgefallens zu gelten; es begann im Gegensatz gegen die urchristliche und katholische Ansicht die volle sittliche Werthschätzung menschlichen Fleißes, irdischer Berufsart und weltlicher Beschäftigung. Indem die Reformation das Armuthsideal des Mönchthums verwarf, erklärte sie das Eigenthum und den menschlichen Fleiß, welcher an die Erwerbung desselben gewendet wird, für heilig. Indem sie die Klosterpforten schloß, eröffnete sie dem Menschen die Welt als das Gebiet seiner sittlichen Thätigkeit, als das Feld, dem er die himmlischen Kräfte des Geistes allseitig einzupflanzen habe. Damit begann auch die geordnete Armenpflege, welche die neuere Zeit charakterisirt. Die katholische Ansicht von dem Almosengeben als einem verdienstlichen Werke hatte Bettler gezogen; die Müßiggänger in den Klöstern legitimirten und unterhielten zahllose andere Müßiggänger; die Reformation sprach den Grundsatz aus, daß Jeder durch Fleiß

und nützliche Thätigkeit nach Wohlstand zu streben habe, daß dagegen diejenigen, welche ohne ihr Verschulden verarmen, von der kirchlichen und bürgerlichen Gesellschaft aufgesucht und in geordneter Weise unterhalten werden müssen.

Von den Klöstern hinweg machen wir einen Gang in die Kirchen. Noch stehen diese gothischen Dome, in welchen der christliche Geist das Unsagbare, das mystische Sehnen nach oben, das Streben zum Unendlichen, die geheimnißvolle Glut des religiösen Gefühls in die sinnfälligen, greifbaren Formen der Schönheit, das ewig dunkle und Geheimnißvolle in die lichten Formen der Kunst zu gießen verstanden hat, aber der Geist, der mit der Reformation in sie eingezogen, ist ein anderer geworden. Eine ganz veränderte Ansicht vom Gottesdienst! Als der rechte Gottesdienst galt jetzt nicht mehr das Kirchenthum mit seinen Formen und Kultushandlungen, sondern der Glaube im Herzen und im Leben d. h. die fromme Gesinnung und ihre Bethätigung im praktischen Leben, in dem ganzen Bereich unserer diesseitigen Pflichterfüllung, in den verschiedenen Aufgaben unseres Erdenlebens. Viel heiliger als Gottesdienst in der Kirche halten, Messe lesen und hören, Rosenkranz beten, Fasten halten, geistliche Kleider anziehen, frommen Ceremonien sich unterwerfen, galt jetzt die Erfüllung der täglichen Pflichten, die gewissenhafte Verwaltung des Hauswesens, die umsichtige Leitung der Familie, die sorgfältige Erziehung der Kinder, die treue Verrichtung der Berufsarbeit, die eifrige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die weise Lenkung der Staaten. Wozu aber dann die Kirchen und Kultushandlungen? Sie sind nur Mittel zur Weckung und Belebung jenes allein wahren Gottesdienstes; sie wollen die höheren Kräfte des Glaubens und der Liebe hineinleiten in die Herzen der Gemeindeglieder und von diesen aus in alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens, in alle natürlichen Lebensordnungen, damit diese im rechten christlichen Geiste behandelt und mit sittlichem Gehalte erfüllt werden. Diesem höchsten Zwecke des Lebens müssen alle Kultushandlungen dienstbar gemacht werden; was ihm nicht dient, muß fallen. Nach diesem Grundsatz wurden die Kirchen gereinigt und der Kultus vereinfacht. Das Gebet als die andächtige Erhebung des Gemüthes zum Unendlichen, die Predigt in deutscher Sprache, die Taufe als die Handlung, durch welche die Gemeinde sich verpflichtet, alle in ihren Kreis eintretenden Glieder christlich zu erziehen; das Abendmahl als die Handlung, in welcher alle Glieder der

Gemeinde im Anſchauen der ſich für uns am Kreuze opfernden Liebe ſich gegenſeitig verpflichten zu brüderlichem Dienſte und zu uneigennütziger Hingabe an die allgemeinen Intereſſen des Gottesreiches, und ſpäter noch der chriſtliche Gemeindegeſang — das waren die einzigen Kultusformen, welche man jenem Zwecke entſprechend fand. So ſah es freilich jetzt ganz anders aus in dieſen Kirchen; aber aus einem heidniſchen, ſinneberauſchenden, verdummenden war ein ächt evangeliſcher, geiſtſtärkender, gemüthsbildender Gottesdienſt geworden. Welchen Eindruck dieſer einfache evangeliſche Kultus auf die Gemüther hervorbrachte, darüber laſſen uns die geſchichtlichen Berichte nicht in Zweifel. Die Ströme, welche in der Predigt des wieder geöffneten Gotteswortes ausgegoſſen wurden, erfüllten die Leute mit trunkener Freude; alle Tage ſtrömten ſie zu den Predigten, die häufig drei Stunden lang die Aufmerkſamkeit der Zuhörer feſſelten. Wie mußte das einfache, verſtändliche Herzensgebot ergreifen, nachdem ſo lange die unverſtandenen Meß- und Chorgeſänge in fremder Sprache die Ohren verletzt hatten! „Gehabt euch nun wohl — ruft Zwingli aus — Tempelgemurmel und bezahlte Leiergebete, ihr ſollt uns nicht mehr ſchaden, genützt, das weiß ich wohl, habt ihr uns niemals! Dagegen ſei mir gegrüßt, o frommes, inwendiges Gebet, das durch das Wort Gottes erweckt wird im Herzen der Gläubigen; du leiſer Seufzer, der zwar nur kurze Zeit dauert und ſich ſelbſt erkennt, dann auch bald wieder horchet, was Gott ihm ſage und offenbare! Sei auch du mir gegrüßt, du gemeinſchaftliches Gebet, das alle Chriſten, ſei es öffentlich oder im Kämmerlein, doch ſtets aus Herzenstrieb und nicht um Lohn für einander verrichten. Ich weiß, daß du das Gebet biſt, dem Gott geben will, was er verheißen hat.“ Auch die Feier des Abendmahls in der neuen Form, welche ihm Zwingli gegeben hatte, war von tiefeingreifender Wirkung auf die Feiernden. Sitzend in den Bänken erhielten je die Vorderſten Brod und Kelch aus der Hand des Pfarrers und der ihm helfenden Gemeindeglieder, der Nachbar reichte dann beides ſeinem Nachbar und die feierliche Stille dieſer Handlung ward nur unterbrochen durch das Vorleſen der letzten Reden Jeſu aus Evang. Joh. 13 ff. von der Kanzel herab. Die ſchöne, rein ſittliche Bedeutung, welche Zwingli dieſer Feier gegeben hatte, konnte ihres ſittlichen Erfolges nicht verfehlen. Feinde entſagten altem, eingewurzeltem Haſſe und umarmten ſich nach dem gemeinſamen Genuſſe des geheiligten Brodes. Voll Rührung dankte

Zwingli dem Herrn für diese Wunder der Liebe, welche das Meßopfer schon lange nicht mehr verrichtet hatte. „Friede weilt in unserer Stadt, kein Zwist, keine Heuchelei, kein Neid, kein Streit. Woher kann eine solche Eintracht kommen, als vom Herrn und von unserer Lehre, welche uns friedfertig und gottselig macht?"

Von den Kirchen werfen wir einen flüchtigen Blick in die Pfarrhäuser. Sie zeigen uns eine ebenso gründliche Umwandlung, wie die Kirchen. Kein Unterschied ist mehr zwischen dem Geistlichen und den übrigen Menschen, außer dem Unterschiede des Amtes. Keine besondere Kleidung, keine Standeszeichen machen ihn kenntlich. „Wer vor seinem Bruder sich auszeichnen will durch Zeichen oder Kleidung, der ist ein Heuchler", hat Zwingli erklärt und selbst auf der Kanzel hat er das Priestergewand mit dem einfachen bürgerlichen Kleide vertauscht. Jeden Glanz überirdischer, unnatürlicher Heiligkeit hat der Geistliche von sich geworfen: er ist verheirathet*). So ist die schöne Gleichheit zwischen Gemeinde und Pfarrer wieder hergestellt, wie sie die erste Christenheit gesehen hatte, daß sie dieselben Pflichten erfüllen, denselben Versuchungen widerstehen sollen, daß sie von demselben mit leiden und mit erfreut werden. So ist nun dem Geistlichen, der ein Vorbild der Gemeinde sein soll, nichts Menschliches mehr fremd; er kann in Wahrheit weinen mit den Weinenden und sich freuen mit den Fröhlichen, weil er nun seinen Antheil erhalten hat an den eigenthümlichen Sorgen und Freuden, welche die Andern auf ihren Lebenswegen finden. Wie leicht ließ sich für diese schöne Gleichheit

*) Zwingli selber ließ seine mit Anna Reinhard, Wittwe des verstorbenen Johannes Meyer von Knonau, eingegangene eheliche Verbindung am 2. April 1524 in der Münsterkirche feierlich einsegnen und bestätigen. Die wenigen Züge, welche uns die Geschichte über diese Frau aufbewahrt hat, zeigen sie als eine des großen Mannes durchaus würdige Frau und ihr Schicksal nimmt unsere gemüthliche Theilnahme für sie im höchsten Grad in Anspruch. Sie war ein Muster einer Hausfrau. Seit ihrer Verheirathung mit Zwingli trug sie kein seidenes Kleid, noch goldene Ringe uud andere Kleinodien mehr, sondern trug sich wie eine einfache Bürgersfrau. Die weise Zuratheziehung der Mittel machte es ihr möglich, ihr Haus für die weitherzigste Gastfreundschaft zu öffnen. Wer um der Wahrheit willen verfolgt war, den nahm sie gastlich an ihren Heerd. Die Kranken besuchte sie, wie Zwingli selbst, und brachte Armen Heilmittel, Kleider, Speise, Trost.

Wie sie schon früher in einer schweren Schule der Leiden geübt worden war, so ertrug sie später das furchtbarste Geschick mit seltener Seelenstärke. Die Schlacht bei Kappel beraubte sie des Gatten, des Sohnes, des Schwiegersohnes, des Bruders, des Schwagers.

mit dem übrigen Volk, für dieſen gleichen Grund und Boden, auf dem er wieder als Menſch mit Menſchen, als Bürger mit Bürgern lebte, verſchmerzen der Glanz der größeren Heiligkeit, der ſonſt den Prieſterſtand umgab, und das ſtrenger gebietende Anſehen, welches aus der Herrſchaft über die Gewiſſen einſt hervorgegangen war! — Bereichert haben ſich dieſe Geiſtlichen aus dem Umſturz des Alten nicht. Für die Gemeinden iſt mit der Abſchaffung der unzähligen Laſten, welche mit der bisherigen Ordnung der Dinge verknüpft geweſen waren, eine Hauptquelle der Verarmung verſtopft und neue Quellen des Wohlſtandes haben ſich eröffnet in dem Geiſte der perſönlichen Freiheit und der individuellen Selbſtſtändigkeit, welchen die Reformation erweckte. Aber ein Luther mußte ſich von ſeinem Churfürſten jährlich einen neuen Rock ſchenken laſſen und Zwingli's Einkünfte in Zürich waren ſo unbedeutend, daß er einmal auf dem Punkte ſtand, wieder nach Einſiedeln zu ziehen, um nur die einfachſten Lebensbedürfniſſe befriedigen zu können. Ein wichtiger Theil dieſer Pfarrhäuſer iſt die Studirſtube. Ein Zwingli hat neben ſeiner Bibel einen Pindar und Demoſthenes aufgeſchlagen. Seitdem der Gottesdienſt und die Seelſorge nur eine Wirkung des Geiſtes auf den Geiſt geworden war, eine Mittheilung deſſen, was Jeder von Gott erfahren hatte, aus der Fülle ſeines Geiſtes zum gemeinen Beſten, ſeitdem daher die Predigt in den Mittelpunkt des Cultus gerückt war, lag das Meiſte an der Perſönlichkeit des Pfarrers; er mußte ein tief und gründlich gebildeter Mann ſein, um ſo viel als möglich Allen Alles zu werden. Wie die Reformation den katholiſchen Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Weltlichen überall aufzuheben bemüht war, ſo verlangte ſie von ihren Geiſtlichen auch eine gründliche weltliche Bildung und das eben neu erwachte Studium der römiſchen und griechiſchen Klaſſiker bot ſich als das geeignetſte Mittel dazu an. Nach dieſem erweiterten Bildungsideal, welches der Zeit aufgegangen war, wurden die ausgearteten Schulen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten allerwärts reformirt und in Stätten einer geſunden, gediegenen, praktiſchen Bildung umgeſchaffen.

Von der Pfarrſtube treten wir in die Rathsſtube. Auch hier welche Veränderungen! Die Reformation hat das freie, von der Hierarchie unabhängige Bürgerthum, das Bürgerthum von Gottes Gnaden geſchaffen, indem ſie den Staat und das bürgerliche Leben mit ſeinen Pflichten und Aufgaben für eine ſelbſtſtändige, heilige Gottesordnung erklärte. Keine Hierarchie mehr, welche ſich das Recht

zuſprach, auch die bürgerlichen Angelegenheiten endgiltig zu ordnen! Keine Kirche mehr, welche ihre Kinder in allen Dingen zu unbedingtem Gehorſam verpflichten konnte! Keine Prieſter mehr, welche das Leben des Bürgers von der Wiege bis zum Grabe, die Gewiſſen, die Familie, die Erziehung, die Schule beherrſchten! Der Staat erkannte nun ſeine Aufgabe: die freie Pflege aller weſentlichen Volksintereſſen in der geordneten Gemeinſchaft mit Ausſchließung aller weltlichen Gewalt und Gerichtsbarkeit der Kirche; der Bürger hatte in dem von der Reformation verkündigten Grundſatz der perſönlichen Glaubens- und Gewiſſensfreiheit einen Schutz gegen die Eingriffe einer äußeren Gewalt in ſein innerſtes Heiligthum und in dem Grundſatz des allgemeinen Prieſterthums eine Waffe gegen alle Verſuche kirchlicher Bevormundung. Die Geiſtlichen behielten grundſätzlich nur das Recht, das jeder Andere hatte: durch die Macht ihres Wortes und ihrer Perſönlichkeit auf die Einſicht und die freie Ueberzeugung der Bürger einzuwirken und ſo den Einfluß, der dem Geiſte überall gebührt, auf alle Kreiſe des öffentlichen und privaten Lebens auszuüben. Nach dieſen Grundſätzen hätte die Anordnung des kirchlichen Lebens von der Gemeinde d. h. von der in einer ordentlichen Verſammlung tagenden Geſammtheit der Kirchgenoſſen ausgehen müſſen. Zwingli erklärte dieſen Weg auch als den einzig naturgemäßen, den proteſtantiſchen Prinzipien entſprechenden; die Verhältniſſe aber, das Bedürfniß einer leitenden Hand in den erſten Stürmen der Umwälzung der Dinge, rechtfertigten eine Ausnahme, und der Große Rath als der bürgerliche Vertreter der Volksgemeinde übernahm die kirchliche Leitung, welche bisher in den Händen der Biſchöfe geweſen war. Da die Kirchgemeinde und die bürgerliche Volksgemeinde dem Umfange nach zuſammenfiel, indem beide aus den gleichen Gliedern beſtand, lag dieſer Schritt nahe genug und die Begründer dieſes Nothzuſtandes konnten nicht vorausſehen, daß die Folgezeit aus der Noth eine Tugend machen und eine Staatskirche gründen würde, welche oft kaum weniger die freie Bewegung des religiöſen Geiſtes hemmte, als es die Hierarchie gethan hat.

Endlich müſſen wir, um den neuen Geiſt nach allen Seiten kennen zu lernen, noch einen Blick in die Familienſtube und in das Volksleben überhaupt werfen. Man hat geſagt, die Reformation, zumal die ſchweizeriſche, habe die Poeſie und das Gemüth im Volke erſtickt und ihm die fröhliche Luſt des Daſeins durch einen finſteren,

ascetischen Ernst geraubt. Ich denke: die Thatsache, daß die Poesie der neuen Zeit in ihren reinsten und herrlichsten Erscheinungen ein Produkt eben des protestantischen Geistes ist, widerlegt genügend eine solche Behauptung. Durch die Reformation war die Bibel für eine lange Zeit das vertraute Hausbuch des Volkes geworden, und wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß der Gebrauch der Bibel als eines dogmatischen Lehr- und Zankbuches, wie er bald nach der Reformation in Schwung kam, höchst verderbliche Wirkungen auf das Volksgemüth ausgeübt hat und bis auf den heutigen Tag ausübt, so konnte doch die Wiedereröffnung der tief poetischen und gemüthlichen Welt, welche in der Bibel aufgeschlossen ist, nicht ohne großen Segen bleiben, dessen Spuren auch in der neubegründeten häuslichen und kirchlichen Sitte überall sichtbar waren. Im Gegensatz gegen den leichten und schnellen Wechsel zwischen Lust und Buße in der katholischen Kirche bildete sich eine sittlich ernste Auffassung des Lebens, verbunden mit tiefer religiöser Innigkeit. Die Religion wurde aus einem leichten Mittel, sich mit Gott abzufinden, wieder eine ernste Herzensangelegenheit, eine Gewissenssache, und die Einsicht in die heilige Bedeutung des gemeinen Lebens und seiner Pflichten und Aufgaben gab große Gebiete, welche vorher brach gelegen waren, der sittlichen Bearbeitung zurück. Auch die Möglichkeit der Ehescheidung, welche die Reformation für diejenigen eröffnete, die Gott nicht zusammengefügt hatte, und welche ihr bis auf den heutigen Tag so manche unverdiente Vorwürfe zugezogen hat, zeugt nur von einer tieferen Einsicht in die sittliche Bedeutung der Ehe. Nicht wegen einer höheren Auffassung der Ehe, sondern wegen ihres kirchlichen Charakters giebt der Katholizismus keine Ehescheidung zu; sie ist ein kirchliches Sacrament und indem der Geistliche die Hände in einander fügt, hat sie Gott zusammengefügt. Der Protestantismus anerkennt keine solche Macht des Kirchenthums und der Geistlichkeit. Die Ehe ist eine Verschmelzung Zweier zu Einem Menschen nach Fleisch und Geist durch die Liebe; ist diese da, so hat Gott die Beiden zusammengefügt und die Kirche kann nicht mehr, als dieses aussprechen; ist sie nicht da, so kann die Kirche Nichts hinzuthun und Gott hat die Beiden nicht zusammengefügt, wenn auch der Priester ihre Hände in einander gefügt hat. Hierauf beruht die sittliche Berechtigung der Ehescheidung, welche der Protestantismus allen seinen übrigen Ansichten über Kirchenthum und Sittlichkeit gemäß ausgesprochen hat.

Mit freudigem Dank gegen Gott und mit innerer Befriedigung durfte daher unser Reformator auf sein fertiges Werk zurückschauen. Hören wir, wie er selber die Wirkungen des neuen Geistes schildert: „— Dabei kann ich von Vielen in Wahrheit behaupten, daß sie herrlich zunehmen in Liebe zu Gott, in Frieden mit dem Nächsten, in der Erkenntniß des Evangeliums, in einfältigem Wandel, in göttlicher Weisheit, in Beiträgen und Hilfeleistungen an die Armen, in Demuth im Verzeihen den Feinden, im Eifer für die Lehre Christi, in Theilnahme für die Gefangenen Christi, und in Sorge für die ganze christliche Gemeinde. Und wenn schon die Lichterpracht, das Räuchern, Opfern, Plappergebete, Vigilien, Heulen, Messenklang, Kappenzipfeln der Theologen, die bunten Mönchskutten, der Pfaffen langgefaltete Röcke, Hurerei und Trunkenheit, Brettspiel und Junkerherrschaft ihnen nicht gefällt, so gefällt ihnen doch Alles, was Gott gefällig ist. Sie lassen den Zinsleuten nach, sie belohnen reichlicher den Arbeiter, als er selbst zu fordern wagt, nehmen die Armen und Elenden in ihre Häuser auf, enthalten sich des Spielens, Fluchens, Lärmens, und überhaupt jeglicher Eitelkeit der Zeit, und befleißigen sich und bereiten sich für das ewige Leben." Den Brief an den König von Frankreich, Franz I., welchen er für die Reformation gewinnen wollte, schließt er mit den Worten: „O daß du mit deinen eigenen Augen die Länder und Staaten einiger deutschen Fürsten, welche das Evangelium angenommen haben, sehen könntest, welche Ordnung und welcher Friede darin herrscht! und auch etliche Städte deutscher Nation, welche Unschuld, welche Zufriedenheit, welch' ernstes christliches Leben und welch' kräftiger Bürgersinn dort erblühen! Von der Frucht würdest du schließen und sagen: Ich zweifle nicht mehr, daß das aus Gott geboren sei, was hier erblüht!"

So an einem der hervorragendsten und bedeutendsten Punkte der Schweiz siegreich fand die Reform nach einander in Basel, Bern, Schaffhausen, St. Gallen, Graubündten, Appenzell Eingang und Zwingli war fast überall persönlich oder brieflich der Leiter dabei. Nächst der Schweiz lag ihm am meisten Deutschland am Herzen. Sein Einfluß, vermittelt durch seine zahlreichen Freunde, machte sich vorzüglich in den freien deutschen Reichsstädten in Süddeutschland und am Rheine geltend, wo überall evangelische Männer im Geiste ihres großen Vorbilds in Zürich wirkten, der wie ein Feldherr an der Spitze eines großen Heeres Ermunterungen, Aufklärungen, Anlei-

tungen nach allen Seiten ausgehen ließ. Welche zündende Kraft in Allem lag, das von ihm ausging, das erhellt — um nur Ein Beispiel anzuführen — aus dem, was der Reformator Urbanus Regius über ein Sendschreiben Zwingli's sagt: „Ich habe Zwingli's Brief gelesen und wieder gelesen, indem meine Seele sich dabei entflammt und zur Bewunderung hingerissen fühlte. Denn die Worte dieses Mannes Gottes sind zündende Feuerflammen. Und wie wenig auch die Feder die Kraft des lebendigen Wortes zu erreichen vermag, so leuchtet doch aus diesem Schreiben die sorgfältige Einfalt und Treu eines frommen Gemüthes und eine unaussprechlich erhabene Gesinnung, die alle unsere Reden weit hinter sich lassen. Doch ich will nicht von der Bildung und Beredsamkeit dieses Mannes sprechen! Siehe aber, wie sorgfältig seine Liebe Alles in's Auge faßt und an Alles denkt, was zum Heile der Brüder gereichen kann. Wer leidet, mit welchem Zwingli nicht litte? Wird nicht täglich seine Seele von der Sorge für alle Kirchen bewegt? Ich schäme mich meiner Lauheit und Lässigkeit, wenn ich diesen brennenden Eifer, der unserer Zeit so Noth thut, betrachte" u. s. w. Selbst an die deutschen Reichsstädte wandte er sich und zeigte ihnen mit dem großartig freien Ueberblick, den er über die politische und kirchliche Lage Europa's hatte, ihre rechte Stellung und die geheimen Umtriebe der Feinde. Aber bei Worten ließ er es nicht bewenden. Jeder wegen seiner religiösen Ueberzeugung in Deutschland Verfolgte fand bei ihm eine Zufluchtsstätte und durch ihn eine neue Heimath. Wer kennt nicht das tragische Ende Ulrichs von Hutten! Nachdem sein Freund, Franz von Sickingen, unter den Trümmern seiner Burg Landstuhl sein Heldenauge geschlossen hatte, kam Hutten, verfolgt und verlästert für sein treues deutsches Herz, nach der Schweiz, um eine Ruhestätte für seine letzten Tage und ein Grab für seine Gebeine zu finden. Von Erasmus, seinem früheren Freunde, abgewiesen und verfolgt, lenkte er, entblößt von allen Mitteln und von einer schmerzlichen Krankheit gequält, seine Schritte nach Zürich zu Zwingli. Dieser achtete nicht auf die Spottreden und Warnungen des Erasmus, sondern verschaffte dem Verfolgten den Schutz der Regierung von Zürich und Geld, um die Heilbäder von Pfäfers zu besuchen. Als auch diese der tiefgewurzelten Krankheit nicht zu steuern vermochten, verschaffte ihm Zwingli eine freundliche Zufluchtsstätte auf der Insel Ufenau im Zürcher See, wo der Dulder unter der Pflege des arzneikundigen Pfarrers Schnegg seinen Geist

aushauchte, lebensmüde, aber durch Zwingli's Heldengröße zu der Hoffnung erhoben, „daß Gott die zerstreuten Freunde der Wahrheit wieder sammeln und ihre Widersacher demüthigen werde."

Auch nach Frankreich wandte Zwingli seine Blicke; sein Brief an den Pfarrer von Grenoble, Pater Sebilla, wurde gedruckt und zündete weithin in Frankreich; Gelehrte kamen daher, Zwingli zu sehen. Dem franz. König Franz I. widmete er seine Hauptschrift und legte ihm mit aller Freimüthigkeit die Pflicht an's Herz, das Evangelium in seinem Lande frei predigen zu lassen. In Italien ist durch seine Schriften ein Augustinermönch in Como erweckt worden; in fortwährendem Briefwechsel giebt ihm Zwingli Rath und bewegt ihn, das neue Testament italienisch zu übersetzen; aber plötzlich blieben die Briefe von Italien aus. Der Mönch verschwand und mit ihm seine Bibelübersetzung — wie und wohin? läßt sich errathen. Später suchte Zwingli durch eine geheime Gesandtschaft Venedig für seine großartigen Reformationsplane zu gewinnen.

III.

Die Gegenbestrebungen und Zwingli's Ende.

Es war ein vorherrschend friedliches Bild, das sich bisher vor unsern Augen aufgerollt hat. Wir sehen das ruhige Reifen eines Mannes, der berufen war, seine Zeit mit sich fortzureißen und umzugestalten; wir sehen, wie dem in seiner Seele reif gewordenen Gedanken die Zeit sich beugte und bereitwillig den Boden anbot, auf welchem er sich ungestört verwirklichen konnte. Von jetzt an wird uns der Held nur noch in kriegerischer Rüstung begegnen, in welcher er sich wehrt gegen seine Feinde, welche ihm seine Schöpfung zerstören wollen, und zwar sowohl gegen die eigenen Bundesgenossen, von denen die Einen auf dem Punkte stehen, die gesunden Grundsätze des protestantischen Geistes durch excentrische Ueberstürzung, die Andern durch einen Rückfall in römisch-katholische Anschauungen zu verderben, als auch gegen die hartnäckigen Anhänger des Alten. Es sind die Kämpfe gegen die Wiedertäufer, gegen Luther und gegen die päpstliche Partei, welche Zwingli in der letzten Periode seines Lebens beschäftigten. Erst aus diesen Kämpfen wird der ganze Mann in der vollen Kraft seines liebenden, aber ungebeugten Charakters und seiner ungebrochenen Jugendfrische vor uns treten. Jeder Zoll ein Mann! „Zwingli, für die Freiheit des Glaubens und seines Vaterlandes in tapferem Kampf und voller Rüstung, das Schwert in der Hand, auf dem Schlachtfeld gefallen und so den Glauben und die Liebe in Waffen für die höchsten Güter des Lebens allen kommenden Geschlechtern darstellend" — das wird das Bild sein, in welchem wir uns die Züge des großen Mannes für alle Zeit am leichtesten und treusten werden vergegenwärtigen können.

Hervorgewachsen aus dem gleichen Boden, wie die kirchliche Reformation, Kinder desselben Geistes tauchen in allen Ländern deutschen Stammes, wo nur die Reformation ihr Panier erhob, überall auch die Wiedertäufer auf ohne äußeren Zusammenhang unter einander und in den buntesten Gestalten, gleichsam die überschüssigen Kräfte einer grundlegenden schöpferischen Periode, die in ihrer Zeit noch nicht verwendet werden können und daher tumultuarisch und phantastisch auftreten, aber prophetisch die Probleme andeuten, welche eine spätere Zeit zu lösen hatte, gleichsam die instinktmäßigen Forderungen, die aus den Tiefen des Volksgemüths an den protestantischen Geist gestellt werden, die aber noch nicht die Reife und Klarheit erlangt haben, um sich in der Zeit durchzusetzen. Der begabteste Kopf und der bedeutendste Charakter in dieser Richtung war ohne Zweifel Thomas Münzer in Deutschland. Geboren zu Stollberg am Fuße des Harzes um's Jahr 1490 hatte er eine antikatholische Richtung eingeschlagen nicht nur unabhängig von Luther, sondern auch vor ihm. In der Bibel sah er vor Luther die einzige Quelle der Erkenntniß und schon im Jahre 1513 stiftete er einen Geheimbund mit dem Zwecke, die Geistlichkeit zu reformiren. Im Jahre 1515 als Propst eines Nonnenklosters wich er in der Messe von der Lehre der Kirche ab; fünf Jahre später als Prediger in Zwickau eiferte er gegen die „blinden Hüter der blinden Schafe." Damals war er ein Bewunderer Luthers, aber bald leistete ihm Luther nicht, was er von ihm erwartet hatte; denn Münzer hatte es auf einen völligen Neubau des Staates, wie der Kirche auf ganz veränderten Grundlagen abgesehen. Schon kamen ihm, wie seinem Geistesverwandten Karlstadt, Gedanken, wie sie der Zweifel und die Kritik des 18. und 19. Jahrhunderts ausgesprochen hat. Unbefriedigt von der Theologie und dem Christenthum seiner Zeit versenkte er sich in die Mystik des Mittelalters und entzündete an diesen geheimen Flammen das poetisch-excentrische Gemüth, das ihm neben einem scharfen Verstande inne wohnte. Unter solchen Einflüssen bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Bibel mittelst der Vernunft ausgelegt werden müsse, daß ferner der Bibel die fortdauernde unmittelbare göttliche Erleuchtung des Einzelnen als Führerin zur Wahrheit zur Seite stehe, endlich, daß die Kirchenreformation zur Nationalrevolution d. h. zur Umgestaltung aller bürgerlichen und socialen Verhältnisse sich erweitern müsse. Das Werk Luthers griff er an seiner verwundbarsten Stelle

an. Luther sei ein Leisetreter, ein Weichling, der dem zarten Fleische Kissen unterlege; er erhebe den Glauben zu sehr und mache aus den Werken zu wenig; er lasse das Volk in seinen alten Sünden und diese todte Glaubenspredigt sei dem Evangelium schädlicher, als der Papisten Lehre. Man müsse die Sache mit mehr Eifer angreifen; es sei eine völlige Absonderung der reinen Christen von den Namenchristen nöthig; es müsse eine ganz reine Kirche von lauter ächten Kindern Gottes gesammelt werden, die allein vom Geiste Gottes regiert werden *). Münzer's Predigt fiel in Zwickau auf einen wohl zubereiteten Boden; die Sekte der „himmlischen Propheten", welche sich dort gebildet hatte, wollte sogleich Hand an's Werk legen. Sie verwarfen Cerimonien und Priester, rühmten sich der unmittelbaren Erleuchtungen und göttlichen Gesichte und betrachteten die Errichtung des tausendjährigen Reiches als die ihnen vom Himmel gewordene Aufgabe. Im Jahre 1521 von dem Rath aus Zwickau vertrieben wandten sich Viele nach Wittenberg. Als sie zu Melanchthon auf seine Studirstube kamen in ihrem Prophetencostüm und ihm seine Grundsätze auseinander legten, erschrack der furchtsame Mann und war verwirrt; daß da protestantischer Geist, wenn auch in trüber Gährung, an die Thore der Zeit klopfe, ahnte er wohl; aber er war in Verlegenheit, wohin er diese Geister setzen sollte; sein Rathgeber fehlte ihm: Luther war auf der Wartburg. „Außer Martinus werde nicht leicht Einer urtheilen können, was für Geister in diesen Propheten wirken, gute oder böse." Martinus gab sein Urtheil von der Wartburg herab: die Schwärmerei der Zwickauer ist „eine Wunde, welche der Teufel der Reformation geschlagen hat."

Aehnlich in der Schweiz. Schon frühe kamen zu Zwingli einige unzufriedene Köpfe, Männer von nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung, aber ohne Zucht des Geistes und Lebens, oft und viel auf seine Studirstube und machten ihm Vorschläge, wie die neue Kirche einzurichten sei. Sie verlangten eine Gemeinde von Heiligen. Es sei nie zu hoffen, daß alle Gemüther dergestalt Eins werden, daß man als Christ leben könne. Nun hätten sich nach der Apostelgeschichte die Gläubigen von den Uebrigen getrennt und wären zu einer neuen Kirche zusammengetreten. Das Gleiche müsse wieder geschehen. Wenn Zwingli sich zu ihnen stelle und in die Absonderung von allen unheiligen

*) Zimmermann, Lebensgeschichte der Kirche Christi. Band IV. S. 352.

Gliedern der Kirche einwillige, ſo verſprechen ſie, daß ihre Schaar die der Ungläubigen weit übertreffen würde. Anfangs fehlte dieſen ein beſtimmtes Partheizeichen, unter welchem ſie die neue Gemeinde ſammeln und ihre Schwärmereien bethätigen konnten. Da warfen die Stürme des Bauernkriegs, der um's Jahr 1525 in Deutſchland wüthete, Thomas Münzer an die Schweizergrenze. Die Gleichgeſinnten in der Schweiz, an deren Spitze mehrere Pfarrer ſtanden, erhielten durch ihn einen feſteren Halt und erhoben nun die Wiedertaufe zu ihrem Partheizeichen. Sie erklärten die Kindertaufe für unbibliſch, denn die Apoſtel tauften nur Erwachſene, und die Taufe war das Zeichen der vorhandenen Buße, für unproteſtantiſch, denn nach proteſtantiſchen Grundſätzen iſt jede kirchliche Handlung ohne den Glauben, ohne die Selbſtthätigkeit des Subjekts eine todte Cerimonie. Doch war die Wiedertaufe, von welcher ſie ihren Namen erhielten, nur das äußerliche Merkzeichen, die feierliche Weihe, durch welche ſie ſich zur geſchloſſenen Parthei bildeten, ihre Beſtrebungen gingen weiter, als nur auf Abſchaffung der Kindertaufe. Sie zielten auf eine Radicalreform der Geſellſchaft ab. Sie wollten eine heilige Gemeinde von lauter Reinen und Gläubigen, in welcher Jeder von Gott gelehrt und innerlich erleuchtet ſei, daher keine ordnungsmäßig angeſtellten Prediger, kein beſoldeter Geiſtlicher könne die Wahrheit ſagen. Eine ſolche heilige Gemeinde braucht natürlich weder Geſetz noch Obrigkeit, weil Jeder das Gute aus freien Stücken übt, und Alles, was ein Heiliger thut, gut ſein muß. Darum erkannten ſie keine Obrigkeit an. Kein Chriſt dürfe ein obrigkeitliches Amt bekleiden noch das Schwert tragen und richten; Niemand ſei zur Bezahlung von Zinſen, Zehnten und Abgaben verpflichtet. So bunt und toll dieſe Forderungen waren, ſo verläugnen ſie doch nirgends den innern Zuſammenhang mit den proteſtantiſchen Grundſätzen, welche die Reformation auf die Bahn gebracht hatte, und es leuchtet ein, wie verführeriſch dieſelben für ein religiös ſo erhitztes und bürgerlich ſo belaſtetes und gedrücktes Geſchlecht ſein mußten, wie die Menſchen bei dem Ausgang aus dem Mittelalter waren. In dem Wiedertäuferunweſen drängten ſich die zwei Hauptgrundſätze des Proteſtantismus: die Innerlichkeit der Religion und das Beſtreben, aus dem gotterleuchteten Innern, aus dem Glauben, die Welt umzugeſtalten, zu einer fantaſtiſchen, die Geſetze der Wirklichkeit überſehenden Verwirklichung. Die Forderung, daß Jeder von Gott gelehrt und innerlich erleuchtet ſein müſſe durch un-

mittelbare göttliche Offenbarung, daß daher jede sichtbare, geordnete Kirchenanstalt verwerflich sei, treibt den protestantischen Grundsatz von der Glaubensgerechtigkeit auf eine ideale, übrigens auch von Luther vielfach betretene Höhe, auf welcher die Bedingungen der Wirklichkeit übersehen werden, und erscheint als die höchste Spitze der antihierarchischen Bestrebungen des Protestantismus. Die Annahme einer innern Offenbarung Gottes in Vernunft und Gewissen neben und über dem geschriebenen Worte der Bibel entsprang aus dem gleichen Grundsatz des Glaubens, der in unmittelbarem, durch nichts Aeußeres vermitteltem Umgang mit Gott das Heil und die Wahrheit ergreifen sollte und erscheint als ein erster, freilich turbulenter Versuch, den Widerspruch zu lösen, in welchem der kirchliche Protestantismus im Anfang gefangen blieb, den Glauben unbedingt an ein Aeußeres, an den Buchstaben der Bibel zu fesseln. Die Ansichten von der Unvereinbarkeit obrigkeitlicher Aemter, des Kriegführens, des Zinsennehmens mit der christlichen Frömmigkeit entsprangen aus derselben abstracten, von der Welt absehenden Innerlichkeit des religiösen Gemüthes, aus welcher ähnliche Forderungen schon bei den ersten Christen, zum Theil schon im neuen Testamente, geflossen waren. Die Forderung endlich eines radikalen Neubaues auch der bürgerlichen und socialen Gesellschaft, welche in Deutschland zum Bauernkriege geführt hat, ging von dem richtigen Gefühl aus, daß der Protestantismus nicht bloß ein kirchliches, sondern auch ein soziales, alle Gebiete des Lebens gestaltendes Princip sei, und deutete weissagend auf die Aufgabe hin, welche die protestantische Welt zu lösen hatte. Daß der erste Versuch, auch diese Seite des Protestantismus zur Geltung zu bringen, mit der Unterdrückung der Bauern und der Ausrottung der Wiedertäufer geendet hat, hat das Schicksal des Protestantismus auf Jahrhunderte hinaus bestimmt und ihn fast um sein Salz gebracht. Daß Luther für diese werkthätige Seite des Protestantismus im Ganzen so wenig Sinn hatte und in genialer Einseitigkeit die Innerlichkeit des religiösen Lebens im Gegensatz gegen die katholische Veräußerlichung betonend im Glauben ausruhte, mag man als eine Beschränktheit beklagen, wenn man es nicht vorzieht, darin eine geschichtliche Nothwendigkeit und ein wohlthätiges Geschick zu sehen, da keine Zeit das Unmögliche leisten kann.

Zwingli stand den Forderungen der Wiedertäufer viel näher, als Luther, aber er wies sie durch die Besonnenheit und das Maßvolle, das

ihm eigen war, durch die Zucht des Geistes und Lebens in die richtigen Schranken, obwohl es ihm nicht auf allen Punkten gelang, die Probleme, welche durch die Wiedertäufer angeregt wurden, zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. In dem dreitägigen Kampfe, den er mit erstaunlicher Kraft gegen die Wiedertäufer führte — das öffentliche Gespräch mit den Wiedertäufern am 6. Nov. 1526 in Zürich —, gelang es ihm durch die Künste einer gewaltthätigen Exegese, die Einwürfe gegen die biblische Begründung der Kindertaufe zu entfernen; daß die Taufe im neuen Testament ein Sinnbild des Uebertritts zum Christenthum in Folge vorausgegangener Buße und Bekehrung ist, davon kann sich jetzt jeder unbefangene Bibelleser überzeugen; und dennoch war es Zwingli, der auch in dieser Frage den Protestantismus vor einem neuen Rückfall iu jüdisch-katholische Gesetzlichkeit rettete. Daß die Gegner auf die Wiedertaufe als auf eine äußerliche, kirchliche Handlung ein solches Gewicht legten und in derselben den Maßstab für die Zugehörigkeit zu der wahren Kirche sahen, darin konnte er mit Recht nur einen Rückfall in die Aeußerlichkeit des Gesetzesstandpunkts erkennen. Wenn er die Kindertaufe beibehalten wollte, obwohl er selbst gestand, eine Zeitlang gemeint zu haben, daß es besser wäre, man taufe die Jugend erst, wenn sie zu einem ordentlichen Alter herangewachsen sei, so trat er aus Pietät für ein Institut ein, an welchem das religiöse Bewußtsein noch nie einen Anstoß genommen hatte. Dagegen gab er der Kindertaufe eine neue, den protestantischen Grundsätzen allein entsprechende Bedeutung. Jede gnadenbringende, das Heil bedingende Wirkung sprach er derselben ab — denn nach protestantischen Grundsätzen hängt alle Gnadenwirkung am Glauben, der das Göttliche innerlich ergreift, an der frommen Gesinnung des Menschen, dem unmündigen Kinde aber die Selbstthätigkeit des Glaubens zuzuschreiben, wie es Luther that, davor schauderte Zwingli's besonnener Geist zurück —, er betrachtete daher die Taufe als eine öffentliche Handlung, durch welche die Gemeinde sich feierlich verpflichtet, allen ihren Gliedern von ihrer Kindheit an alle sittlichen und religiösen Lebenskräfte, die sie in ihrem Schoße trägt, zukommen zu lassen. So hatte Zwingli verstanden, diesem kirchlichen Ritus eine schöne, von allem Aberglauben freie, ganz dem Geiste seiner übrigen Reformationsideen angemessene Bedeutung zu unterlegen.

Daß ferner Zwingli die fortgehende Offenbarung Gottes, die innerliche Erleuchtung neben und über das geschriebene Wort setzte,

haben wir früher schon gesehen. Fand er doch in den heidnischen Weisen und Dichtern eine Offenbarung Gottes so gut, als bei den Propheten des alten und den Aposteln des neuen Testaments! Das Erleuchten und Ziehen des Geistes von innen war ihm Alles, darauf kam er immer wieder zurück. Und doch erklärte er wieder, wie die Wiedertäufer, die Schrift alten und neuen Testaments als die unfehlbare irrthumslose Auktorität in Glaubenssachen, nach welcher Alles in Leben und Lehre zu ordnen und zu richten sei. Wir haben hier die zwei sich gegenseitig ergänzenden Grundsätze des Protestantismus in ihrer ersten rohen Form, den einen, daß Gott sich jedem Menschen auf eigenthümliche Weise in seinem Innern offenbare, daß daher Jeder berechtigt sei, die Dinge nach seiner Weise zu fassen und zu beurtheilen, auch im Religiösen mit eigenen Augen zu sehen, — das Recht der Subjektivität, und den anderen, daß doch Jeder nicht beliebigen Einfällen und Wünschen folgen, sondern sein Denken und Wollen unter die Zucht des objektiv Wahren, unter die Norm des Unbedingten und Göttlichen stellen solle. Es handelte sich um die Frage: wie ist die Ordnung zu vereinigen mit der Freiheit? auf welchem Wege läßt sich bei der freien Bewegung der Einzelnen, bei individueller Mannigfaltigkeit doch eine geordnete Gemeinschaft herstellen?

Wir nannten die Form, in welcher die Reformationszeit dieses Problem zu lösen suchte, eine rohe, ungenügende, und es ist Zwingli so wenig gelungen, als den Wiedertäufern, diese schwierige Frage befriedigend zu lösen. Die Schranke für den zügellosen Individualismus erkannte er mit den Wiedertäufern und der ganzen Reformationszeit in der Schrift, sie sollte das objektiv Wahre und Unbedingte sein, unter dessen Zucht der Einzelne sein Denken und Wollen zu stellen habe. Daß diese Behauptung auf einer, wenn auch für die Begründung der Reformation gewiß nothwendigen Selbsttäuschung beruhe, hat Zwingli durch sein Beispiel so gut gezeigt, als die Wiedertäufer und sämmtliche übrigen Reformatoren. Es hat sich durch die ganze bisherige Geschichte des Protestantismus bewährt, daß noch nie Einer mit der Forderung Ernst gemacht hat, sein Denken und Wollen unter die Norm der Bibel zu stellen. Jeder fand in ihr, was er in ihr suchte. Luther nannte den Versuch, die Leibeigenschaft aufheben zu wollen, „einen Artikel stark wider das Evangelium und räuberisch, weil damit Jeder seinen Leib, welcher eigen geworden, seinem Herrn nehme. Abraham und die Patriarchen haben auch Leib-

eigene gehabt" — dieſelbe Berufung auf die Bibel, welche wir bis auf den heutigen Tag bei den amerikaniſchen Vertheidigern der Sklaverei finden; dagegen die Wiedertäufer beriefen ſich für ihre entgegengeſetzten Grundſätze mit dem gleichen Recht auf die Bibel. Wie Vieles erklärte Zwingli in der Bibel für antiquirt, für nur temporell, wie Vieles deutete er durch eine künſtliche Allegorie um, was ſeinen gereifteren Erkenntniſſen widerſprach! Wollte man mit der Auktorität der Bibel Ernſt machen, ſo hatten die Wiedertäufer mit ihrer Verwerfung der Kindertaufe entſchieden Recht. Wenn Luther die Bücher darnach werthete, ob und wie weit ſie „Chriſtum treiben", mit anderen Worten, wie weit ſie ſeinen Grundſatz von der Rechtfertigung durch den Glauben enthalten, wenn dagegen Zwingli die einzelnen Schriften und Stellen der Bibel daran maß, ob ſie Alles Gott zuſchreiben und Nichts dem Geſchöpf, und daher allen Ausſprüchen derſelben, welche eine Freiheit des menſchlichen Willens vorausſetzen, ihren Werth nahm, ſo haben beide aus der Macht ihrer Subjektivität einen Kanon der Wahrheit aufgeſtellt, nach welchem ſie die Bibel ſelber richteten, ſie haben damit die Behauptung, daß die Bibel die unfehlbare Norm in Glaubensſachen ſei, faktiſch für eine Selbſttäuſchung erklärt. Die Einſicht, welche dem heutigen Proteſtantismus aufgegangen iſt, war erſt eine Frucht ſchwerer, mehrhundertjähriger Kämpfe: daß man nicht die Schrift als abſolute Norm und Auktorität in Glaubensſachen anſehen könne, daß man vielmehr von ihr auf Gott ſelbſt, als die erſte und einzige Quelle der Wahrheit zurückzugehen, alſo auf die Wahrheit ſelbſt, wie ſie durch die gemeinſame Arbeit der nach Wahrheit forſchenden, vom göttlichen Geiſte erleuchteten Subjekte ſich immer reiner herausgeſtaltet, mithin auf die fortgehende Offenbarung und Selbſtmittheilung des göttlichen Geiſtes in der Menſchheit abzuſtellen habe.

Zwingli kam unter allen Reformatoren dieſer Einſicht am nächſten, indem er, ein Feind alles Glaubenszwanges und die Freiheit des Denkens ſich und Andern wahrend, die Bibel nicht als eine Feſſel des Geiſtes, nicht als ein dogmatiſches Lehrbuch, ſondern vorherrſchend als eine Quelle der ſittlichen Erneuerung für den Einzelnen und für das geſammte Volksleben behandelte, indem er nicht die Erörterung dogmatiſcher Fragen, ſondern die Löſung ſittlicher Lebensaufgaben als den heiligen Beruf des Chriſten

erkannte nach dem schönen Ausspruch: Christiani hominis est non de dogmatis magnifice loqui, sed cum Deo ardua semper et magna facere. *) Und praktisch wenigstens hat Zwingli die Aufgabe, das Recht der Subjektivität mit der unantastbaren Auktorität der Wahrheit, die freie Bewegung der Einzelnen mit der Ordnung des Ganzen zu vereinigen, im Gegensatz gegen die Zügellosigkeit des wiedertäuferischen Geistes trefflich gelöst. Ihn bewahrte vor dem individualistischen Treiben und den excentrischen Ausschreitungen der Wiedertäuser das Maß und die Besonnenheit seines Wesens, die Tüchtigkeit und Gediegenheit eines Geistes, der sich mit selbstverläugnender Liebe in die Offenbarung Gottes in der Geschichte und in die objektiven Ordnungen der Gemeinschaft versenkt hatte, um daran sich zu bilden und die rechte Fülle und Weite des Gemüthes zu gewinnen; in der Schule der Wahrheit, die er durch ein gründliches Studium der alten Griechen und Römer, der Bibel, der christlichen Kirche durchgemacht hatte, sowie in der praktischen Theilnahme an dem Leben seines Volkes hatte sein Geist jene gediegene Tüchtigkeit erlangt, die ihn abstoßen mußte von dem zucht- und regellosen Treiben der „himmlischen Propheten". Einen andern Schutz gegen die Gefahren der freien, ungebundenen Subjektivität wird es auf dem Gebiete des religiösen Lebens in alle Ewigkeit nicht geben. Keine bindende Glaubensformel, kein geschriebenes Buch schützt den Bestand einer kirchlichen Ordnung und Gemeinschaft vor dem Auseinanderfallen der Einzelnen in regellose Einfälle und ungezügelte Willkühr; nur die Tüchtigkeit und der Ernst, mit welchem die Einzelnen, Jeder seiner Eigenthümlichkeit gemäß, den in der Menschheit vorhandenen Wahrheitsgehalt sich aneignen, in sich verarbeiten, weiter bilden, erzeugt und erhält Gemeinschaft und Ordnung.

Endlich stand Zwingli der Forderung einer Neugestaltung auch des bürgerlichen und socialen Lebens, welche von den Wiedertäufern gemacht wurde, viel näher, als Luther. Er gerade betonte gegenüber dem mystischen Ausruhen in der Seligkeit des innern Glaubenslebens, welches der lutherischen Reformation vorherrschend eignet, die praktische Umgestaltung aller Lebensgebiete durch das Evangelium; dieses sollte, als freier Trieb in das Herz aufgenommen, das Gesetz des Lebens

*) Es ist die Aufgabe des Christen, nicht über Dogmen glänzend zu reden, sondern mit Gott stets Großes und Schweres zu verrichten.

werden; mit Recht warfen die Lutheraner von ihrem Standpunkte aus den Reformirten vor, daß diese die Werke zu sehr betonten, den Glauben zu wenig. Nicht die Befreiung von dem drückenden Schuldgefühl gegenüber von Gott, nicht die Entfernung der Gewissensangst vor Tod und Hölle und Gericht, nicht die Versöhnung betrachtete Zwingli als die eigentliche und vornehmste Frucht des Werkes Christi, sondern die Erlösung, die Befreiung von der Sünde, die Herrschaft des Geistes über das Fleisch in allen Gebieten des Lebens. Aber darin unterschied sich Zwingli von den Wiedertäufern, daß er bei Einführung seiner Ideale in's Leben die Bedingungen der spröden Wirklichkeit nicht übersah; er betrachtete die Verklärung und Durchdringung des Volkslebens mit dem Geiste des Evangeliums als ein langsames, geordnetes, auf dem Wege der geschichtlich gewordenen Ordnungen zu vollziehendes Werk; er vertraute der Macht des göttlichen Geistes über die Gemüther und konnte warten. Zwingli war ein Idealist, aber kein Schwärmer; denn Schwärmer können nicht warten.

So ging Zwingli, in allen Punkten überlegen, aus dem gefährlichen Spiel mit den Wiedertäufern siegreich hervor. Die weise Mäßigung siegte über das Extrem, der klare Verstand über die Phantasterei. Die dreitägige öffentliche Disputation mit den Wiedertäufern im Rathsaale in Zürich endigte mit einem drolligen Auftritte. Als am dritten Tage die Angriffe der Wiedertäufer immer schwächer wurden, drängte sich Einer derselben, der schon lange gerufen hatte, mit Einem Worte die Sache entscheiden zu wollen, aber von seinen Genossen bisher zurückgehalten worden war, endlich durch und stellte sich mit der Geberde eines Wüthenden vor Zwingli hin: „Zwingli, ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, was die Wahrheit ist." Ganz ruhig antwortete dieser; „die sollst du hören: du bist ein tölpischer, aufrührerischer Bauer, so dumm, als unsere Herren im Lande Einen haben." Ein allgemeines Gelächter entstand, die Versammlung trennte sich und die Regierung unterdrückte nun mit Gewalt den Unfug.

Die Schwärmerei der Wiedertäufer ist eine Wunde, welche der Teufel der Reformation geschlagen hat, hatte Luther erklärt. Aber eine vielleicht ebenso tiefe Wunde schlug er selbst derselben durch das Benehmen, das er im Kampfe über das heilige Abendmahl eingehalten hat. Dieser Streit führte die zwei größten Männer ihrer

Zeit auf eine Weise zusammen, die ebenso bezeichnend ist für die Eigenthümlichkeit eines Jeden von Beiden, als belehrend für alle Zeiten. Die Streitfrage und ihre verschiedene Lösung ist bekannt genug. Luther, als andächtiger Mönch gewöhnt, in dem Sakrament des Altars den leiblich gegenwärtigen Christus zu haben, deutete die Einsetzungsworte: „dies ist mein Leib" dahin, daß im sichtbaren Brod und Wein der zwar im Himmel befindliche, aber zugleich allgegenwärtige Leib Christi unsichtbar, aber wahrhaftig genossen werde. Zwingli, nach seiner ganzen Art zu denken, schauderte zurück vor dem ungeheuerlichen Widerspruch, daß ein Körper, dessen Begriff ja eben die Begrenztheit und Räumlichkeit ausmache, unräumlich und unsichtbar an allen Orten gegenwärtig, also anstatt Körper Geist sein sollte; er fand aber auch bei näherer Betrachtung der der ganzen heiligen Schrift eigenthümlichen Redeweise und bei gründlicher Vergleichung aller auf das Abendmahl sich beziehenden Bibelstellen nicht den entferntesten Grund zu einer so ungeheuren Behauptung; er betrachtete Brod und Wein als Zeichen des für uns hingegebenen Leibes Christi und hatte daher im Abendmahl den ganzen Christus gegenwärtig, aber nur im Glauben. Er sah daher in der Feier des heiligen Mahles eine Handlung, durch welche alle Glieder der religiösen Gemeinde im Anschauen der für die Brüder in den Tod sich gebenden Liebe Christi sich gegenseitig verpflichteten, sich in selbstloser, uneigennütziger Liebe als Glieder Eines Leibes einander hingeben zu wollen. So hatte Zwingli von dem Abendmahl, wie von der Taufe, alles Superstitiöse entfernt, dagegen beide zu Förderungsmitteln des sittlichen Gemeingeistes gemacht.

Der Streit kam zum Ausbruch, als der Professor Karlstadt Luther's Lehre angriff und eine der Auffassung Zwingli's verwandte, aber erzwungene und unnatürliche Ansicht aufstellte. Luther schrieb gegen denselben in seiner harten, herben Manier, die der Sache mehr schadete, als nützte, wie dies Zwingli in einem freimüthigen Briefe Luther gegenüber offen ausspricht: „Durch deine ewigen Klagen, daß man auf dasjenige nicht geantwortet, was du gegen Karlstadt geschrieben, hast du mich gezwungen, eure Streitschriften zu lesen. Aber, guter Gott, wie wenig Gründliches und Durchdachtes findet man darin? Nur das habe ich daraus ersehen, wie zwei blinde Fechter sich auf einander in den Kampf stürzen. Karlstadt ist zwar der Wahrheit auf der Spur, aber indem er die Bedeutung der Bilder

nicht versteht, versetzt und verkehrt er so sinnlos die Wörter, wie ein junger Rekrut, der wohl Muth und Waffen, aber keine Kenntniß derselben besitzt und nicht weiß, an welche Körpertheile er sie befestigen muß. Aber auch du, wenn auch sonst kampfgeübt, stürztest dich unbesonnen auf den Kampfplatz und stelltest den in Waffen Ungeübten durch den Aufwand aller möglichen Spöttereien, Verhöhnungen und Witzworte Allen zum Gelächter dar, daß kein Auge ihn in der Gestalt erkennen könnte, wie du ihn hingemalt." Gegen seinen Willen wurde Zwingli in den öffentlichen Streit hineingerissen durch die Umtriebe Karlstadt's im Kanton Zürich, aber wie verschieden führten die beiden, Luther und Zwingli, diesen Streit! Luther und Melanchthon nahmen sich nie die Mühe, Zwingli's Ansicht kennen zu lernen, unter dem gemeinschaftlichen Namen „Sakramentirer" warfen sie Zwingli und Karlstadt und alles Mögliche in Einen Tiegel. Gleich Anfangs spannte Luther den Gegensatz auf eine Höhe, von der kein Einlenken möglich war: „Ein Theil muß des Teufels sein, da ist kein Mittelweg." Zwingli antwortete darauf: „du sprichst, lieber Luther, der Teufel habe uns besessen; wir hätten wohl gelesen, Christus sei für uns gestorben, aber im Herzen empfänden wir es nicht. Nun wohlan! wir müssen's eben fröhlich tragen und dem rechten Richter empfehlen." Im Verlauf des immer heftiger werdenden Streites bat ihn Zwingli, sich selber zu prüfen, ob nicht Aufregung und Leidenschaft ihm den klaren Blick trübe. „Es fanden Viele, du habest, ehe der Unwille sich gelegt hatte, den du gegen Einige trugst, mitten in der Hitze diesen wichtigen Gegenstand verhandelt. Wenn dem so ist, so appellire ich von dem erzürnten Luther an den versöhnten und begütigten. Denn es kann dir nicht entgehen, wie gefährlich es ist, wenn man Zorn, Eigensinn, Hartnäckigkeit, Groll und andere Leidenschaften zu Rathe zieht. Ich bitte dich auch, daß du das unehrbare Schelten fallen lassest. Nicht, daß mir vor solchem Stürmen grausen würde; ich stehe auf einem Felsen, der mir nicht wanket, noch zugiebt, daß ich abgewehet werde; sondern ich sehe lieber, daß man die Wahrheit allein in ihrer eigenen Kraft einfältiglich hervortreten lasse, als daß man sie mit ungemessenen Worten, die stets Hoffart argwöhnen lassen, unlieblich mache. Laß uns auch bedenken, daß Gott diesem Kampf zuschaut, er, der tiefer, als wir selbst, sieht, mit welchem Sinn wir Alles thun. Bedenken wollen wir, daß wir nicht nur ganz Deutschland, sondern die ganze Christenheit, nicht nur das jetzige Jahrhundert,

sondern alle künftigen zu Richtern haben und diese um so gerechter und gewissenhafter urtheilen werden, je weniger sie von Leidenschaften bestochen sind." Luther erwirkte Verbote gegen die Verbreitung der Schriften Zwingli's und veranlaßte, daß die Anhänger desselben da und dort verfolgt wurden; „jetzt gilt es, gegen die Sakramentirer drein zu schlagen." Zwingli erhob sich gegen diese neue Tyrannei und Bevormundung der Gemeinden. „Was hat der Papst anders gethan, als geboten: „„Rühre das nicht an! das ist ketzerisch""? Wenn ihr nun gleicherweise die Wahrheit euren Kirchen verwehret; was seid ihr anders, als neue Päpste„ die der Gemeinde ihr Urtheil rauben und die Fürsten bewegen, wie es auch der Papst gethan, Euren Irrthum zu beschirmen? Das heißt von Gottes Wort abtreten und Sonderung und Zwiespalt machen. Der einzige Weg der Einigung ist der, daß man jede Sache frei vor die Gemeinde gelangen und diese frei urtheilen lasse. Denn Gott ist nicht ein Gott des Zwiespalts, sondern der Einigkeit; Er wird die Seinen, die in seinem Geiste versammelt sind, nicht irren lassen, und es wird demnach Friede, Ruhe und Eintracht unter den Kirchen erblühen." Den Christen insgesammt, welche sich durch diesen Streit in ihrem Glauben beunruhigt fühlten, rief Zwingli zu: „Halte du dich, lieber Christ, an den Herrn, nicht an Paulus, nicht an Petrus, nicht an Luther, nicht an Zwingli. Es zeugt von einem schwachen, daß ich nicht sage trägen Glauben, zu jammern: auf welche Seite soll ich mich nun wenden, da jene Beiden ungleicher Meinung sind? Denn wer sind wir, daß Niemand von unserer Meinung abweichen sollte? Ist es nicht wahr, daß jeder Mensch lügenhaft ist? Hange du also dem Herrn an und treibe sein Werk unverdrossen und gewöhne auch nicht die Gelehrtesten, auch nicht die Frömmsten daran, daß sie sich einbilden, es sei Sünde, wenn Jemand nicht ihrer Meinung ist." Luther sah verächtlich auf Zwingli herab und suchte seine Verdienste zu verkleinern, indem er sprach: „Wir dürfen uns rühmen, daß Christus zuerst von uns verkündigt worden ist. Wenn das Papstthum noch so furchtbar wäre, wie früher, so würden diese Leute so still sein, wie die Mäuse. Aber jetzt verläumdet uns Zwingli, daß wir Christum verläugnen. Das hat man dafür, daß man sich dieser Leute angenommen hat." Wir haben diese Behauptung Luther's schon früher als eine unwahre zurückweisen müssen. Daß Zwingli ganz unabhängig von Luther, durch die ganze Entwicklung seines Lebens

und Geistes dazu gedrängt, Reformator geworden ist, hat unsere bisherige Darstellung hinlänglich gezeigt; er hatte, wie er selbst sagt, noch ehe er Luther's Namen gehört hatte, angefangen, das Evangelium frei zu predigen im Jahre 1516. Als er im Jahre 1520 gehört hatte, daß der Papst Luther in den Bann thun wollte, schrieb er seine erste Schrift, in welcher er den Papst ernstlich vor diesem Schritte warnte, und als die Päpstler, nachdem der Bann gleichwohl ausgesprochen war, ihn für einen Schüler Luther's ausgeben wollten, um leichter mit ihm fertig zu werden, wies er geschichtlich die Selbstständigkeit des reformatorischen Gedankens in ihnen beiden nach und sagte: „Es kann kein Mensch sein, der Luther höher achtet, als ich; mit dem männlichen, unbewegten Gemüthe, mit dem er den Papst angegriffen hat, hat es Keiner gethan, so lange das Papstthum gewährt hat. Dennoch will ich Luther's Namen nicht tragen; ich will keinen andern Namen tragen, als den meines Hauptmannes Jesu Christi, dessen Streiter ich bin." Und wie er Luther früher neidlos anerkannt, so that er es auch mitten im Streit und führte jene falsche Behauptung Luthers auf ihr rechtes Maß zurück, Luther's Größe bereitwillig anerkennend, wie seine Selbstständigkeit wahrend; er nannte ihn David, von Gott dazu gesalbt, den Goliath niederzuwerfen; „darum sollen alle gläubigen Gemüther nie aufhören, frohlockend zu singen: Saul hat Tausend geschlagen, David Zehntausend." Während Luther und Melanchthon nahe daran waren, Zwingli und seine Anhänger dem Haß der Päpstler zu opfern und sich mit diesen zu vereinigen, erklärte Zwingli dem Generalvikar Faber, der aus ihrem Streite Vortheil ziehen wollte: „Luther und ich werden wohl Eins werden, denn wir haben Einen Glauben an Christus."

Nachdem der Streit so schriftlich hin und her geführt worden war, wobei immer Mehrere sich auf Zwingli's Seite stellten, ließen die mißlichen Zeitumstände das Bedürfniß immer dringender fühlen, eine Vereinigung der beiden evangelischen Parteien zu Stande zu bringen. Zu diesem Zwecke lud der Landgraf Philipp von Hessen Luther und Zwingli mit ihren Freunden zu einem Gespräch nach Marburg ein. Zwingli folgte freudig. Weil er fürchtete, von seiner Regierung, die seines täglichen Rathes bedürftig war und von einer so weiten Reise Gefahr für sein Leben fürchtete, keinen Urlaub zu erhalten, reiste er in der Nacht auf den 1. September 1529 schleunig nach Basel ab, ohne auch nur seiner Frau von dem Ziel seiner

Reise Etwas gesagt zu haben. Nach einer vielfach abenteuerlichen Reise kam er mit seinen Freunden am 29. Sept. in Marburg an. Luther und Melanchthon folgten der Einladung nur ungern, erklärten zum Voraus, daß sie in keinem Stück nachgeben werden und stellten Anfangs sogar die unwürdige und klägliche Forderung, daß, wenn dennoch das Gespräch stattfinden sollte, Etliche von den Papisten als unparteiische Zeugen anwesend sein sollten. Das Gespräch, das am 10. Oktober 1529 begann, brachte statt einer Vereinbarung nur eine größere Entzweiung; Luther betrug sich so halsstarrig und gewaltthätig, daß selbst seine Freunde sich darob ärgerten. Als der Kanzler des Landgrafen nach fruchtlosem Gespräch dringend bat, irgend ein Mittel aufzusuchen, das zur Eintracht führen könnte, erklärte Luther: „es gibt kein ander Mittel, als daß sie glauben, was wir glauben." Als die Schweizer antworteten, das gehe gegen ihr Gewissen, sprach Luther: „so wollen wir euch fahren lassen und dem gerechten Gericht Gottes befehlen." Hierauf erwiederte der sonst so gemäßigte Oecolampad von Basel: „Wir wollen dasselbe thun und euch fahren lassen"; Zwingli aber war zu heftig erschüttert, als daß er ein Wort hätte sagen können, ihm gingen, wie es Jedermann sah, die Augen über. Nachdem ein gemeinsames Glaubensbekenntniß von beiden Parteien unterschrieben worden war, mahnte der Landgraf beide Theile ernst, sich als Brüder zu lieben. Zwingli trat mit thränenden Augen vor Luther hin und sprach: „Es giebt keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber Eins sein möchte, als mit den Wittenbergern." Aber Luther stieß die Brüderhand zurück mit den Worten: „Ihr habt einen andern Geist. Es wundert mich, daß ihr mich, dessen Lehre ihr für falsch hieltet, doch für einen Bruder anerkennen wollet. Ihr müsset wohl selbst nicht viel auf eure Lehre halten."

Als der Landgraf noch einmal an die christliche Bruderliebe mahnte, sprach Luther: „die Liebe, die man dem Feinde schuldig sei, wolle er auch seinen Gegnern gewähren." Zwingli, hochverehrt und einer innigen Freundschaft gewürdigt von dem hochherzigen Landgrafen von Hessen, schied mit dem Bewußtsein, „rein gehandelt zu haben vor Gott", und dem Geiste treu geblieben zu sein, den das herrliche Gebet athmet, mit welchem er diesen Streit angetreten hatte. Wir können nicht umhin, dasselbe um seiner Schönheit willen hieher zu setzen: „Erfülle, du Schöpfer, Herr und Vater Aller, wir bitten dich darum, uns mit deinem milden Geiste, und vertreibe von beiden

Seiten alle Nebel des Unverſtandes und der Leidenſchaften, wie du vormals die wogenden Gewäſſer der Sündfluth durch deine gewaltigen Winde in die Tiefe getrieben und auf der allernährenden Erde die Fülle der Gewächſe und Früchte wieder aufſprießen und reifen ließeſt. Mach Ende, o Herr, dem Streite und dem Zank und der blinden Wuth! Erhebe dich, Chriſtus, du Sonne der Gerechtigkeit und beſcheine uns mit deinen milden Strahlen. Ach, während wir ſtreiten, verſäumen wir nur zu oft, nach der Heiligung zu ringen, die du von uns Allen forderſt. Denn du weißt, o Herr, daß wir nie gebeſſert aus Weltkämpfen hervorgehen, weil ſie Fleiſcheswerk ſind, die Jeden beflecken, der ſich darin verflicht, während die Frommen ſich derſelben ſtets zu ihrem Heile entſchlagen. Bewahre uns darum, o Herr, vor ſolchem Streite, damit wir unſere Kräfte nicht darin mißbrauchen, ſondern ſie mit ganzem Ernſte auf das Werk der Heiligung verwenden." Luther ſchied mit trübem Geiſte von Marburg: „Ich habe mich wie ein Wurm im Staube gekrümmt und der Satan hat mich ſo gequält, daß ich gefürchtet habe, Weib und Kinder nie mehr zu ſehen." Jetzt freilich wollte er ſich's noch nicht eingeſtehen, daß er den Kern und Stern des Chriſtenthums, die Liebe, dahinten gelaſſen habe, vielmehr rühmte er ſich in Briefen an Freunde damit, daß er die dargebotene Bruderhand zurückgewieſen habe. Erſt am Abend ſeines Lebens ſagte er zu Melanchthon: „Ich muß bekennen, in der Sache vom Abendmahl iſt zu viel geſchehen", worauf Melanchthon antwortete: „Herr Doktor, ſo laſſet uns eine Schrift ſtellen, worin die Sache gelindert werde." Luther ſagte: „thut ihr es nach meinem Tode", und Melanchthon hat den Wunſch ſeines Freundes redlich erfüllt.

Wir haben den nicht ſehr erquicklichen Abendmahlsſtreit nicht darum ſo ausführlich mitgetheilt, um Luther zu verkleinern und Zwingli über Gebühr zu erhöhen, ſondern um Beide genau kennen zu lernen und richtig zu beurtheilen. Man hat Zwingli beſonders wegen ſeiner Abendmahlslehre ſchon oft kahle Verſtändigkeit vorgeworfen, weil man ihn nicht gekannt hat. Zwingli hatte ein tiefes Gemüth und eine reiche Phantaſie, aber beide blieben im Grunde d. h. ſie wurden gehalten von der Klarheit des Geiſtes und erhielten dadurch ihr Maß und ihre rechten Grenzen. Er war daher ein klarer, in ſich abgerundeter, harmoniſcher Menſch, ausgezeichnet durch ein normales, ebenmäßiges Zuſammenwirken der intellectuellen und gemüthlichen Kräfte des menſchlichen Weſens. Luther dagegen war viel

zu außerordentlich, um normal zu sein; er war ungemein reich angelegt, aber die Bestandtheile, aus denen seine Natur zusammengesetzt war, gingen in keine rechte Einheit zusammen; sein nüchterner Verstand rang mit einer oft maßlosen Phantasie, seine Vernunft — der „alte Adam" in ihm — rang mit dem Glauben, sein Temperament mit dem Geiste Christi, und immer widerstrebten diese Elemente einander. Luther sah es für das sicherste Kennzeichen des Glaubens an, wenn er der Vernunft widersprach: „ich glaube, weil es ungereimt ist"; Zwingli glaubte, weil sein Denken mit seinem Glauben übereinstimmte; er legte die Schrift im Großen aus und klaubte nicht an dem Buchstaben. Luther steht allerdings in Marburg entsetzlich klein neben Zwingli, aber wir müssen bedenken: der Luther in Marburg ist nicht der ganze Luther. Seine Glanzzeit ist vorüber; sein Stern ist am Versinken; er hat die Grundgedanken der Reformation, die Loosungsworte des Protestantismus mit der ganzen Kraft seiner genialen, gotterfüllten Persönlichkeit ausgesprochen; seit dem Kampfe mit den Auswüchsen der eigenen Kirche: mit den Bilderstürmern, den Wiedertäufern, den aufrührerischen Bauern, stieg er vielfach von seiner Höhe herab, der Reformator trat zurück hinter den Theologen, er wurde der Begründer jenes engherzigen, liebloſen, verdammungssüchtigen Kirchenthums, von welchem die evangelische Kirche Deutschlands wie der Schweiz das 17. Jahrhundert hindurch beherrscht worden ist. Luther machte mehr und mehr den Glauben, dessen Innerlichkeit er Anfangs so tief erfaßt hatte, zu einer unbedingten Unterwerfung unter den Buchstaben der Schrift; er fiel ihm immer mehr ächt katholisch zusammen mit dem Fürwahrhalten der „reinen Lehre". In diesem Sinne sagte er: „ich muß den Glauben höher stellen, als die Liebe; wenn ich die Liebe versäume, so sündige ich nur gegen den Nächsten, aber Etwas vom Glauben lassen heißt Gott gelästert"; in diesem Sinn sprach er die schrecklichen Worte: „ich kann und soll lieben und freundlich sein meinem Nächsten, sein Leben sei, wie es wolle. Aber wo er nicht recht lehren und glauben will, da soll und kann ich nicht lieben, noch freundlich sein, sondern wie Paulus saget Gal. 1, 8, ihn für verbannt und verflucht halten. So wunderlich scheiden und theilen sich die zwei, Glaube und Liebe." Dem Wunsche der Schweizer, Einigkeit und Liebe zu pflegen bei aller Differenz der Ansichten über ein nach protestantischen Grundsätzen so untergeordnetes und geringfügiges Stück, wofür Luther selber das Sakrament fortwährend

erklärte, hielt Luther das Wort entgegen: „verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle.“ In diesem Geiste hatte er, freilich den ursprünglich protestantischen Sinn des Glaubens ganz vergessend, in Marburg konsequent erklärt: „es wundert mich, daß ihr mich, dessen Lehre ihr für falsch haltet, doch als einen Bruder erkennen wollet.“ Richtig bemerkt Zimmermann in seinem öfters erwähnten Buche: „Die Einsicht ging Luther ganz ab, daß es ein Mannigfaltiges giebt und geben muß. Das Gepräge, das ihm, seinem Denken und Thun, durch die Klosterdisciplin, ja durch seine Kindheits- und Jugenderziehung schon, später aber durch sich selbst, durch seine innerste Natur und den Kampf mit den Verhältnissen aufgeprägt worden war, hatte sich so verfestigt und gehärtet, daß es durch Nichts mehr abgeschliffen werden konnte. Aber ohne diese harte, geniale Einseitigkeit, welche allem Mannigfaltigen seine Berechtigung absprach, wäre es zu einer evangelischen Kirche von Bestand nicht gekommen. Diese Einseitigkeit war naturgemäß diktatorisch und despotisch.“ Hatte so Luther seiner Zeit durch die Meinung, daß, wer in Einem Stück des Glaubens fehle, verdammt sei, den Ton und Charakter gegeben — der Begriff der religiösen Toleranz war dem Protestantismus der ersten zwei Jahrhunderte so fremd, als dem Katholizismus —, so wies dagegen Zwingli durch seinen freien Geist weit über seine Zeit hinaus und hat deßwegen im nächsten Jahrhundert selbst auf seine eigene Kirche so viel als keinen Einfluß ausgeübt; die schweizerische Kirche des 17. Jahrhunderts war fast ebenso engherzig und buchstabenklauberisch, als das Lutherthum. „Das 20. Jahrhundert schon wird entscheiden, welches System auf weitere Dauer angelegt war, das Zwingli's oder das Luther's,“ bemerkt Zimmermann.

Als später Bucer, der unermüdliche Vermittler, durch Abstumpfung der Gegensätze und vieldeutige Formeln eine Vereinigung der streitenden Parteien in der Sakramentfrage zu erzielen sich bemühte, war dieses Treiben Zwingli ebenso zuwider, als Luther. „Schwarz oder weiß oder gar nicht“ war ein Lieblingsausspruch Zwingli's. Er konnte nicht einsehen, was ein solcher faule Frieden nützen sollte. Er begriff nicht, warum die streitenden Parteien nicht gleichwohl sollten Freundschaft und Einigkeit halten können „zu Schirm Leuten, Landen, gemeiner Gerechtigkeit und der Summe des Glaubens, darin sie doch einig seien“. Er wollte von einer Uniformität der Kirchen Nichts

wissen, sondern es dem Geiste überlassen, die Kirchen zur rechten Einheit zu führen. „Fester ist die Freundschaft in dem Herrn, wenn sie auf dem freien Geiste beruht, als wenn sie auf die engen Dogmen eines menschlichen Kopfes sich stützt" und: „ich habe Nichts gemein mit denen, welche dich für irreligiös erklären, wenn du ihre dogmatischen Träume nicht glauben willst."

Das Gespräch in Marburg war also seinem Hauptzweck nach erfolglos; die Parteien hatten sich nicht wesentlich genähert, vielmehr gefühlt, daß jede, wie Luther gesagt hatte, einen andern Geist habe. Und doch wäre eine Vereinigung aller Evangelischen jetzt so dringend nöthig gewesen. Der Kaiser kam eben aus Italien, wo er mit dem Papste Freundschaft geschlossen und versprochen hatte, die Reformation auszurotten; auch in der Schweiz führten die päpstlich gesinnten Bergkantone eine trotzige Sprache, verfolgten die Evangelischen, soweit ihre Macht reichte, und verfuhren gegen diejenigen, deren sie habhaft werden konnten, mit Feuer und Schwert; sie schlossen sogar in offenbarer Verletzung ihrer eidgenössischen Pflichten ein Bündniß mit dem spanisch-östreichischen Fürstenhaus. Zwingli überschaute mit klarem Blick die europäische Lage und faßte in Verbindung mit dem Landgrafen Philipp von Hessen den großartigen Plan, einen evangelischen Bund vom adriatischen Meer bis zur Nordsee zu gründen und so in Mitteleuropa eine protestantische Macht hinzustellen, welche die verderblichen Unternehmungen des spanisch-österreichischen Kaiserhauses und seiner Verbündeten zu vereiteln im Stande wäre. Ja die Leiter des Bundes — neben dem Landgrafen und Zwingli auch noch der Herzog Ulrich von Württemberg und der Stadtmeister Jakob Sturm in Straßburg — trugen sich mit dem Gedanken, den Kaiser, im Fall er sein dem päpstlichen Legaten gegebenes Versprechen ausführen wollte, durch die Churfürsten absetzen zu lassen und dem Landgrafen die deutsche Krone zu übertragen. Schon waren mehrere Städte dem Bunde beigetreten, so Bern, St. Gallen, Zürich, Biel, Mühlhausen, Basel, Schaffhausen, Constanz; nach Venedig, wo sich vielfach eine Hinneigung zum Evangelium kund gab, schickte Zwingli eine Gesandtschaft, die gut aufgenommen und mit tröstlichen Versprechungen entlassen wurde; selbst der König von Frankreich, Franz I., ließ Zwingli um seine Ansicht befragen, wie die Macht des Kaisers gebrochen werden könnte, und sprach den Wunsch aus, dem christlichen Bunde beizutreten. Aber der große Plan scheiterte an der Macht der

Verhältnisse und der Kleinheit der Menschen; die französischen Gesandten, erstaunt über den großen und kühnen Geist Zwingli's, antworteten ihm: „die Zeit ist noch nicht reif für so weit gehende Vorschläge."

Ein Haupthemmniß war die theologische Beschränktheit Luthers, der in keinen Bund mit den Sakramentirern willigen wollte und als erste Bedingung die Annahme seiner Abendmahlslehre von Seiten der Reformirten forderte, sodann seine in spätern Jahren gewonnene Ansicht vom leidenden Gehorsam der Christen, wonach diese verpflichtet sein sollten, sich wehrlos der bestehenden Gewalt zum Opfer zu bringen. Ungern schied Zwingli von diesem Plan, aber nur, um nun seine ganze Kraft wenigstens an die Neugestaltung der Eidgenossenschaft zu setzen. Sollten die evangelischen Kantone noch länger geduldig zusehen, wie die paar Bergkantone, aufgestachelt durch den seitdem in österreichische Dienste getretenen Faber, verliederlicht durch die fortwährenden Pensionen und Bestechungen fremder Fürsten, nicht nur in ihrem eigenen Lande jede Regung des evangelischen Geistes mit Gewalt unterdrückten, sondern auch in den ihnen und den Reformirten gemeinsam untergebenen Landschaften, den sogenannten gemeinen Herrschaften, die Evangelischen verfolgten, verbrannten, ertränkten? Sollten sie die eigenen Glaubensbrüder von ihren Miteidgenossen, mit denen sie zu Einem Gemeinwesen verbunden waren, verfolgen und schlachten lassen und auf die abmahnenden Worte, die sie ergehen ließen, nur trotzige, drohende Reden hinnehmen? Freie Predigt des Evangeliums war unzweifelhaft eine gerechte, natürliche, durch die Umstände gebotene Forderung. Diese Forderung konnte aber nur erreicht werden, wenn in den alten Bergkantonen das Unwesen der Pensionen und fremden Söldnerdienste aufgehoben würde; nur darum wurde das Werk der Reformation von den Leitern des Volkes in den innern Kantonen so grimmig gehaßt, weil es überall das Verbot der Pensionen in seinem Gefolge hatte. Sollten die evangelischen Kantone nicht das Recht haben, dieses Unwesen abzustellen, das die Eidgenossenschaft nicht bloß moralisch zerrüttete, sondern sie auch in alle Welthändel verflocht und ihre Unabhängigkeit zu einer Täuschung machte? Zwingli wenigstens hielt es für ein Recht, wie für eine Pflicht der Eidgenossen, hier gegen ihre Glieder einzuschreiten. Nach Zwingli's Ansicht sollten die evangelischen Städte mit ihrer überlegenen Macht rasch und entschlossen nach einem wohldurchdachten Plan von verschie-

denen Seiten in das Gebiet der fünf Kantone einfallen, so daß diese die Vergeblichkeit jedes Widerstandes sogleich erkennen müßten; so glaubte er durch einen unblutigen Feldzug das Verbot der Annahme fürstlicher Jahrgelder und die Freiheit des evangelischen Wortes für die Bewohner der fünf Orte erobern zu können. Denen, die vor einem Kriege warnten, schrieb er: „Der Friede, den ihr wünschet, ist Krieg, und der Krieg, auf den ich dringe, ist Friede." „Wir haben früher um Geldes willen manchem weltlichen Herrn zu Land und Leuten geholfen. Lasset uns auch um Gottes willen unserm Herrn Jesu Christo wieder zu seiner Herrschaft helfen in unserem Lande. Greifet aber die Sache tapfer und christlich an."

Ein einziger Vorfall entzündete den Kriegsfunken zur hellen Flamme. Als der Pfarrer Jakob Kaiser seine Gemeinde Oberkirch im Gasterland — jetzt zu St. Gallen gehörig —, die ihn zu ihrem Pfarrer berufen hatte, von Zürich aus besuchen wollte, ließ ihn der schwyzerische Landvogt in Uznach auf offener Straße überfallen und nach Schwyz bringen, wo er trotz den ernstlichen Abmahnungen Zürichs verbrannt wurde. Dieser Frevel erweckte einen Schrei des Entsetzens unter allen Reformirten. Zürich erklärte ungesäumt den Krieg an Schwyz, bald auch an Zug, Uri, Unterwalden, Luzern. Rasch folgte der Erklärung die That; Zürichs Truppen zogen nach verschiedenen Seiten ab; die Hauptmacht, 4000 auserlesene Krieger, mit Allem wohl ausgerüstet, zog nach Kappel; Zwingli ritt, mit seiner Hellebarde bewaffnet, mit dem Hauptheer. Eine andere Abtheilung — den trefflichen Kriegsplan hatte allen Anzeichen nach Zwingli selbst entworfen — sollte den Abt von St. Gallen gefangen nehmen, Thurgau und das Rheinthal in Pflicht nehmen und die Grenze gegen Oesterreich schützen. Schon wollten die Zürcher die Grenze bei Kappel überschreiten und angreifen, ehe die Gegner sich gehörig gesammelt hätten, da ritt der Landammann Aebli von Glarus die Anhöhe herauf und bat mit weinenden Augen, noch inne zu halten, eidgenössische Boten seien von allen Seiten her im Anzuge, um den Frieden zu vermitteln. Die Mehrheit der Zürcher ließ sich durch seinen Vortrag gewinnen; Zwingli aber trat zu dem Landammann, der einst in Glarus zu seinen vertrauten Freunden gehört hatte, mit den Worten: „Gevatter Ammann, du wirst Gott müssen Rechenschaft geben für diesen Frieden. Jetzt, weil die Feinde im Sack und ungerüstet sind, geben sie gute Worte. Du glaubst ihnen und redest zum Frieden. Hernach, wenn sie gerüstet

sind, werden sie unser nicht schonen. Wer macht dann Frieden?“ „Lieber Herr Gevatter, versetzte der Ammann, ich traue auf Gott, er wird es gut machen.“

Wirklich hatten sich in Zürich Friedensvermittler von allen Seiten her eingefunden. Zwingli schickte im Namen der Kriegsgemeinde von Kappel folgende Friedensbedingungen ein: 1) Daß Gottes Wort frei durch die ganze Eidgenossenschaft gepredigt werden dürfe; dagegen soll Niemand gezwungen werden, Messe, Bilder und andere Ceremonien zu entfernen, denn das Wort Gottes wird solchen Staub wohl wegblasen. 2) Daß durch die ganze Eidgenossenschaft die Annahme von Pensionen, Miethen und Gaben fremder Herren verboten werde. 3) Daß die Urheber des Pensionswesens in den fünf Orten bestraft werden, weil sie Stifter dieser Zwietracht seien. 4) Daß die fünf Orte die Kriegskosten und Schwyz überdieß 1000 Gulden an die Kinder des verbrannten Pfarrers Kaiser bezahlen sollten. Zwingli's Rathschläge fanden bei der Mehrzahl der Friedensvermittler taube Ohren. In Zürich selbst gab es nicht Wenige, die nach dem Judaslohn fremder Herren lüstern waren und von den Bernern, die in diesem Punkte gar nicht sauber waren, war ohnehin nichts zu erwarten. So kam ein charakterloser, diplomatischer Friede zu Stande, der zwar den Evangelischen manche Vortheile bot, aber in seiner Halbheit die Keime des steten Unfriedens trug. Alle Parteien waren damit zufrieden, nur Zwingli nicht. „Der zu Kappel geschlossene Friede wird bringen, daß wir über Kurzem die Hände über dem Kopf zusammenschlagen müssen,“ hatte er in einer Predigt erklärt. Zwingli hatte nur zu richtig gesehen. In dem Friedensvertrag hieß es, daß die Annahme der neuen Lehre in den gemeinsamen Herrschaften abhängig sein soll von der Mehrheit; die katholischen Orte verstanden darunter die Mehrheit der regierenden Orte und unterdrückten daher überall die Regungen des evangelischen Geistes; die Reformirten verstanden die Mehrheit der Bürger in jeder Gemeinde und unterstützten daher überall das Aufkommen der neuen Lehre; dadurch entstanden Gewaltthätigkeiten von beiden Seiten. Aus ihrem eigenen Gebiet verjagten die Katholiken alle evangelischen Familien und diese kamen Hülfe flehend nach Zürich. So konnte es nicht fortgehen, Alles war reif zu einem zweiten Krieg. Zürich verlangte ihn mit Ungestüm, Bern, obwohl es zugab, daß das Benehmen der Waldstädte eine bewaffnete Einmischung rechtfertige, zögerte auch dießmal und schlug endlich statt eines Angriffs

eine Getreidesperre vor. Zürich sprach dagegen; nicht gegen Gottes Wort sei ein ehrlicher Krieg, aber unchristlich sei es, Schuldigen und Unschuldigen das Brod vor dem Munde abzuschneiden. Besonders Zwingli's gerade Seele, in der sich durchdringende Thatkraft mit evangelischer Milde immer verband, war empört über diese halbe, gehässige, unmenschliche Maßregel und als Zürich mit Schmerzen, nur den Bundesgenossen zulieb eingewilligt hatte, schilderte er freimüthig von der Kanzel die Folgen, die nur zu rasch eintraten. Ein Schrei der Entrüstung und Verzweiflung ertönte durch die Thäler und Berge der innern Schweiz und fand weithin einen Wiederhall auch in den Herzen der Evangelischen. Die Freunde des Evangeliums und das unschuldige, verführte Volk wurden von der Sperre so hart betroffen, als die leichtsinnigen Führer und die bestochenen Pensionäre, und daher mit diesen durch das gleiche Leiden verbunden. Durch Hungersnoth gezwungen, durch die Verzweiflung muthig und entschlossen, durchaus einig unter sich, rüsteten sie im Geheimen mit der größten Schnelligkeit den Krieg. Aber auf den evangelischen Orten lag es wie ein drückender Herbstnebel; das Gefühl, den günstigen Augenblick verpaßt zu haben, das Bewußtsein verfehlter Handlungen hatte den fröhlichen Muth des Glaubens und die Freudigkeit des Handelns zerstört, eine drückende Erschlaffung bemächtigte sich der Gemüther und die kleinen Menschen gaben nun, wie es zu geschehen pflegt, die Folgen ihrer Thorheiten demjenigen Schuld, der allein keine Schuld daran hatte. Hinterlist, Mißtrauen, Uneinigkeit wuchsen selbst im Rathe in Zürich und Menschen aller Klassen erhoben ihr Verdammungsgeschrei gegen den Reformator.

Mit tiefbewegtem Herzen trat er vor den großen Rath und sprach: „Eilf Jahre lang predige ich nun das Evangelium und warne treulich vor den Gefahren, die der Eidgenossenschaft drohen, wenn die fünf Orte, das ist der Haufe Derer, die von Jahrgeldern und Söldnerkriegen leben, die Oberhand gewinnen. Das Alles aber gilt bei euch Nichts, im Gegentheil wählt ihr noch immer Solche in den Rath, die selbst noch nach dem Blutgelde lüstern sind. — Ihr wollt der Wahrheit nicht folgen und dennoch mich für alles Unheil verantwortlich machen. Ich begehre daher meine Entlassung." Mit Thränen in den Augen entfernte er sich. Der Rath, bestürzt, sandte Abgeordnete an ihn, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Nach dreitägiger Bedenkzeit erschien er wieder vor dem Rath und erklärte: „Weil sie

Besserung versprochen haben, wolle er bleiben und sein Bestes thun bis in den Tod." Düstere Todesahnungen erfüllten seitdem sein Gemüth. Als er zwei Wochen nachher in der Nacht auf dem Friedhof beim großen Münster mit einem seiner Freunde einen Kometen von ungewöhnlicher Größe betrachtete, fragte der Freund: „was bedeutet wohl dieser Stern, lieber Huldreich?" „Mir — entgegnete Zwingli — und manchem Biedermann, der in der Eidgenossenschaft gerne das Recht und die Wahrheit siegreich sähe, wird er zu Grabe leuchten."

Nachdem die Waffenrüstungen der fünf Orte schon lange kein Geheimniß mehr gewesen waren, ohne doch die Reformirten zu einem kräftigen Handeln zu bewegen, brachen jene endlich am 9. Oktober 1531 mit ihrer Hauptmacht auf nach Zug und nahmen die Richtung gegen Kappel. Während dem herrschte unter den Reformirten Rathlosigkeit, Uneinigkeit, Bestürzung. Schon flohen die Bewohner der Grenzen vor den einbrechenden Katholiken und schrieen um Hülfe; endlich wurden nach langem Hin- und Herrathen einige Hundert Mann von Zürich abgeschickt; das Geschütz mußte ihnen erst später nachgeschickt werden. Dann wurde in allen Gemeinden die Sturmglocke geläutet. Am Morgen des 11. Oktober wurde das Banner vom Rathhaus ausgehängt, aber der Hauptmann mußte noch ziemlich lange warten, ehe nur einige Mannschaft sich um dasselbe sammelte, von Eintheilung, Ordnung war keine Rede; wer freiwillig kam, wer Muth hatte, stellte sich in die Reihe. Kaum waren 700 Mann, Rathsherren, Geistliche, Greise neben feurigen Jünglingen beisammen, so drängte man zum Abmarsch, denn schon, hieß es, seien die zuerst Abgegangenen im Kampfe. Zwingli aber war zu mannhaft, um in der Stunde der Gefahr zurückzutreten. Als die ermattete Mannschaft auf der Höhe des Albis einen Augenblick ruhte, hörte man schon den Donner des Geschützes aus der Gegend von Kappel her. Der Feldhauptmann der Zürcher wollte zuwarten, bis sie Zuwachs erhalten hätten. Aber Zwingli sagte: „Ich will in Gottes Namen zu den biedern Leuten hin, mit ihnen sterben oder sie retten helfen." Auch Andere stimmten ihm bei; man brach auf. Es war 3 Uhr Nachmittags, als das Banner bei Kappel anlangte. Nur Wenige der Rüstigsten trafen mit demselben auf dem Wahlplatz ein, in aufgelöster Ordnung folgte die übrige Mannschaft. „Wie ist's, Meister Ulrich — rief Zwingli auf dem Schlachtfelde Einer zu, der sonst nicht zu seinen Freunden gehört hatte — sind die Rüben gesalzen? Wer soll sie essen?" Ich, antwortete Zwingli,

und mancher Biedermann, die wir hier stehen in Gottes Hand, dessen wir lebend und todt sind. „Und ich mit euch — schloß jener — mein Leben sei daran gesetzt." Nach kurzem Kampfe hatten wohl die Hälfte der anwesenden Zürcher mit ihrem Blute bezahlt; Zwingli selbst, in dem Augenblick, da er einem an seiner Seite Sinkenden Trost zusprach, sank verwundet von einem geworfenen Steine nieder, worauf er noch mehrere Stiche in den Schenkel erhielt. „Was ist's denn für ein Unglück? den Leib können sie tödten, die Seele nicht," das waren seine letzten Worte. Als die Feinde später das Schlachtfeld durchsuchten, trafen sie Zwingli mit dem Gesicht zur Erde gekehrt. Als er sich weigerte, zu beichten, sagte ein Hauptmann: „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer", und gab ihm den Todesstreich. Zwingli starb am 11. Oktober 1531, noch nicht acht und vierzig Jahre alt.

Der katholische Stadtpfarrer Schönbrunner von Zug sprach mit Thränen im Auge neben dem Todten: „Welches auch dein Glaube gewesen, ich weiß, daß du ein ehrlicher Eidgenosse warst." Sechs Jahre später drückte ein Anderer, der edle Konrad Geßner, seinen Schmerz über Zwingli's Tod in folgenden Worten eines Briefes aus: „Die Zeit und Jahre her haben wir unter einem grausamen Kriege geseufzt; der hat uns zu allgemeinem Schaden Zwingli und andere treffliche Männer, mir insbesondere, einem damals fünfzehnjährigen Jünglinge, meinen Vater geraubt. Obgleich nun dieser im Treffen umgekommen, zu Hause meine Brüder und Schwestern theils durch die Pest hingerafft, theils unmündig und arm mit einer verwittweten Mutter übrig geblieben sind, so rührte mich dieß nicht; aber sobald ich hörte, daß Zwingli uns entrissen sei, da waren alle Vorschriften der Weisheit nicht im Stande, mein Gemüth zu beruhigen, daß ich nicht ganz in Thränen zerfloß. Denn ich konnte, so jung ich war, doch wohl einsehen, daß wir Denen, von welchen wir zu frommen Menschen gemacht werden, mehr schuldig seien, als Denen, die uns bloß zu Menschen gemacht haben." Auch Luther schrieb später an Zwingli's Schüler und Nachfolger Bullinger: „ich habe Zwingli, nachdem ich ihn in Marburg gesehen und gehört habe, für einen vortrefflichen Mann gehalten; ebenso den Oecolampad. Ihr Tod hat mich mit solchem Schmerz erfüllt, daß ich beinahe selbst gestorben wäre." Zwingli aber hatte die Krone erhalten, die er für die schönste erklärt hatte. „Gehört nicht — hatte er kurz vor Ausbruch des Krieges geschrieben — denen die schönste Krone, die auf dem Schlachtfelde

fallen? Darum Muth in allen Gefahren, welche Jesu Christi Sache erleiden muß. Muth, auch wenn wir mit eigenen Augen den Sieg nicht mehr sehen können. Der Richter sieht uns und krönt uns nach dem Kampfe. Andere frohlocken auf Erden über die Früchte ihrer Arbeit; wir genießen im Himmel die ewige Belohnung."

Wenn wir uns das Gesammtbild Zwingli's, wie es uns aus der bisherigen Darstellung entgegentritt, noch einmal vergegenwärtigen, so werden wir Zimmermann Recht geben müssen, der sagt: „Zwingli, eine Gestalt aus altschweizerischem Kern geschnitten, war ein ganzer Mann, der Bürger und Christ in ihm nicht getheilt und auseinandergehalten, sondern der ganze Mensch in allen Bezügen des Lebens fest in sich eins und von christlichem Geiste durchdrungen!" Sein Wesen ist durchaus mit dem Stempel einfacher Größe gezeichnet. Sein Bildniß zeigt uns eine einfache und leicht verständliche, wie in Stein gehauene, markirte Physionomie mit einer breiten Denkerstirne und Alles an diesem Kopfe verräth den auf das Einfache und Große gehenden Verstand, die metallene Willensenergie, die selbstbewußte, gedrungene Kraft. Zwingli mahnt uns durch die ungebrochene Ganzheit seines Wesens, durch die ebenmäßige Ausbildung aller Geisteskräfte an die antike Heldengröße. Er war ein geborener Theoretiker, ein Ideolog, der die Dinge aus dem Gesichtspunkte umfassender Prinzipien behandelte, der aus einer großen Ueberschau über das Ganze dachte und handelte und sich um die Einzelnheiten, Zufälligkeiten, Eventualitäten, welche die Idee verdunkeln, wenig bekümmerte. Diese prinzipielle Geistesanlage giebt allein Klarheit und Charakterenergie. Man muß die Prinzipien klar und rein fassen, die Welt sorgt schon dafür, daß sie verpfuscht werden. Aber Zwingli war zugleich wieder durch und durch ein Praktiker, mit seinem ganzen Interesse auf die Gestaltung der Wirklichkeit gerichtet. Er war Staatsmann im großen Styl, fast ebensosehr, als Theologe. Ein glückliches Gedeihen der Religion konnte er sich nur denken auf der Grundlage natürlicher und gesunder Volkszustände, an deren Herbeiführung er daher seine ganze Kraft setzte. So kühn und gewaltig die Bausteine sind, welche sein theologisches und philosophisches Denken herbeigeschafft hat, so hat er sich doch nicht Mühe genommen, das Gebäude auszubauen, weil das Leben ihm zu viel zu thun gab; seine Schriften sind in großer Eile hingeworfen und sein System ist voll von Lücken.

Zugleich ist aber dieser metallene, gedankenstrenge, energisch durch-

fahrende Charakter wieder so liebenswürdig durch die republikanische Freiheit seines Wesens, welche jeder Individualität ihr Recht und den weitesten Spielraum gewährt, durch die Milde und Güte des Herzens, durch die zarte Rücksicht der Liebe, durch das feine Gefühl für alles Edle und Schöne, bei wem und auf welchem Gebiete es ihm begegnete. Sein Wesen hat nichts Kaltes, Rigoroses und Strenges. Ein hartnäckiges Vorurtheil redet von Zwingli's kalter Verstandesnüchternheit: er habe keinen Sinn gehabt für das Schöne, für die Kunst, für die geheimnißvollen Tiefen des Gemüthes. O der Vandale! Der erklärt hat, daß Kunstgemälde und Bildsäulen, wenn sie nicht der abergläubischen Verehrung dienen, Niemand gerner sehen könne, als er, der seinen Geist an der Welt klassischer Schönheit gebildet hat, der mitten im bewegtesten Leben noch Zeit fand, den Homer zu lesen und den Pindar herauszugeben, der auf sieben Instrumenten Meister und wegen seiner musikalischen Virtuosität manchen Angriffen der Grämlinge ausgesetzt war, der selbst geistliche Lieder dichtete und komponirte! Zwingli — der Rationalist! dem die innere Erleuchtung durch den göttlichen Geist, das unmittelbare, mystische Verhältniß des Menschen zu Gott Alles war, der aber freilich „die Vernunft und Erkenntniß des Menschen von den Wirkungen des göttlichen Geistes nicht ausgeschlossen, sondern dem geöffnet wissen wollte, der in alle Wahrheit leitet"! *) Der gemüthsarme Zwingli! der sich mit eingehendem Verständniß in die alte klassische Welt ebenso, wie in die Bibel alten und neuen Testaments versenkte und den Wahrheitsgehalt der drei bedeutendsten Epochen der menschlichen Entwicklung zu Einem Ganzen in sich vereinigte! Dazu gehört eine Gemüthsfülle, von der Diejenigen keine Ahnung haben, die einem Zwingli einseitige Verständigkeit vorwerfen. Auch Das, was man im engern Sinne Gemüthlichkeit nennt, war unserem Zwingli keineswegs fremd. Wie wir im Leben der Wittenberger Reformatoren lesen, daß sie oft des Nachmittags im Gasthaus zum schwarzen Bären in Wittenberg sich einfanden, aus dicken steinernen Krügen das damals berühmte Eimbecker Bier trinkend, mit welchem Luther schon 1521 nach seiner kräftigen Rede auf dem Wormser Reichstag vom Herzog von Lüneburg erquickt worden war, und bei Kegelspiel unter heiteren, neckenden Gesprächen die Last der Sorgen abschüttelnd, so finden wir Zwingli

*) Sigwart, Zwingli S. 224.

an Festtagen oder in anderen freien Stunden auf den Zunftstuben mitten unter den Bürgern, die er durch die Liebenswürdigkeit seines offenen Charakters und die humoristische Laune seines heiteren Gemüthes zu fesseln weiß. Diese Verbindung gedankenstrenger Lebensarbeit mit dem heiteren Spiel eines sorglosen, den Erfolg Gott überlassenden Herzens ist ein schönes Bild der reinsten Menschlichkeit und ein Eigenthum des deutschen Geistes.

Eccl. Hist. — Ref. — Switz.
& Locarno. (1534 – 55.)

Die Verbannten von Locarno.

Die Verbannten von Locarno.*)

Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Kappel schwellte die Segel der römischen Reaktion wieder mächtig und übte auf den Fortgang der Reformation einen lähmenden Einfluß. Am schmerzlichsten bekam das eine Nachzüglerschaar zu empfinden, welche von dem Feuer des neuen Glaubens ergriffen wurde zu einer Zeit, da es an vielen andern Orten bereits wieder am Abnehmen oder Erlöschen war.

1. Die Anfänge der Reformation in Locarno.

Zur Zeit, da durch Luther und Zwingli die Kirchenreformation in Deutschland und im Schweizerlande eingeführt wurde, und schon ziemliche Zeit früher hatte sich auch in Italien eine der bestehenden Kirche feindselige Denkweise verbreitet; aber dieselbe drang nicht tief, sie blieb bei der Oberfläche. Man begnügte sich, über die Kirche, ihre Diener und Einrichtungen zu spotten. Man betrachtete die Religion als ein äußeres Geschäft, das man abthun müsse wie andere Geschäfte, und daneben lebte man, wie es das Herz gelüstete und den Augen wohl gefiel. Nur in dem italienischen Flecken Locarno**), der

*) Der Darstellung dieser ergreifenden Episode aus der schweizer. Reformationsgeschichte liegt der biographische Versuch „Aloys von Orelli“ u. s. w. von S. v. O. Zürich 1797“ zu Grunde. Ich habe das ansprechende Lebensbild früher schon in einer Zeitschrift niedergelegt, es dürfte aber Vielen auch an diesem Orte nicht unwillkommen sein.

**) Die neu erworbenen Landschaften Lugano, Locarno, Valmaggia wurden von den 13 Orten, aus denen damals die Eidgenossenschaft bestand (Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn, Glarus, Appenzell, Bern, Zürich, Basel, Schaffhausen), durch Landvögte regiert.

erſt kürzlich (1511) von den Eidgenoſſen in ihren italieniſchen Kriegen gegen Frankreich erworben worden war, ſchien die Reformation eine ernſtere Geſtalt annehmen zu wollen.

Einige der erſten und angeſehenſten Männer von Locarno hatten von ihren Feldzügen oder Reiſen, auf welchen ſie mit Anhängern der neuen Lehre in Verkehr gekommen waren, freiere Anſichten mitgebracht; im Jahre 1534 war vorübergehend ein feuriger Vertheidiger der neuen Religionsanſichten, Namens Bekkaria, der Sohn eines mailändiſchen Edelmannes, in Locarno aufgetreten und hatte ſich durch eine Predigt die Bewunderung der Locarner zugezogen. Sie baten ihn, eine Stelle im Flecken anzunehmen; aber er ſchlug das Anerbieten aus, da er die gewonnene Ueberzeugung durch eine Reiſe nach Frankreich noch feſter in ſich zu begründen ſuchte. Indeſſen, ein Anſtoß war gegeben, er wirkte im Stillen weiter. Diejenigen, welche ſich zu der neuen Lehre hinneigten, ſchloſſen ſich jetzt enger aneinander an und hielten regelmäßige Zuſammenkünfte; unter denſelben waren die vornehmſten Aloyſius von Orelli, die Brüder Muralto, der Rechtsgelehrte Duno. Anfangs hatten dieſe Zuſammenkünfte nicht den Schein einer religiöſen Geſellſchaft; man ſprach offen und freimüthig über verſchiedene Gegenſtände; einen Haupttheil der Unterhaltung machten die neuen Lehren aus, beſonders Duno trug dieſelben mit der ganzen Stärke ſeiner Ueberzeugung vor und beſtimmte durch ſein Urtheil allmählig auch die Schwankenden. Bald verſchrieb man von Genf die Schriften des alten und neuen Teſtamentes und andere, im reformirten Geiſt geſchriebene Bücher: man überſetzte dieſelben in's Italieniſche und las ſie in der Geſellſchaft vor.

Auch ſetzte man ſich durch Briefe in Verbindung mit den angeſehenſten Männern in den reformirten Kantonen; Glückwünſche und Aufmunterung waren die Antwort von allen Seiten. Ohne Zweifel war dieſe ganze, der beſtehenden Kirche feindſelige Thätigkeit, welche in dieſen Zuſammenkünften entwickelt wurde, dem allezeit wachſamen Auge der Geiſtlichkeit nicht entgangen, aber die Klugheit verbot ihr vorläufig jedes feindſelige Einſchreiten; denn die Theilnehmer der genannten Zuſammenkünfte waren Männer aus den erſten Familien von Locarno, und hatten ſich durch ihre aufopfernde Mildthätigkeit gegen die Armen im Theuerungsjahr 1531 die Liebe ihrer Mitbürger erworben. Dazu kam, daß die Anhänger des neuen Glaubens ſich

nicht zu auffallend von den eingeführten Gebräuchen der neuen Kirche absonderten.

So dauerte es bis zum Jahre 1540, in welchem Bekkaria mit vermehrten Kenntnissen und Erfahrungen, aber noch mit dem früheren raschen Feuereifer von seinen Reisen nach Locarno zurückkehrte. In Frankreich war er Augenzeuge von der Standhaftigkeit vieler Märtyrer der reformirten Kirche gewesen. Diese Beispiele hatten ihm Märtyrermuth eingeflößt; er scheute keine Gefahr, Lehrer derjenigen Grundsätze zu werden, von deren Gewißheit er eine feste Ueberzeugung hatte. Mit dem Entschluß, dem Vaterlande seine Dienste zu weihen, kehrte er nach Locarno zurück. Von seinen Freunden wurde er mit Frohlocken empfangen; aber sie erschracken, als sie seinen raschen Eifer bemerkten; sie suchten denselben zu dämpfen, indem sie ihm das Angenehme der Ruhe, in welcher sie bisher ungestört ihren Ueberzeugungen gelebt, schilderten, die Gefahr eines raschen Handelns bei der bekannten streng-katholischen Denkweise des Landvogts und bei der noch geringen Anzahl ihrer Glaubensgenossen vorhielten. Bekkaria versprach sich zu mäßigen; er predigte öfters über die von allen Christen anerkannten Wahrheiten, ohne die bestehende Kirche geradezu anzugreifen, und erwarb sich dadurch den Ruhm des besten Predigers in jenen Gegenden; auch richtete er eine Schule ein und widmete sich bald ganz dem Unterrichte der Jugend. In wenigen Jahren (1540 bis 1548) hatte sich die protestantische Lehre so verbreitet, daß die angesehensten Einwohner des Fleckens ihr anhingen und es wagten, sich öffentlich zu ihr zu bekennen. Sie blieben jetzt von der Messe und von der Beichte weg und fingen an, an Fasttagen Fleisch zu essen. Jetzt eiferte die Geistlichkeit gegen die neue Ketzerei und rief den weltlichen Arm des Landvogts an.

Der Landvogt schritt ein: zuerst ließ er einen als gelehrten Zänker bekannten Theologen aus Locarno kommen, um durch dessen Beredtsamkeit die Wirkungen von Bekkaria's Predigten zu vernichten; der Tag der Predigt wurde festgesetzt und der Besuch der Kirche bei zehn Kronen Buße geboten. Der Luganer erging sich in Schmähungen und Schimpfreden, er wurde aber von einem Zuhörer unterbrochen und zum Beweis aufgefordert und die Sache endigte mit einem Spektakel. Der Landvogt, erbittert über diesen unverhofften Ausgang, griff zu einem zweiten, nach seiner Meinung wirksameren Mittel: er ordnete eine gelehrte Unterredung zwischen beiden Parteien im

Gerichtssaal des Schlosses an, wobei er selbst den Vorsitz führte. Der Saal war gedrängt voll von Zuhörern; der Streit dauerte viele Stunden und bewegte sich um die gewöhnlichen Gegenstände: päpstliche Gewalt, Verdienst der guten Werke, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Fleischessen u. s. w. Der Luganer fing bald Feuer und verfiel wieder in's Schimpfen: ein Franziskaner, den er sich zum Beistand gewählt hatte, weil er im Geruche der Heiligkeit stand, sprach nur im Anfang und sehr wenig; die übrige Zeit betete er mit aufgehobenen Händen still vor sich hin. Die Reformirten sprachen mit der Kraft der Ueberzeugung, darum würdig und leidenschaftslos; der Ausgang des gelehrten Streites war, wie immer, daß jede Partei Recht hatte und daß die Entscheidung in der Hand dessen lag, der die Gewalt hatte. Daher wandte der Landvogt sich an die Reformirten mit den Worten: „Sie sollten nicht viel Worte mehr treiben, sondern sich einfältig mit Ja oder Nein erklären, ob sie glauben, daß die Lehren der römischen Kirche gut seien oder nicht." Bekkaria antwortete kurz und fest: „Wir glauben die göttliche Religion, wie solche in den heiligen Schriften enthalten ist. Die Sätze, über welche eben erst gestritten worden, können wir nicht annehmen, bis sie uns aus dem Worte Gottes erwiesen sind." Sogleich gab der Landvogt Befehl, den Bekkaria in's Gefängniß zu führen. Ein dumpfes Murren, hernach ein lauter Lärmen im Saal begleiteten diesen Gewaltstreich des Landvogts: „er sollte doch nicht die freie Unterredung, die er selbst angeordnet, mit einer Gewaltthat schließen, die bedenkliche Folgen haben könnte." Aber der Landvogt blieb unbeweglich, Bekkaria wurde vom Gerichtsdiener abgeführt.

Während der Disputation hatte sich viel Volks vor dem Schloß versammelt, weil es im Saale keinen Platz gefunden; unter diesen eine Anzahl junger Leute, Söhne protestantischer Eltern, die auf alle Fälle zum Schutz ihrer Väter mit Seitengewehren bewaffnet waren. Bekkaria's Bruder, ein starker, rascher Mann, der Soldat gewesen, stand an ihrer Spitze. Als die Nachricht von Bekkaria's Gefangennehmung im Flecken erscholl, ward der Zulauf noch stärker, und als die vergrößerte Sage dazu kam, es sei auf alle Protestanten abgesehen, drangen die Jünglinge in's Schloß, gefaßt, ihre Väter mit Gewalt zu befreien. Allein diese zeigten sich ihnen und geboten ihnen, ruhig zu bleiben, weil sie Nichts zu befürchten hätten; die Jünglinge gehorchten, blieben aber ihren Vätern zur Seite; nur der ältere Bekkaria

verlangte seines Bruders Loslassung. Der Landvogt, eingeschüchtert durch die feste Haltung der Söhne der Protestanten, gab Befehl, den Gefangenen frei zu lassen und seinen Freunden vorzuführen. Diese schlossen einen schützenden Kreis um Bekkaria und um die Andern, welche disputirt hatten, und führten sie heim. Um die Sprecher von katholischer Seite keiner Beschimpfung des Volks auszusetzen, umgab sie der Landvogt mit seinen Hausbedienten und Gerichtsdienern; er selbst begleitete sie bis an's Schiff, um sie schnell nach Lugano zu schaffen. Da beide Theile eilfertig und nur mit der Sicherheit ihrer Beschützten beschäftigt waren, kam es keiner Partei in den Sinn, die andere zu stören. Wie gejagt liefen sie in entgegengesetzter Richtung, und eine Menge Neugieriger strömte hinten drein. Dies war das possierliche Ende des ersten öffentlichen Auftritts, welche die neue Glaubenslehre zu Locarno veranlaßt hatte. Die Folgen waren von ernsthafter Art.

Für die Reformirten hatte die Disputation die Folge, daß ihre Anzahl sich bis auf ungefähr 270 Mitglieder vermehrte. Viele, die es bisher im Geheimen mit ihnen gehalten hatten, traten nun öffentlich ihnen bei; dieses bewirkte eine entschiedenere Haltung bei Vielen. Sie ließen nun ihre Kinder nicht mehr von katholischen Geistlichen taufen, schafften beim Begräbniß der Verstorbenen Kreuz und Lichter ab, und weil sie keine Seelenmessen mehr nöthig zu haben glaubten, wollten sie auch den Priester nicht mehr dafür bezahlen. Durch Fleischessen an Fasttagen wollten sie weder Aergerniß geben, noch sich streng durch die kirchlichen Gesetze binden lassen. Die katholischen Einwohner des Fleckens verhielten sich gleichgiltig gegen diese Neuerungen, aber die Geistlichkeit drängte den Landvogt zu entschiedenen Maßregeln; dieser, da die Versuche, die er bisher auf eigene Faust gemacht, ihre Wirkung verfehlt hatten, wandte sich endlich an die sieben Orte (Luzern, Uri, Schwyz, Zug, Unterwalden, Freiburg, Solothurn) und bat um Verhaltungsmaßregeln.

2. Die Sache wird ernster.

Die Antwort, welche der Landvogt von den sieben Orten erhielt, war kurz und bündig; er solle die Neuerung unterdrücken und sich durch keine Hindernisse abschrecken lassen. Der Landvogt, hiedurch ermuthigt, stellte geheime Aufpasser auf, welche ihm diejenigen anzeigen sollten, welche an Fasttagen Fleisch äßen; die Bußen der

Angezeigten wurden strenge eingezogen. Den Reformirten war dies lästig; sie wandten sich daher brieflich nach Zürich und baten, die vier reformirten Kantone möchten sich ihrer bei den Gesandten der sieben katholischen Orte annehmen. Auf der Tagsatzung zu Baden machten die Zürcher Gesandten den sieben Orten Vorstellungen wegen der Locarner, indem sie das einseitige und eigenmächtige Verfahren gegen eine unter gemeinschaftlicher Verwaltung stehende Landschaft rügten; aber die Gesandten der sieben Orte erwiederten trotzig, sie seien die Mehrheit und ein Mehr müsse auch in Religionssachen ein Mehr bleiben. Wie zum Trotz gegen die vier reformirten Kantone erließen sie auch sogleich verschärftere Befehle an den Landvogt: „alle lutherischen Bücher sollten bei 10 Kronen Strafe an den Landvogt ausgeliefert werden, in der Bestrafung der Fleischesser sollte streng fortgefahren werden." Einige der Widersetzlichen wurden verbannt; Bekkaria, der um diese Zeit Winke erhielt, daß er seines Lebens nicht mehr sicher sei, ließ sich durch die dringenden Vorstellungen und Bitten seiner Freunde endlich bewegen, Locarno zu verlassen und seinen Aufenthalt im Misoxerthal zu nehmen, wohin ihm die Reformirten von Locarno ihre Kinder zum Unterrichten mitgaben.

Jetzt, da das Bekenntniß des neuen Glaubens anfing mit Gefahren verbunden zu sein, sagten sich Einige, die bisher halb und halb zu den Reformirten gehalten hatten, förmlich von denselben los und baten den Landvogt, sie nicht zu den Ketzern zu zählen, sondern als gute katholische Christen zu halten.

Wieder nahte die Tagsatzung zu Baden, die Gesandten der vier reformirten Kantone hatten gleichlautende Weisungen von ihren Obrigkeiten erhalten, sich der verfolgten Locarner kräftig anzunehmen. Haab und Escher stellten die bisherige Behandlung der Locarner als Bruch des Landfriedens dar; derselbe enthalte ausdrücklich, daß kein Mehr in Glaubenssachen gelte, weil es laut demselben Jedem freistehe, bei dem alten Glauben zu bleiben, oder davon abzustehen. Sie beriefen sich auf die Duldung, die den Katholiken in ihren Kantonen widerfahre. Aber die sieben Orte erwiederten: der Landesfriede gehe die ennetbergischen Herrschaften Nichts an; sie hoffen doch, es solle ein Mehr ein Mehr bleiben, in Glaubenssachen so gut, als in Civilgeschäften; die Strafen, die den Locarnern auferlegt worden, seien nach Mehrheit der Stimmen auferlegt worden; sie werden sich dawider

Nichts einreden lassen und ihre Rechte wohl zu behaupten wissen. Der Widerspruch wurde immer hitziger.

Da man auf diese Weise wieder zu keinem Vergleiche kam, wurde die Tagsatzung beendigt und die Abrede getroffen: „alle Boten sollten den Inhalt der Verhandlungen heimbringen, wo man das Weitere wohl zu verfügen wissen würde."

Noch vom Orte der Tagsatzung aus schrieben die Boten der sieben Orte einen drohenden Brief nach Locarno, worin sie den ungehorsamen Locarnern noch herbere Züchtigungen in Aussicht stellten. Diese erkannten mehr und mehr, daß ihnen keine andere Wahl bleiben werde, als entweder ihren Glauben zu verläugnen, oder demselben Vaterland, Güter, vielleicht das Leben zu opfern. Sie waren entschlossen, das Letztere zu wählen.

3. Verführerische Lockungen. Zwei ungleiche Brüder.

Bisher hatte die junge Gemeinde, voll Glaubens, allen Drohungen Trotz geboten; aber ob sie auch im Stande sein würde, den freundlichen und verführerischen Lockungen der Welt ebenso zu widerstehen, wie sie ihren Leiden und Drohungen widerstanden hatte? Die Probe sollte auch wirklich nicht ausbleiben.

Aloysius Orelli, welcher durch seine milde und edle Gesinnung, durch das Ansehen seiner Geburt und seines Vermögens als eine der Hauptstützen der jungen Gemeinde galt, hatte einen Zwillingsbruder, Namens Francesco. Beide waren durch herzliche Bruderliebe mit einander verbunden; ein merkwürdiges Ereigniß ihrer Kindheit betrachteten sie als eine Vorbedeutung, daß sie zeitlebens in Leid und Freud verbunden sein sollten. Als nämlich an einem schönen Abend vor Sonnenuntergang die Mutter auf einer Rasebank unter einem dicht belaubten Kastanienbaum sich am kühlen Schatten ergötzte und die Knaben nahe bei ihr im Grase spielten, umringte eine große Schlange Francesco's Körper. Auf sein Angstgeschrei rannte zuerst der kleine Aloys hinzu und streckte mit kindischem Muth das Händchen zu seines Bruders Hilfe aus nach der Schlange. Pfeilschnell umschlang das fürchterliche Thier beide Kinder. Nun eilte auch die Mutter und mit ihr ein an ihrer Seite arbeitender Hausgenosse herbei. Durch einen glücklichen Sensenschnitt befreite dieser die unverletzten Brüder, ehe noch die auf die Kniee gefallene Mutter ihr Gelübde, die Knaben dem heiligen Franziskus zu widmen, ausgesprochen hatte. Die weinenden

Kinder, die sich nicht von einander trennen lassen wollten und sich umschlungen hielten, wurden von ihrem Retter in's Haus getragen, welchem die Mutter vor Schrecken halb starr und schwankend folgte. Eben als der herbeigerufene Arzt sie besichtigte, kam der Vater von einer andern Seite zurück; stammelnd erzählte seine Gattin ihm die Gefahr, in welcher die Knaben gewesen, ihre Rettung und daß sie durch ein mütterliches Gelübde dem h. Franziskus gewidmet wären, auf dessen Erfüllung sie mit Eifer drang. Der Vater schauderte bei Anhörung der Erzählung, lobte Gott in seinem Herzen für die Erhaltung seiner Kinder, die er mit einer Zärtlichkeit, wie er sie noch nie gefühlt hatte, umarmte und belohnte den Diener auf's Reichlichste. Darein aber konnte der Vater nicht willigen, seine Kinder dem h. Franziskus zu weihen, da er nach seiner freien religiösen Denkungsweise aus seinen hoffnungsvollen Söhnen keine Mönche gemacht wissen wollte; um aber doch der religiösen Gewissenhaftigkeit seiner Gattin und dem ungestümen Drängen der Priester in Etwas nachzugeben, ließ er in der Kirche zu Locarno dem h. Franziskus zu Ehren einen neuen Altar bauen und durch einen berühmten Künstler ein Altarblatt malen, welches die Gefahr und die Rettung seiner Kinder und das Gelübde ihrer frommen Mutter verewigen sollte.

Nachdem Francesco lange Zeit in Spanien und Neapel mit Ehren gedient hatte, kehrte er in dieser Zeit in seine Heimath zurück. Er hatte durch Aloys von den Veränderungen in seinem Vaterland, sowie von dessen religiösen Gesinnungen Nachricht erhalten; im Wirbel der großen Welt hatte er das als Kleinigkeiten angesehen, was in einem kleinen Orte wohl Aufsehen machen, aber in Kurzem von selbst wieder eine andere Wendung nehmen müsse. Aber wie ganz anders erschienen ihm jetzt die Dinge, da er sie in der Nähe sah. Mißtrauen hatte die Einwohner des Fleckens getheilt; das gesellschaftliche Leben war unnatürlich, der Umgang eingeschränkt. Francesco sah seine besten Freunde und Verwandten niedergeschlagen und bange wegen der Zukunft, durch obrigkeitliche Verfügungen mit der Gefahr bedroht, Stand, Habe und selbst ihr Vaterland zu verlieren, und sie entschlossen, dieß eher Alles hinzugeben, als ihre Meinungen fahren zu lassen; Das schien ihm eine lächerliche Störrigkeit, alle Güter, die das Leben angenehm machen, lieber zu entbehren, als sich diesen oder jenen Gebräuchen und Ceremonien zu unterwerfen. Francesco war ein lebensfroher Mann, der hohe Begriffe von Ehre und Rechtlichkeit hatte,

unfähig jeder Falschheit, aber gleichgültig in religiösen Dingen. Er hatte sich ziemlich lange am römischen Hofe aufgehalten und die Kenntniß der Sitten und Denkungsart desselben hatte ihm wenig Ehrfurcht vor der Priesterkirche eingeflößt. Von der lutherischen Lehre hatte er die Begriffe, welche man sich in Rom davon machte, daß nämlich ein Mönch durch Ehrgeiz, Stolz und Schwärmerei getrieben, sich dem Gehorsam des päpstlichen Stuhles entzogen und daß seine Anhänger aus Einfalt und Liebe zu Neuerungen sich haben verführen lassen. Von den sittlichen Forderungen dieser neuen Lehre hatte Francesco zu Rom Nichts gehört, deßwegen schien es ihm all' eins, in welcher Kirche man bete und nach welcher man sich nenne. An die unabläßige Pflicht, ein ehrlicher Mann zu sein im ausgedehntesten Sinn, glaubte Francesco fest; daß man es in der römischen Kirche sein könne, sagte ihm das Gewissen. Die gleichen Grundsätze suchte nun Francesco auch seinem Bruder Aloys beizubringen, weil es ihm unausstehlich war, sich seinen Bruder und dessen Familie elend, arm und verwiesen zu denken. Er erinnerte ihn an des Vaters Beispiel, der bei den freisinnigsten Ansichten doch äußerlich sich an die Kirche gehalten, er beschwor ihn bei seiner Bruderliebe, den gefährlichen Schritt nicht fortzusetzen. Aber Aloysius blieb fest: in der ruhigen Stille des häuslichen Lebens hatte er sich an's Selbstdenken und Selbstprüfen gewöhnt.

Nach Prüfung war er von den Religionsgrundsätzen überzeugt, denen er jetzt anhing; er übte nun die Pflichten der gewählten Religion aus wahrer Liebe gegen dieselbe; sie lehrte ihn, auf alles Vergängliche wenig Werth zu legen und er war zu jedem Opfer bereit; sein Glaubensbekenntniß in Worte oder äußeres Gepränge zu setzen, hielt er für Tand; er sorgte dafür, daß sein ganzes Betragen der Ausdruck seiner Gesinnungen wäre. Da Francesco seinen Bruder unbeweglich fand, machte er den Vorschlag, sie wollten mit Giovanni von Muralto in eine der größeren Städte Italiens ziehen, wo sie unangefochten ihrer eigenen Ueberzeugung leben könnten; Francesco's Katholizismus sollte für sie ein Schild sein. Der Rath war gut gemeint, aber nicht nach Aloysius' und Muralto's Sinn, sie haßten verstecktes Wesen und Heuchelei, wollten von ihren Glaubensbrüdern sich nicht trennen, ihnen kein Beispiel geben, Gott und dem Mammonn zugleich zu dienen, sondern Freud und Leid mit ihnen gemein haben.

Da Francesco hier abgewiesen war, machte er sich auch an die

andern angesehenen Reformirten: sie sollten doch wenigstens Meinungen verhehlen, deren öffentliches Bekenntniß sie am Ende alle Annehmlichkeit des Lebens kosten würde. Aber überall fand er die gleiche Entschlossenheit, um keiner zeitlichen Vortheile willen geprüfte Religionswahrheiten zu verläugnen oder auch nur den Schein der Verläugnung zu geben.

4. Vorübergehende Hoffnungen. Bittere Enttäuschung.

Unterdessen gingen den gedrückten Locarnern wieder einige Hoffnungssterne auf; die Zeit des katholischen Landvogts war abgelaufen, die Reihe kam an einen Reformirten. Um die gewohnte Zeit reiste der neue Landvogt — er hieß Jesaias Räuchlin, ein Rathsherr von Zürich — über Luzern, Unterwalden und Schwyz, um das Zutrauen der katholischen Kantone zu gewinnen, an seinen neuen Bestimmungsort, nach Locarno ab. Räuchlin war ein guter, stiller und frommer Mann, dem es nicht an unverdrossener Thätigkeit, auch nicht an natürlichen Anlagen fehlte; aber er war furchtsam aus allzu großem Mißtrauen gegen sich selbst. Die Erscheinung Räuchlins wurde von den reformirten Locarnern als die Stunde ihrer Erlösung begrüßt. Einige ihrer angesehensten Männer brachten ihm ihre Glückswünsche und schilderten ihre Lage. In seiner Antwort machte er ihnen keine überspannten Hoffnungen; er gab zu bedenken, daß er sowohl der Beamtete der katholischen als der evangelischen Kantone sei und ihren Befehlen gehorchen müsse; er werde sie aber mit möglichster Schonung ausführen; zugleich ermahnte er sie, vorsichtig und klug zu sein, durch ein stilles und unbescholtenes Leben die Huld der regierenden Orte zu gewinnen, in gleichgültigen Dingen kein Aufsehen zu erregen, bedenkend, daß der wahre Gottesdienst nicht in der Wahl der Speisen und christliche Freiheit nicht im Essen bestehe. Diese Offenheit, mit der Räuchlin auftrat, gewann die Herzen aller Reformirten; sie setzten ein unbeschränktes Zutrauen in den neuen Landvogt; sie beschlossen, seinen Winken zu folgen und ihren ungünstigen Mitbürgern wegen unwesentlicher Dinge keinen Grund zur Klage zu geben. Von nun an ward auch ihr Zustand merklich besser. Die Anklagen wegen Fleischessens hörten bald auf, weil Räuchlin den Angebern die Beklagten gegenüberstellte; ohne Aufsehen, in aller Stille hielten die Reformirten ihre Gottesdienste: nach ihrer Weise Gott verehren zu dürfen, war ihr ganz Bestreben, und gerne ließen sie Andersdenkende ihre Bahnen

wandeln. War es ihr frommes Betragen oder auch, daß unter Räuchlin's Verwaltung die Furcht sich vermindert hatte, die Zahl ihrer Anhänger wuchs und diejenigen, die früher von ihnen gewichen, kehrten wieder in den Schooß der Gemeinde zurück.

Fast hätten die Locarner in diesem ungestörten Genuß ihrer Glaubensfreiheit vergessen, daß über den Alpen noch der alte, unerbittliche Feind ihres Glaubens lebe. Kaum nämlich waren die sieben Orte von der Milde Räuchlins benachrichtigt, als sie die Forderung an ihn stellten, mit Entschiedenheit die Neuerungen zu unterdrücken. Die Boten der vier evangelischen und der sieben katholischen Orte waren unterdessen bei einigen Zusammenkünften so hart an einander gerathen, daß auf beiden Seiten sich das Gerücht von einem plötzlichen kriegerischen Ueberfall unter dem Volke verbreitete. Als diese Nachrichten nach Locarno kamen, sandten die Reformirten spät Abends, um alles Aufsehen zu vermeiden, drei Abgeordnete an den Landvogt, welche ihm dankten für seine bisherige Milde und ihn baten, den vier Orten zu berichten, daß der um ihretwillen wahrscheinlich entstehende Zwist zwischen den Kantonen sie mehr kränke, als Alles, was sie um ihres Glaubens willen leiden müssen; sie wollen also lieber ihre Güter, Vaterland und selbst das Leben verlieren, als von ihrem Gewissen und manchem treuen Glaubensbruder den Vorwurf hören, daß sie Schuld an einem verderblichen Kriege wären; sie wären zufrieden, wenn sie mit Weib und Kind nur im Lande geduldet würden, ohne ihren Glauben zu verläugnen; auf öffentliche Versammlungen wollten sie Verzicht leisten und nach dem Beispiel der ersten Christen sich bei Nacht und an abgelegenen Orten, in der Stille und ohne Jemanden zu ärgern, in geringer Anzahl versammeln, sich an Fasttagen gern des Fleischessens enthalten, in Ermangelung eines Predigers ihre Kinder in dem benachbarten Bündnerland taufen lassen und auch daselbst das heilige Abendmahl empfangen; wären aber auch diese Bitten nicht zu erhalten, so wollen sie zu Gott flehen, ihnen einen Ort zu zeigen, wo sie als wahre Christen leben und sterben könnten.

Dieß war die Lage der Dinge und die Stimmung der Gemüther auf beiden Seiten, als der 18. Wintermonat 1554 heranrückte, an welchem die Kantone zu Baden zusammenkommen sollten. Zur Vermittlung zwischen den streitenden Kantonen hatten sich freiwillig in Baden eingefunden: der Gesandte des französischen Königs, der dießmal ein besonderes Interesse hatte, einen Krieg zwischen den Kantonen zu ver-

hindern, sodann drei Gesandte von Graubünden und endlich der päpstliche Botschafter, Octavianus Riperta, Bischof von Ferracina. Anfangs schienen sich die günstigsten Aussichten auf eine friedliche Lösung eröffnen zu wollen: die Gesandten von Uri und Luzern kamen den Boten der reformirten Orte noch vor Beginn der Sitzung freiwillig mit dem Vorschlag entgegen, den Locarnern zwar die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes zu verbieten, aber dieselbe in ihren Privatwohnungen und in der Stille zu gestatten. Die reformirten Gesandten gingen freudig auf diesen Vorschlag ein, obwohl eigentlich die Weisungen, welche die Zürcher Boten von ihrer Regierung erhalten hatten, mehr verlangten. Aber der feindselige Geist, welcher auch dießmal, wie schon oft in der Welt, in der Gestalt eines Dieners der Religion der Liebe auftrat, verhinderte das schöne Werk der Eintracht. Der Bischof von Riperta hatte den Abend vorher, ehe jener Vorschlag vor die öffentliche Sitzung gebracht werden sollte, Nachricht von demselben erhalten; er wandte sich besonders an die Gesandten von Schwyz, Zug und Freiburg, erklärte die Religion in Gefahr und drohte ihnen mit dem päpstlichen Mißfallen, wenn sie dem Vorschlag ihre Beistimmung geben würden. Die Urheber jenes Antrags hatten von diesem Umstand Nichts gewußt; Pfeiffer, der Bote von Luzern, war beauftragt, den Friedensvorschlag in der Sitzung vorzutragen und zu begründen. Er schilderte ruhig und klar die Lage der Dinge und das Glück der Eintracht unter den Kantonen; sein Vortrag wurde aufmerksam und mit Beifall angehört. Aber als er auf die Duldung der Reformirten zu sprechen kam, entstand ein Mißfallen ankündigendes Gemurmel; kaum ließ man ihn seinen Vortrag zu Ende bringen. Die unduldsame Hitze des Bischofs war in die Boten übergegangen, Etliche riefen laut, ein solcher Vortrag sei ein Abfall von der rechtgläubigen Kirche, die alle Katholiken mit dem Blut zu schützen verbunden seien. Der Gesandte von Uri, wie diejenigen der vier reformirten Orte, baten dringend, den Vorschlag doch wenigstens mit kaltem Blute zu erwägen, aber die Hitze stieg so hoch, daß die Sitzung für einmal aufgehoben werden mußte.

Nun wußten die Gesandten der reformirten Kantone, woran sie seien, „sie könnten jetzt heim reiten," meinte der Zürcher. Aber noch einmal betrat man den Weg der Vermittlung. Die Boten von Glarus und Appenzell stellten den Parteien die gefährlichen Folgen vor Augen, welchen eine so unbiegsame Hitze das ganze Vaterland aus-

setzen würde und erboten sich, Friedensvorschläge zu entwerfen: „dadurch könnt ihr nur gewinnen, liebe Herren, aber nit verlieren; mit dem Schwert könnt ihr ja nachher dreinschlagen, wenn es ja sein muß und uns Gott strafen will." Es ward ihnen gestattet. Drei Tage arbeiteten sie unermüdlich und legten endlich einen langgedehnten, sogenannten Friedensvorschlag vor, dessen Hauptpunkte waren: Die Reformirten in Locarno sollen zwar wegen ihres bisherigen Ungehorsams nicht gestraft werden, aber von ihrer verkehrten Lehre abstehen und zum alten Glauben zurückkehren; wollten sie das nicht, so sollten sie zur alten Fastnacht nächstkünftig mit ihrem Leib und Gut aus der Herrschaft Locarno ziehen und sollen sich dieselben an kein Ort und End, da die sieben Orte Theil zu regieren haben, haushablich nit niederlassen oder setzen."

Nachdem dieser Vorschlag verlesen war, erhob sich Escher, der eine der Züricher Gesandten, mit Entrüstung dagegen; sein Mitgesandter, Haab, schwankte ein wenig, die Boten von Schaffhausen, Basel, Bern, obwohl sie mildere Bestimmungen gewünscht hätten, neigten sich doch, um des lieben Friedens willen, zur Annahme. Aber da Escher standhaft blieb, forderten die andern Boten, daß Haab und Escher den Entwurf wenigstens nach Zürich bringen sollten, um die Ansicht ihrer Oberen zu hören. So ritt denn Haab mit dem Paket noch spät am Abend nach Zürich. Gleich nach seiner Ankunft wurden Rath und Bürger zusammengerufen und ihnen der Entwurf der Schiedsrichter vorgelesen, aber die Antwort lautete kurz: „daß Zürich weder in das Abmahnen vom wahren Glauben, noch in irgend eine Strafe der Reformirten einwilligen werde", zugleich wurde dem Haab verdeutet, daß der Staat besser mit Escher's, als mit seinem Benehmen zufrieden sei. Diese Antwort des Rathes wurde von den Bürgern aus allen Ständen, welche sich vor dem Rathhause und auf der Brücke versammelt hatten, mit eben so vielem Beifall aufgenommen, als sie in Baden einen peinlichen Eindruck machte. Nun gingen die Boten von Glarus und Appenzell mit Bürgermeister Haab — Escher wollte mit dem ganzen Vergleiche Nichts zu thun haben — abermals nach Zürich, um im Namen aller Kantone Rath und Bürger von Zürich zur Annahme zu bewegen; aber die Antwort war: „daß Zürich nie einwilligen werde, seine Glaubensgenossen mit Strafen zu belegen." Jetzt wollten auch noch die Boten der drei anderen evangelischen Orte, gemeinsam mit denen von Glarus und Appenzell und den Bündner

Gesandten nach Zürich reisen, in der Hoffnung, einer so ansehnlichen Botschaft würde Zürich nicht widerstehen; aber Zürich, obwohl es diese Gesandtschaft mit vielen Ehrenbezeugungen empfing, beharrte bei seiner ersten Antwort, doch „wolle Zürich um Fried', Ruh' und Einigkeit willen in keinen weiteren Streit kommen, sondern müsse die Kantone fürfahren lassen."

Man beschloß also in Baden, aus Achtung vor den evangelischen Ständen, bei dem Vergleich zu bleiben und denselben folgendermaßen auszuführen: „Die sämmtlichen Kantone sollten auf den nächsten Drei-Königs-Tag 1555 ihre Boten nach Uri senden, von wo aus sie nach Locarno gehen und das Urtheil vollziehen wollten."

5. Wohin?

Die Locarner waren schnell unterrichtet von Dem, was ihretwegen auf der Tagsatzung verhandelt worden war. Sobald sie das Urtheil gehört und daneben, daß die evangelischen Stände mit Ausnahme Zürich's Nichts dagegen einzuwenden hätten, so betrachteten sie das Verbannungsurtheil als unwiderruflich und sahen nun, ganz der Vorsehung sich anvertrauend, sich gelassen nach einem Plätzchen der Erde um, wo sie frei und ungestört Gott dienen könnten, nicht nach Menschensatzungen, sondern im Geist und in der Wahrheit. Die lange, quälende Unruhe darüber, was ihnen bevorstehe, war nun zu Ende und ihr Schicksal war nicht so schrecklich, als sie besorgt hatten, denn viel härtere Strafen waren ihnen schon vielfach angedroht worden. Jetzt wußten sie, was auf sie wartete, und dieses Wissen beruhigte sie. Es war ihnen nicht allein das Leben, sondern auch ein Theil ihrer Habe zugesichert. Wohin also jetzt? das war die Frage, über welche sie sich ruhig mit einander beriethen.

Vor Allem wurde beschlossen, sich nicht zu trennen, so daß die Einen dahinaus, die Andern dorthinaus gingen, sondern mit einander und an den gleichen Ort zu gehen. Nur so können die Reichen die Aermeren unterstützen, welche durch den gezwungenen Verkauf der Güter und die Unmöglichkeit eines Erwerbes in die bitterste Noth versetzt würden; wie in gleichem Glauben, so wollen sie auch in gleichem Leiden vereint sein, dieß werde die Herzen ihrer Mitchristen zu thätigerem Mitleiden reizen. Aber wohin sollten sie miteinander ziehen? in ein protestantisches Land, war Aller Wunsch.

Auf einen Wink, den sie aus Bünden erhielten, wurde Veltlin

vorgeschlagen, als ein ihrem Vaterlande naher Ort, der gleiche Gebräuche und Sitten und besonders die gleiche Sprache habe. Sie wandten sich an Zürich mit der Bitte, sie der Bündner Regierung in diesem Sinne zu empfehlen. Zürich schickte auch sogleich zwei Gesandte an den eben in Chur versammelten Bundestag, um sich bei bei diesem kräftig zu verwenden, daß den Verstoßenen ein Aufenthaltsort im Bündnerlande, besonders im Veltlin, gewählt werde. Dieser äußerte die wärmste Theilnahme mit den Locarnern und ging bereitwillig auf das Begehren ein, wofür Zürich in einem besonderen Schreiben den drei Bünden dankte: „Was ihr um Gottes Willen an diesen biderben Leuten und uns zu Gefallen thut, das nehmen wir auf, als wenn wir selbst daran Theil hätten." Aber dieser Dank war zu frühzeitig.

Als nämlich auf jene großmüthigen Aeußerungen der in Chur versammelten Boten hin einige Locarner Anstalten machten, in's Bündnerland zu ziehen und sich nach Orten zu erkundigen, wo sie sich setzen könnten, wurden sie abgewiesen. „Man müsse die Kantone nicht dadurch beleidigen, daß man ungehorsame Unterthanen, die aus guten Gründen verwiesen worden, in seinem Gebiete aufnehme", sagten die katholisch Gesinnten im Grauen Bunde. „Man könne sich wohl vorstellen", sagten Andere, „daß diese Verbannten wenig Anderes mitbringen werden, als hungrige Mäuler, und dergleichen habe das Bündnerland schon zu viele; wenn Etwas an diesen Leuten zu erholen wäre, so hätten ihre guten Freunde sie wohl nach Zürich kommen lassen."

Diese und ähnliche Reden wirkten im oberen Grauen Bund soviel, daß ein Befehl ausging, es solle in dem Misoxerthale Niemand bei hoher Strafe die um der Religion willen Verwiesenen aufnehmen und beherbergen. Auf die Nachricht hievon forderte Zürich in freundeidgenössischer uud männlicher Sprache die zwei anderen Bünde auf, „dem grauen Bunde das Beispiel zu geben und ihn zu bewegen, daß er Wort halte." Aber die Allgewalt des Volkswillens schwächte bei der damaligen Staatsverfassung die Kraft der Regierungen. Zwar, als man in Bünden hörte, daß die Locarner nicht mit bloßem Leib, sondern auch mit ihrem Gute wegziehen, änderte sich bei Manchen die Stimmung, und in vielen Gemeinden ließen sich Stimmen hören, die der Aufnahme der Locarner günstig waren, aber in jeder Gemeinde widersetzten sich wieder Andere denselben, daß es beinahe zu Schlägereien kam.

In dieſer Noth blieb ihnen nur ein Troſt im Hintergrund: Zürich. „Und wenn wider unſer Erwarten und Hoffen unſere Eidgenoſſenſchaft in Bünden euch nit wollen, ſo ſteht meiner Herren Stadt und Land euch offen", dieß waren die Abſchiedsworte geweſen, mit denen Bürgermeiſter Lavater von Zürich einige Abgeordnete von Locarno entließ.

Aber noch ein Umſtand vermehrte die Verlegenheit der Locarner: ſie wollten ſo ſchnell als möglich, ehe noch das von der Tagſatzung gefällte Urtheil nach Locarno käme, von ihren liegenden Gütern verkaufen, ſo viel als ſie könnten; aber das war nicht mehr möglich. Zu ſchnell war das Urtheil in Locarno eingetroffen mit dem Befehl an den Landvogt, dasſelbe ohne Verzug zu veröffentlichen. Jetzt boten die Evangeliſchen ihre Häuſer und Güter vergebens feil. Die Katholiken glaubten, mit der Zeit dieſelben ohne Bezahlung oder wenigſtens weit unter dem Werthe zu erhalten. Das war die mißliche Lage der Locarner, als der verhängnißvolle Dreikönigstag 1555 herankam.

6. Der Dreikönigstag 1555.

Den 7. Januar trafen die Geſandten der katholiſchen Orte verabredetermaßen in Uri ein; es waren folgende:

Von Luzern: Wendel Sonnenberg.
Von Uri: Ritter Joſua von Beroldingen, Landammann.
Von Schwyz: Chriſtof Schorno, Pannermeiſter.
Von Unterwalden: Melchior Lußi, Ritter.
Von Zug: Jakob Schicker.
Von Glarus: Gilg Tſchudi, der Geſchichtſchreiber.
Von Freiburg: Sebaſtian Alt.
Von Solothurn: Jakob Hugi.

Von Bern, Baſel und Schaffhauſen waren keine Boten gekommen, weil das Volk in allen reformirten Kantonen die Beſtrafung ſeiner Glaubensgenoſſen mißbilligte und dem Betragen des Standes Zürich lauten Beifall gab. Aber die Geſandten der katholiſchen Kantone ließen ſich durch ihre Abweſenheit nicht abhalten, ihre Reiſe nach Locarno anzutreten.

Die Reiſe über den Gotthard am 10. Januar war mühſam und gefahrvoll; bei milder Luft ſchneite es ſtark; mehrere Schneelawinen ſtürzten mit donnerndem Getöſe vor und hinter den Geſandten in die Tiefe und drohten, den ganzen Zug wegzuſchleudern. Gilg Tſchudi

bemerkte: „man hätte eben nicht so eilen dürfen, mit Leib und Lebensgefahr etliche irrgläubige Ketzer aus ihren Häusern in den Schnee zu jagen; für uns wäre es sicherer, und den armen Gesellen zu gönnen gewesen, wenn wir sie den Winter über in den Häusern sitzen lassen; die Lawinen können uns da ein schlimmes Fastnachtspiel machen, wenn nicht Gott und seine Heiligen uns geleiten." Ein Anderer antwortete: „Herr Gesandter, ich denk eben: die Ketzer sollten hier am Berg unter den Lawinen und wir in ihren hübschen Häusern und Stuben sein: sind wir nur einmal drinnen, so wollen wir nicht vergessen, was wir da ausstehen." Die Fuhrleute baten die Herren, zu schweigen, weil es nichts Seltenes wäre, daß ein einziger Laut eine Lawine in Bewegung bringe. Alles ritt nun in regungsloser Stille fort.

Erst den 12. langten die Gesandten in Locarno an, so müde, daß sie den 13. weder sich berathschlagen, noch Jemand vor sich lassen wollten. Am 18. begann auf dem Rathhause das Verhör. Zuerst mußten die äußern Gemeinden der Herrschaft (d. h. diejenigen, welche nicht im Flecken Locarno selbst wohnten) vortreten. Unter diesen waren Wenige, welche Neigung zu der neuen Lehre hatten, und auch diese Wenigen waren ganz zurückgetreten, sobald sie sahen, daß Gefahr damit verbunden sei; auch war das Fleischessen an Fasttagen der Hauptpunkt gewesen, den sie übten und glaubten, so lange sie es ungestraft üben zu können meinten. Da sie ihre Treue gegen den alten Glauben betheuerten, wurden sie von den Gesandten gnädig entlassen.

Weil es schon spät war, wurden die Einwohner des Fleckens auf den folgenden Tag berufen. Abends zuvor beschlossen die Katholiken, nicht mit den Reformirten vor den Gesandten zu erscheinen, um zu zeigen, daß sie keinerlei Gemeinschaft mit den Ketzern haben. Auch die Evangelischen beriethen sich, wie sie sich benehmen und ob sie den Gesandten schriftlich oder mündlich antworten sollten. Sie beschlossen, ein von Bekkaria aufgesetztes Glaubensbekenntniß vorzulegen und um eine Milderung des Urtheils zu bitten. Bis dahin war Alles einig; als man aber weiter fragte, wohin man ziehen wolle, falls das Urtheil nicht gemildert würde, da übernahm Etliche die Furcht und sie erklärten: „sie hätten nie gedacht, daß die Sachen so weit kommen würden; ihr Vaterland zu verlassen und sich mit Weib und Kind in unabsehbares Elend zu stürzen, sei zu hart, Niemand habe Etwas von seinen Gütern verkaufen können; auch werde

man ihnen nie den Werth dafür bezahlen: was sie mitnähmen, würde bald aufgezehrt sein und als arme Leute würden sie überall unwerth und verachtet werden. Also rathen sie, sich dem Willen der Oberen zu fügen und auf bessere Zeiten zu warten, den Glauben können sie ja im Herzen behalten; falls aber Etliche anderen Sinnes wären und freiwillig und ohne Noth in's Elend ziehen wollten, so können sie das nicht hindern, aber sie müssen sich von ihnen sondern, um nicht auch unglücklich zu werden; dem wahren Glauben werden sie nicht entsagen, wenn sie schon äußerlich solches zu thun scheinen." Bestürzung, Staunen, Mitleid bemächtigte sich der Uebrigen bei diesem unerwarteten Vorschlag; man bat, man flehte, man ermahnte sie, doch abzustehen von einer so feigen Gesinnung, durch welche sie nur sich selbst und Andere verächtlich werden müßten; Alles vergebens.

Sie verfügten sich also geraden Weges zu den Katholiken, wurden aber von diesen zurückgewiesen, weil sie fürchteten, ihr eigener Glaubenseifer möchte den Gesandten verdächtig scheinen, wenn sie in Gesellschaft solcher angeblich Bekehrten erschienen.

So erschienen denn am 16. Januar die katholischen Locarner zuerst vor den Gesandten; auf ihre Versicherung, daß sich Niemand unter ihnen mit Ketzerei befleckt habe, wie ja ihr früheres Schreiben an die sieben Orte bezeuge, wurden sie sogleich entlassen.

Nach ihnen schleppten sich etliche und zwanzig Personen in den Saal. In ihren Mienen sah man nicht jene edle Zuversicht, welche auch sonst den Schüchternen belebt, wenn der Ruf an ihn ergeht, für eine erkannte Wahrheit einzustehen. Mit niedergeschlagenen Blicken traten sie vor die Gesandten: „man möchte ihnen ihren bisherigen Ungehorsam verzeihen, sie wollen in Zukunft standhaft beim alten Glauben bleiben; sie seien aber — fügten sie hinzu, um das Maß ihrer Niederträchtigkeit voll zu machen — von ihren Verwandten und Freunden verführt worden." Der Gesandte von Luzern fertigte sie mit der kurzen Antwort ab: „man werde untersuchen, wie weit sie sich verfehlt haben, und ihr künftiges Betragen werde beweisen, ob ihr Glaubensbekenntniß ernstlich gemeint sei."

Mit unruhiger Scham gingen sie an die Treppe, als eben die Evangelischen paarweis hinauf stiegen, eine Begegnung, jener nicht unähnlich, da Jesus dem Jünger, der ihn drei Mal verläugnete, einen Blick zuwarf.

Alle evangelischen Männer und Frauen erschienen vor den Ge-

ſandten; die Männer traten nach ihrem Alter gereihet in den Saal, ihnen folgten paarweiſe die Gattinnen, die ihre furchtſam ſich anſchmiegenden Kinder an der Hand führten oder die kleineren auf den Armen trugen, die ſchüchtern ihre Geſichter vor der unbekannten Menge am Hals ihrer Mutter zu verbergen ſuchten. Nach dieſen kamen die Töchter; alle, reinlich gekleidet, zeigten in ihren Geberden Anſtand und Ehrfurcht, aber auch die feſte Unerſchrockenheit, die das Bewußtſein der Schuldloſigkeit und hoher religiöſer Sinn einflößen. Der Eindruck, den dieſer ungewohnte Zug auf die Geſandten machte, war verſchieden; bei den meiſten erweckte der Anblick älterer Männer, anmuthiger Frauen und Mädchen und zarter, unmündiger Kinder das Gefühl des Mitleids bei dem Gedanken, daß ſie in wenigen Tagen von Vaterland und Wohlſtand ſollten fortgetrieben und bei herber Winterkälte in die rauhen, unwegſamen Gebirge gejagt werden. Andere Wenige beluſtigte der Anblick eines Aufzugs junger Frauen und ſchöner Töchter, und ſie ſpotteten ihres feierlichen Ernſtes.

Als ſie vor dem Richter ſich in Ordnung geſtellt hatten, redete ſie der Geſandte Sonnenberg, ſichtbar ergriffen, mit ſanftem Ernſte an und fragte, „was ſie anders, als ihre Mitbürger anzugeben hätten; ob ſie die Leute ſeien, die den alten Glauben verlaſſen, und wozu dieſer Zug von Frauensperſonen und Kindern?“

Duno antwortete und legte im Namen Aller das kurze Glaubenskenntniß der reformatoriſchen Zeit ab und ſchloß dann mit den Worten: „Was das Weltliche betrifft, ſo dürfen wir uns auf euch ſelbſt berufen, gnädige Herren, daß wir gegen unſern Oberherrn immer Treue und Gehorſam erzeiget; wir ſind auch immer bereit, allen Befehlen unſerer Herren zu gehorchen und Hab und das Leben in ihrem Dienſte aufzuopfern; nur bitten wir euch um Gotteswillen, laßt uns Gott nach unſerm Glauben dienen; erbarmet euch eurer treuen Unterthanen und unſerer armen Weiber und Kinder und laßt uns in unſerm Land und unter eurem Schutz leben, wenn es ohne Nachtheil des gemeinen Weſens, des Friedens, und ohne Beeinträchtigung eures eidgenöſſiſchen Bundes ſein kann. Wenn es euch aber anders gefällt, ſo ſind wir Alle mit unſern Weibern entſchloſſen und willig, über uns zu nehmen Alles, was Gott gefallen wird, uns durch euch aufzulegen.“

Duno legte das Glaubensbekenntniß in lateiniſcher Sprache nebſt angehängter Bitte auf den Tiſch.

Seine Rede ward von einigen Gesandten mit Ungeduld angehört und kaum hatte er ausgeredet, so nahm einer der Gesandten das Wort: „Wir sind nicht da, um eure Sekte anzuhören, sondern euch zu richten, darum mögt ihr mit kurzen Worten anzeigen, ob ihr wollt von eurer neuen Sekte abstehen oder nit."

Duno antwortete: „wir wollen bei unserem Glauben, bis wir widerlegt sind, bis in den Tod beharren und müssen unserer Herren Urtheil mit Geduld tragen."

Sonnenberg las ihnen nun den Artikel über die Verbannung vor und einer der Gesandten verabschiedete sie jetzt mit den spottenden Worten: „Gehet jetzt und rüstet euren Fastnachtszug."

6. Ein Stück aus der Priesterreligion.

Hätte man doch die Locarner ungestört ihren Zug rüsten lassen! Aber siehe da, am Tage nach dem geschilderten Verhöre hielt der Bischof Riperta von Ferracina, begleitet von zwei Mönchen, Allen unerwartet seinen Einzug in Locarno, um den abgefallenen Schafen zu guter Letzt noch einmal das ganze Glück des kirchlichen Regiments und die Milde des Szepters, unter dem sie bisher gelebt, recht fühlbar zu machen. Was die Strafen seien, mit welchen die katholische Kirche ihre mütterliche Liebe gegen abgefallene Kinder zu zeigen pflegte, das war männiglich bekannt; was man von dem Bischof erwarten durfte, hatte er schon auf der Tagsatzung zu Baden gezeigt; und nun erst noch zwei Mönche, die sich Doktoren der Theologie nannten und Beisitzer der Inquisition (Ketzergericht) waren! Die reformirten Locarner durften froh sein, daß die weltlichen Gesandten noch nicht abgereist waren, von denen sie wenigstens einigen Schutz erwarten durften.

Obwohl die Erscheinung des Bischofs den meisten Gesandten keineswegs willkommen gewesen war, so empfing man ihn doch mit allen seiner Stellung angemessenen Ehrenbezeugungen, wofür der Bischof sich mit einer Mahlzeit erkenntlich zeigte, zu welcher die Gesandten auf den folgenden Tag eingeladen wurden. Bei dieser Gelegenheit gab er den Gesandten nicht undeutlich zu verstehen, wie übel das Verfahren der katholischen Stände gegen die Ketzer angebracht sei; weil er jedoch kein Freund von strengen Maßregeln sei, so wolle er den Weg der Ueberzeugung nicht verwerfen und deßwegen durch seine Mönche den Irrgläubigen die Beweise des altkatholischen Glaubens

vortragen laſſen, die ſie in ihrem Leben wohl nie gehört haben. Die Geſandten erlaubten das und ließen den Evangeliſchen anſagen, die Apoſtel mit Ehrfurcht aufzunehmen und anzuhören.

Augenblicklich begannen die Mönche ihr Werk und beſtürmten in ihrem Eifer zuerſt die Angeſehenſten unter den Reformirten, mußten aber am Abend dem Biſchof klagen, daß ihre Gründe bei dieſen verſtockten Ketzern unwirkſam ſeien: nur durch Feuer und Schwert würden ſie den gehörigen Nachdruck bekommen. Beſonders beſchwerten ſie ſich über die ärgerliche Aufführung der Frauen, bei denen ſie „als den ſchwächern Geſchirren" mit der Bekehrung den Anfang hätten machen wollen und die ihre beſten Gründe „nur mit beißendem Spott beantwortet haben"; keine Strafe könnte für ſie zu hart ſein.

Jetzt drang der Biſchof auf fruchtbarere Bekehrungsmittel, unter Anderem verlangte er, daß wenigſtens die Kinder der Ketzer und alle ihre Güter zurückbehalten würden, wovon ein Theil zur Erziehung der Kinder in der katholiſchen Religion verwendet, das Uebrige der Kirche geſchenkt werden ſollte. Die Geſandten wieſen aber ſeine Forderungen zurück.

Nun beſchloß der Prieſter, das Werk der Bekehrung in eigener Perſon vorzunehmen; ſeine Mönche machten ihm zwar geringe Hoffnungen, aber der Ehrgeiz, dasjenige vielleicht doch zu Wege zu bringen, was ſeinen gelehrten Mönchen nicht gelungen war, und der Kardinalshut, der ihm zum Dank für ſeinen angeſtrengten Eifer in Ausſicht ſtand, befeuerten ſeinen Muth. Mit Prunk kündigte er an, daß er am folgenden Tag die Bekehrung der Irrgläubigen ſelbſt übernehmen wollte. Auch er wollte mit den „ſchwächeren Geſchirren" beginnen; er ließ daher die angeſehenſten Frauen in ſeine Wohnung einladen. So unangenehm dieſe Einladung in ſein Haus den Frauen war, ſo mußten ſie doch folgen; ſie gingen, von ihren Männern begleitet, jede die Bibel unter dem Arm. Des Biſchofs Prieſter empfingen ſie vor ſeinem Zimmer und wieſen die Männer zurück. Der Biſchof ſchlug einen andern Weg ein, als ſeine Mönche; er wollte durch die glatten Manieren eines feinen Weltmannes ſiegen, den ſchönen Frauen nichts Unangenehmes ſagen. Mit ſanfter Stimme forderte er die Frauen auf, ihm die Sätze anzuzeigen, um deren willen ſie ſich von der Kirche trennten. Sie thaten es und baten ihn, ſie aus der heiligen Schrift zu widerlegen; aber dem geiſtlichen Herrn war dieſe ein ziemlich unbekanntes Buch, er führte daher Kirchengeſetze und Kirchenväter

in Menge an und meiſtens in der, den Frauen unverſtändlichen, lateiniſchen Sprache. Am Ende hob er einige Sätze heraus, die er nun auf's Gründlichſte erwieſen hätte; aber da ſie ſeine Beweiſe von Neuem mit dem ganzen Eifer einer durch Ueberzeugung erhöhten weiblichen Beredſamkeit widerlegten, konnte er ſeinen Zorn nicht mehr unter verſtellter Freundlichkeit verbergen, und als ſie gar an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirten, da hüllte er ſich in ſeine Würde ein und ſchickte ſie mit Drohungen fort. Bei den Geſandten beſchuldigte er die Frauen der Läſterung gegen die Meſſe und die Heiligen, und verlangte, daß, wenn nicht alle, doch die Muralto in's Gefängniß geführt werden müſſe. Nach einigem Zaudern willigten die Geſandten ein und ſandten Häſcher in das Haus des Giovanni von Muralto, um ſeine Frau gefangen zu nehmen.

Die Häuſer der Edelleute waren faſt alle an dem Ufer des See's gebaut und mit heimlichen Ausgängen verſehen, die ihren Urſprung aus den unruhigen Kriegszeiten hatten. Muralto's Haus lag gleichfalls am Ufer, eine kleine Thür, die an dasſelbe ging, war inwendig durch einen Schrank verdeckt, in welchem aufgehängte Kleider verbargen, daß durch denſelben ein Ausgang ſei.

Als die Häſcher in Muralto's Wohnung anlangten, trafen ſie die Frau im Zimmer, wie ſie ſich eben die Haare kämmen ließ. Auf die Aufforderung, mit ihnen auf das Schloß zu gehen, verlor ſie Muth und Beſinnung nicht; ſie begehrte nur einige Augenblicke, um ſich anzukleiden, ging dann in das anſtoßende Gemach, öffnete langſam den Schrank, ſtieg mit fliegender Eile in denſelben hinein und durch ein weggeſchobenes Brett und die kleine Thüre in das Schiff, und ruderte mit allen Kräften an das jenſeitige Ufer.

Die Häſcher, die eine Weile gewartet hatten, traten in die Kammer, in welcher ihre Gefangene ſein ſollte, und fanden Nichts, als den offenen Kleiderſchrank; das Brett war wieder vorgeſchoben und keine andere Thüre da. Die Flucht war ihnen ſo unbegreiflich, daß ſie der feſten Ueberzeugung waren, die Frau habe einen Vertrag mit dem Teufel geſchloſſen, der ſie durch die vergitterten Fenſter hinweggeführt. Dieſes zu bezeugen, eilten ſie auf das Schloß. Als ſie auf die Straße kamen, löste ſich das Räthſel: ſie ſahen die Frau im Schiff in voller Arbeit und ſchon eine gute Strecke vom Ufer entfernt. Man lachte über die erſchrockenen und betrogenen Häſcher.

Aber der Biſchof fand die Sache nicht ſpaßhaft; er klagte bei

den Gesandten über das frevelhafte Beginnen. Um ihn zu begütigen, wurden die Häscher auf's Neue abgesandt, die anderen Frauen in Verhaft zu nehmen, aber diese waren noch zu rechter Zeit vorher entwichen.

Der Bischof schnaubte und verlangte, daß die Männer an ihrer Statt haften und ihr Gut confiscirt werden sollte. Das Erstere gaben die Gesandten nicht zu, aber das Weibergut befahlen sie, einzuziehen, jedoch nicht zu Handen der Kirche, wie der Bischof gemeint hatte, sondern der Kammer.

8. Der Blutrath.

Schon seit langer Zeit saß ein Verbrecher im Gefängniß, Namens Nikolaus Grächus, mit dem hatte es folgende Bewandtniß:

Im Herbst 1554 trug er als ein armer Taglöhner dem Priester der Kapelle auf dem Berg Madonna del Sasso den Zehntenwein zu. Auf dem Weg begegnet ihm ein Weib in gleichem Geschäft; Grächus fragte diese, ob sie dem Pfaffen auch Wein tragen müsse, damit er desto mehr verkaufen und Geld lösen könne? Die Frau antwortete: Das ficht dich Nichts an; den Wein bringe ich unserer lieben Frauen, geb' ihn dann der Kaplan, wem er will. Indessen kam noch eine andere Weinträgerin zu dem Gespräch, die wollte gehört haben, daß Nikolaus erwiederte: die Frau da oben ist ein Götz u. s. w. Ein junger Bursche, der eben hinzu kam, hörte auch Etwas von diesen tollen Reden. Die Weiber fluchten auf Nikolaus und gingen fort; gegen den jungen Menschen, der bei ihm sitzen blieb, erklärte er, er habe nicht von unserer lieben Frauen im Himmel geredet, die er sein Lebtag in Ehren gehalten, sondern von dem hölzernen Bild in der Kapelle, das erst vor wenigen Jahren wieder mit Farbe angestrichen worden sei, damit es nicht vom Wurm gefressen werde.

Nikolaus wurde wegen seiner ärgerlichen Reden beim Landvogt verklagt; seine Freunde riethen ihm, die Flucht zu ergreifen, er stellte sich aber freiwillig und bat den Landvogt, die Sache zu untersuchen. Er wurde also in das Gefängniß gelegt.

Die Weiber klagten auf ihn, er hätte die heilige Mutter Gottes gelästert und sie eine Säuferin gescholten; sie beriefen sich auf das Zeugniß des genannten jungen Burschen. Dieser sagte aus: er habe von dem Nikolaus vernommen, daß er nicht von der Heiligen im Himmel, sondern nur von dem Bild in der Kapelle gesprochen. Was

er aber gesagt, wisse er nicht, es sei geredet worden, ehe er zum Gespräch gekommen.

Nikolaus läugnete gänzlich, daß er die Heilige eine Säuferin genannt. Auf die Folter geschlagen, bekräftigte er seine erste Aussage. Der Prozeß blieb liegen, bis die Gesandten kamen. Vor diese geführt, blieb er bei seiner Aussage, ebenso die Weiber, als einzige Zeugen, bei ihrer Klage. Die Gesandten waren verlegen. Aber der Bischof redete mit Jedem besonders und band ihnen auf's Gewissen, die Ehre der heiligen Maria durch den Tod des abscheulichen Lästerers zu retten. So wurde der 21. Januar zum Blutgericht angesetzt.

Dem Verbrecher wurde ein Fürsprech aus den Reformirten gestattet, der hauptsächlich des Beklagten freiwillige Stellung vor den Landvogt und seine an der Folter erhärtete Aussage hervorhob und das Zeugniß von Weibern bei einem auf Leben und Tod Angeklagten nicht als gültig anerkannte. Er bat um Lebensfrist für den Beklagten, der selbst auf den Knieen liegend in sprachloser Angst um Gnade flehte.

Sein Weib und drei kleine Kinder waren durch Volk und Wachen in den Saal gedrungen und stürzten neben dem Gatten und Vater auf die Kniee; unter heißen Thränen schrie sie zu dem Richter für des Beklagten Leben. Nikolaus wurde wieder abgeführt und Weib und Kinder mußten ihm folgen.

Nach einem Streit der Gesandten, wer zuerst seine Stimme abgeben müsse, urtheilte zuerst Sonnenberg bei seinem Eid, Nikolaus Grächus soll eine Stunde an den Pranger gestellt, hernach wieder in das Schloß geführt und von da aus durch den Flecken mit Ruthen gepeitscht werden und dann die italienischen Herrschaften verlassen.

Beroldingen von Uri stimmte bei, doch mit dem Anhang, daß die Zunge des Lästerers auf ein Holz genagelt werde, so daß er sie wegreißen müsse.

Die Gesandten von Schwyz, Unterwalden, Zug stimmten zum Tod, um die Ehre Gottes zu retten. Tschudi von Glarus stimmte dem milderen Urtheil, aber Freiburg und Solothurn gaben den Ausschlag zum Tod durch's Schwert.

Der Fiscal begab sich zu dem Gefangenen und kündigte ihm das Urtheil an, ihm waren des Bischofs Mönche auf dem Fuß nachgeeilt und anerboten dem Nikolaus, ihn zu bekehren und seine Beichte zu hören und machten ihm Hoffnung, er könnte dann wohl noch

begnadigt werden. Aber Nikolaus blieb fest; sobald er sein Urtheil gehört, kam standhafter Märtyrermuth in seine Seele. Er antwortete den Mönchen: „ich habe Gott gebeichtet, der mir meine Sünden verzeihen wird, wie ich denen verzeihe, die über mich falsch gezeuget haben; ich brauche keinen Beichtvater, und will dem Glauben nicht untreu werden, der mich jetzt in der Stunde des Todes stärkt.“ Er verlangte, die Mönche sollten ihn jetzt ruhig lassen und wandte sich gelassen zu seinem Weib und seinen Kindern. Diese zog er auf seinen Schooß; seine Frau erlag dem Jammer und sank bewußtlos hin; in kindischer Unschuld wußten die Unmündigen nicht, was das Alles zu bedeuten habe, aber ihr wehmüthiges Geschrei erschallte laut durch das ganze Gebäude.

Während dieser Jammerscene kamen von den Evangelischen in's Gefängniß, so viele dieses fassen konnte, um ihren Bruder, den sie als Märtyrer ihrer Lehren ansahen, zu trösten und ihn auf dem harten Gang zum Tode zu begleiten. Etliche trugen auf des Nikolaus Bitte, dem der Anblick die Seele erschütterte, die immer noch bewußtlos liegende Gattin weg; er küßte seine Kinder und übergab sie denen, die ihm am nächsten standen. Da auch diese weggebracht waren, bat er noch einmal ruhig die Mönche, ihn nur noch die wenigen Augenblicke seines Lebens ungestört und mit seinen Freunden allein zu lassen. Aber sie drangen auf's Neue auf Widerruf und Beichte und redeten von Höll' und Teufel, wie wenn sie beide schon gesehen hätten. Nikolaus und seine Freunde wurden endlich ungeduldig und hießen die Mönche das Gefängniß räumen; diese wichen der Menge und übergaben alle Anwesenden dem Teufel.

Während dieß im Gefängniß vorfiel, hatten sich die katholischen Einwohner des Fleckens vor dem Hause versammelt, in welchem die Gesandten Blutrath gehalten, und sandten Abgeordnete an dieselben mit der Bitte, dem Nikolaus Grächus das Leben zu schenken. Sie erhielten die Antwort: „ihre Bitte komme zu spät, das Urtheil sei gefällt, warum sie die Bitte nicht früher vorgebracht?“ Sie erwiederten, es sei noch früh genug, Gnade zu ertheilen, weil der Verurtheilte noch lebe. Zugleich beriefen sie sich auf eine alte Freiheit, einen Verurtheilten ab dem Stricke lösen zu dürfen. Die Gesandten zeigten sich geneigt, den Forderungen des Volkes nachzugeben, aber jetzt stürmte der Bischof zu den Gesandten, warnte und drohte, „der Tod durch das Schwert sei noch viel zu gelinde, der Lästerer hätte

sollen lebendig verbrannt werden, wie es in allen gut katholischen Ländern der Brauch sei". Zu gleicher Zeit rannten seine zwei Begleiter unter das Volk und beschworen Gottes Strafgericht über ihre Häupter, wenn sie noch ferner Fürbitte für den Verbrecher einlegen würden. Unterdessen strömte auch, von Neugier getrieben, das Landvolk zahlreich in den Flecken. Sie nahmen keinen Theil an der Fürbitte für den armen Verurtheilten, sie protestirten förmlich dagegen und Viele bezeigten eine rasende Freude, einmal schwarzes Ketzerblut durch Henkershand fließen zu sehen.

Die Einwohner des Fleckens wurden endlich überstimmt und die eidgenössischen Gesandten, genau unterrichtet, was auf der Straße vorgehe, entschieden jetzt: „es bleibe bei dem Urtheil" und verließen den Richtsaal.

Der Gefangene wurde aus dem Schloßgefängniß vor das Rathhaus geführt und sein Urtheil öffentlich verlesen; es heißt darin: „obwohl er nicht Alles bekannt, sei er auf genugsame Kundschaft dahin gerichtet worden."

Als der Verbrecher auf den Richtplatz geführt wurde, standen die Gesandten am Fenster; die Einwohner des Fleckens ließen nicht nach, bis Nikolaus noch einen Kniefall vor ihnen that und um Gnade flehte; die Gesandten traten zurück, Sonnenberg mit thränenden Augen.

Dem Landvogt Räuchlin war auf sein Begehren gestattet worden, an dem ganzen Prozeß keinen Theil zu nehmen, aber der Exekution mußte er als Reichsvogt beiwohnen. Als der Scharfrichter den Streich gethan und nach Gebrauch den Landvogt fragte: ob er recht gerichtet? antwortete dieser: du hast gethan, was dir die Gesandten der sieben Orte befohlen und dabei lass' ich's bleiben.

9. Abschied. Die neue Heimath.

Nachdem dieses Beispiel der Strenge an einem der Glaubensbrüder gegeben war, wurde den übrigen Evangelischen angezeigt, daß sie bis zum 3. März bei Lebensstrafe das Land räumen sollten. Ihre inständige Bitte, den Termin aus Mitleid mit schwachen Frauen, kleinen Kindern und einigen Kranken bis Ostern zu verlängern, wurde von den Gesandten abgeschlagen und Einer derselben gab zur Antwot: „wir haben euretwegen auch erfahren, wie es ist, durch Schneelawinen reiten; ihr werdet's um eures Glaubens willen auch erleiden mögen. Besser wär's, ihr sorgtet dafür, daß eure Weiber und Kinder in jener

Welt nicht zu heiß hätten, als daß ihr das Frieren in den Bergen fürchtet!" Auch sonst wurde ihnen der Abschied durch verschiedene Umstände erschwert. Die gut gemeinten Zudringlichkeiten der katholischen Locarner, um die Reformirten zum Bleiben zu bewegen, der frömmelnde Bekehrungseifer, mit welchem sich die ehemaligen Reformirten besonders an Weiber, deren Männer es nicht mit der reformirten Gemeinde hielten, oder an Männer, deren Frauen katholisch blieben, oder gar an Kinder machten, gaben den Reformirten viel zu schaffen; ja einige Tage vor der Abreise wurden sogar fünf Kinder heimlich entführt und erst den strengen Nachforschungen, welche der Landvogt veranstaltete, gelang es, die Geraubten ihren Eltern wieder zuzuführen. Indessen erfuhren die Reformirten auch manche rührende Beweise der Liebe ihrer Mitbürger. Als Aloys Orelli am Abend vor der Abreise im Hause seines Bruders Francesco war, kam dieser bei schon angebrochener Dunkelheit mit einer Schachtel voll Erde, die er selbst in Aloys' Meierei ausgegraben hatte. „Diese Erde, Bruder — sprach er zu Aloys in Gegenwart seiner Gattin und Kinder — nimm mit und bewahre sie; sie sei Zeuge, daß ich keinen Zoll Land von dir nehmen will, und daß ich nicht zugeben werde, daß Anderer Eigennutz dich drücke. Dornen und Disteln müssen meine Güter tragen, wenn ich etwas von deinem Eigenthum mit Unrecht an mich bringe oder dazu schweige, wenn Andere es thun wollen. Pflanze Etwas in diese Erde und erinnere dich dabei des Landes, aus dem du gezogen bist und des treuen Bruders, den du zurücklässest, der, was dein ist, schützen wird, wie, was sein ist", und halb lächelnd, halb wehmüthig fügte er hinzu: „wenn du, wie unsere Mönche sagen, in jener Welt ein armer, gequälter Teufel sein willst, so sollst du doch in dieser noch, so gut wie ich, als Edelmann leben, Das versprech ich dir."

Nun war der 3. März, als der vom Richter zum Abzug angesetzte Tag, angebrochen. In der Nacht war viel Schnee gefallen; die Kälte war für die Jahreszeit ungewohnt streng; dennoch hatte sich vor Anbruch des Tages das Landvolk in Menge in den Flecken gedrängt, um die Abreise der Verwiesenen anzusehen. Die Gassen waren voll von Menschen; vor den Häusern der Reformirten wurden die Saumrosse beladen. Die Menge des herumliegenden Gepäcks erregte bei dem Landvolk Begierde, zu plündern; sie murmelten davon untereinander; Einer schrie aus dem Haufen: „dieser ist mir noch schuldig;" Andere

schrieen nach; bereits fing man an zu plündern. Der Landvogt mußte dazwischentreten; Francesco Orelli trieb den Pöbel mit dem Schwert auseinander; die Evangelischen eilten, die Heimath zu verlassen.

Ein Kranker, Antonio Trevanus, und eine Frau, die in der Nacht niedergekommen war, hatten vom Landvogt Erlaubniß erhalten, noch einige Tage zu bleiben; ein Priester bemerkte, daß sie beim Abzug fehlten; er machte Lärm; begleitet von dem Pöbel, stürzte er in die Wohnungen und schleppte die vor Schrecken halbtodte Wöchnerin und den im Fieber liegenden Trevanus auf die Gasse. Diese Grausamkeit brach den Evangelischen das Herz. Bis jetzt hatte man bei ihnen keine Thränen fließen gesehen. Nun war ein lautes Weinen und klagend schieden sie von einem Vaterland, welches verlassen zu müssen unter der Rückerinnerung an viele genossenen Freuden, an zurückgelassene Ehegatten, Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde, Ehren und Güter, ihnen so schon mehr als Todesbitterkeit gewesen wäre, wenn nicht ihr Glaube sie gegen alle Schrecken des irdischen Lebens fest gemacht hätte. Die beiden Kranken wurden so sorgfältig behandelt, als es die Umstände erlaubten; aber dennoch hielt es die Frau nur wenige Stunden aus; ihr Kind war in den Armen der ächzenden Mutter verschieden und wenige Augenblicke darnach starb auch sie, eben da sie einen Trunk labenden Wassers zu nehmen sich aufrichten wollte. Trevanus bat seine Träger, ihn liegen zu lassen, da er fühle, daß sein Ende nahe sei; kaum hatte er ausgeredet, so verließ auch ihn das Leben.

Die Uebrigen erreichten, von Kälte und Müdigkeit beinahe erstarrt, mit einbrechender Nacht das erste bündnerische Dörfchen, Roveredo; hier wurden sie freundlich empfangen, gastlich bewirthet, so gut es die Dorfleute vermochten und eingeladen, zu bleiben, bis die Kälte nachgelassen und die Bergstraßen ohne Gefahr zu bereisen wären. So blieben die Verwiesenen bis Anfangs Mai in diesem kleinen friedlichen Dorfe. Am 1. Mai verließen sie das gastliche Roveredo, nachdem sie vorher nach frommer Sitte einen Bettag mit ihren Wohlthätern gehalten und sich dem Schutz Gottes empfohlen hatten. In der frohen Hoffnung, eine Ruhestätte zu finden, wo sie unter theilnehmenden Glaubensbrüdern ungekränkt Gott nach ihrem Gewissen dienen könnten, bestiegen sie muthvoll und freudig die rauhen Gebirge; es begegnete ihnen kein Unfall; überall, wo sie Herberge suchten, wurden sie gütig aufgenommen. Den 12. Mai 1555 kamen sie, 126 an der Zahl,

in Zürich an. Dieſer Tag war wie ein Feſttag für die ganze Stadt; ſobald man die Schiffe von ferne kommen ſah, begab ſich eine Menge Bürger an's Geſtade, um die fremden Ankömmlinge zu empfangen und ihnen Herberge und Hilfe anzubieten.

Als ſie ausſtiegen, entſtand ein edler Wetteifer unter den Zürichern, wer Einen von dieſen Fremdlingen mitnehmen dürfte.

Wie jubelte es jetzt in den lange geängſtigten Gemüthern! Das waren nicht die rauhen Gebirge und die unfruchtbaren Ebenen, wie ſich die meiſten Locarner die innere Schweiz vorgeſtellt hatten; ihre neue Heimath war das ſchöne Zürich — weithin die fruchtbaren Rebengelände und der liebliche See; aber noch mehr: da waren edle, mitleidige Menſchenherzen, die der Noth ihrer Brüder ſich erbarmten und den Verſtoßenen gerne eine Zufluchtſtätte bereiteten.

Berg.
z. Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing.

G. E. Leſſing,

(geb. den 22. Januar 1729, geſt. 15. Februar 1781.)

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

„Er war ein Mann, nimm ihn Alles in Allem, ich werde nach ihm nicht ſeines Gleichen ſehen.“ Leſſing's Charakterbild zu zeichnen, iſt im Grunde leicht. Wer von dem Schriftſteller nur einige Blätter geleſen, hat ein Bild von dem Menſchen; nirgends hat es ſich mehr bewährt, daß der Styl der Menſch iſt; nirgends wird von dem gedruckten Blatte der Charakter ſo treu und klar zurückgeſpiegelt. „Jeder gebildete Deutſche — ſagt daher Danzel — hat von Leſſing's Eigenthümlichkeit eine eigene, unzerſtörliche, man möchte ſagen, kryſtalliniſch ſcharfe Anſchauung, wie von keinem andern hervorragenden Manne ſeines Volkes. Das muß ſeinen Grund in dem Gegenſtand der Anſchauung haben, denn wie man ſonſt gerade von Leſſing eine beſonders klare Vorſtellung haben ſollte, iſt nicht abzuſehen, da er Nichts weniger, als der bekannteſte von unſern großen Schriftſtellern iſt.“ Aber eben darum iſt es wieder ſehr ſchwer, dieſes Bild nach ſeinen einzelnen, lebensvollen Zügen in einem engen Rahmen zur vollen Anſchauung zu bringen. Man müßte, um dieſen einzigen Menſchen in der Fülle ſeines Geiſtes und in der Herrlichkeit ſeines Charakters anzuſchauen, dem Schriftſteller folgen auf all' die großen und kleinen Gänge ſeines Geiſtes, wie es neuerdings Danzel*) und Adolf Stahr**) gethan haben. Nach den gründlichen und erſchöpfenden Arbeiten dieſer

---

*) Th. W. Danzel, G. E. Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke, fortgeſetzt von Guhrauer.

**) Adolf Stahr, G. E. Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke. 2 Bde. 1859.

beiden Männer ist es ohnehin nicht leicht, Etwas über Lessing zu sagen, was nicht schon besser gesagt wäre. Und doch gebührt in dem Bildersaale derjenigen Menschen, welche theils durch ihre religiösen Ansichten, theils durch ihre Persönlichkeit einen nachhaltigen Einfluß auf unser Geschlecht ausgeübt haben, Lessing eine der ersten Stellen. Es geschieht daher nur mit Schüchternheit, mit dem Gefühl des Unvermögens, wenn wir es versuchen, dem Leser dieses Charakterbild vorzuführen.

Wir machen drei Abschnitte: 1. Jugend- und Lehrjahre; 2. Wanderjahre; 3. Meisterjahre. Diese Eintheilung wäre freilich völlig schief, wenn es sich um den ganzen Lessing handelte, auch um seine literarische Thätigkeit auf allen Gebieten, auf welchen er seinen Samen ausgestreut hat. Aber für unsere Aufgabe, die es nur mit Lessing als dem sittlich-religiösen Charakter zu thun hat, ist eben die letzte Periode seines Lebens die Meisterperiode, weil er hier das Religiöse ausdrücklich in den Vordergrund seines ganzen geistigen Lebens gestellt hat.

I.

Jugend- und Lehrjahre.

Es ist mehr, als bloße Neugierde, wenn wir nach dem Stammbaum großer Männer uns sorgfältig erkundigen. Welcher Leute Kind man ist, ist ja für die Schätzung, die wir von der Welt erfahren, wie für unser eigenes Werden von unendlicher Wichtigkeit. Je bedeutender ein Mensch ist, desto mehr ist allerdings sein Leben das Werk seiner Freiheit, die That des Mannes, der sich selbst macht; aber die Freiheit muß ihr Werk bauen aus dem Knochengerüste und aus dem Blut, das wir von Haus aus empfangen haben. Lessing entstammte einem protestantischen Pfarrhause und dieser Umstand ist wichtig genug, um nicht bloß mit einer flüchtigen Andeutung abgethan zu werden. Das protestantische Pfarrhaus hat eine Mission in der Geschichte. Man hat „Kinder und Bücher" oft spöttisch den einzigen Reichthum eines protestantischen Pfarrlebens genannt; aber man hat vergessen, daß man damit das schönste Lob ausspricht. Kein anderer Beruf ist auf eine edle, gemüthliche Pflege des Familienlebens, der Geburtsstätte aller menschlichen Gesittung, so von Haus aus angewiesen und von der Natur so sehr dafür begünstigt worden. Die bescheidene Lebensstellung, gesichert genug, um den idealen Sinn nicht unter dem Druck des Broderwerbes zu ersticken, und doch nicht glänzend genug, um die Sorge ganz auszuschließen, welche die Glieder einer Familie viel enger verbindet, als der Ueberfluß, die durch die Natur des Berufes geforderte Zurückziehung von rauschenden Lustbarkeiten und zerstreuenden Vergnügungen der Gesellschaft, aber dafür die um so intensivere Empfänglichkeit für die stillen, gemüthlichen Freuden des Hauses und für die uneigennützigste Gastfreundschaft, die genügsame,

prunkloſe Zufriedenheit der bürgerlichen Stände und doch eine Bildung des Geiſtes und Gemüthes, welche über die Beſchränktheit ihres Geſichtskreiſes und die Spießbürgerlichkeit ihrer Geſinnung erhebt, die freie Muße, die es hier, wie bei keinem andern Berufe, dem Hausvater vergönnt, der Familie anzugehören, und ihn höchſtens durch die leicht zu öffnende Thür des Studirzimmers von ihrem gemeinſamen Leben trennt, die ganze faſt patriarchaliſche Ehrwürdigkeit und Einfachheit des Berufes und das religiöſe Element, das hier wie die natürliche Lebensluft faſt unmerklich eingeathmet wird — Was ſollte noch fehlen, um ein edles, gemüthliches Familienleben zu erzeugen? Die Söhne aus proteſtantiſchen Pfarrhäuſern, welche nach einer nur ſelten durchbrochenen Tradition für den Beruf des Vaters oder ein anderes gelehrtes Studium beſtimmt und frühe der Reihe nach auf Schulen geſchickt werden, bringen fortwährend Leben und neue Bildungszuflüſſe in's Haus und bewahren es vor geiſtiger Austrocknung, und ſo erhalten auch die Töchter auf dem natürlichſten, dem weiblichen Geiſte angemeſſenſten Wege, durch die ganze geiſtige Athmosphäre des Hauſes eine Bildung, welche die Naturfriſche der Empfindung und häuslichen Sinn nicht erſtickt.

In einer ſolchen Familie war Leſſing aufgewachſen. Der Vater, Diaconus, nachher erſter Stadtpfarrer in Kamenz in Sachſen, war ein Muſter ſeines Standes: ein gründlich gebildeter und unermüdlich forſchender Theologe, der ſich auch als Schriftſteller hervorgethan hat, kirchlich gläubig und an den Grundſätzen der Reformation dem Papſtthum gegenüber ſtreng feſthaltend, aber dabei frei von allem pfäffiſchen Zelotismus, tolerant und human, ein Mann, der den Prüfſtein des Chriſtenthums in der Geſinnung und im praktiſchen Leben ſuchte, wie er denn durch ſittliche Würde, durch werkthätige Liebe, durch ſelbſtverläugnende Aufopferung für Andere, durch eigene Genügſamkeit und beſcheidene Zufriedenheit mit ſeinem keineswegs glänzenden Looſe ſich auszeichnete. Neben ihm die Gattin, Juſtina Salome Feller, eine Tochter ſeines Amtsvorgängers, zwar nicht frei von einiger Standesbeſchränktheit, wie ſie der Tochter eines Pastor primarius natürlich war, dabei aber rechtſchaffen und herzlich gut gegen den etwas heftigen Gatten und voll aufopfernder Hingebung für die Erziehung ihrer zwölf Kinder, von denen unſer Leſſing das zweitälteſte war. Aus dieſem Hauſe nahm Leſſing einen reichen Fond mit in ſein Leben hinaus, und zwar ſcheint der Vater dießmal das Meiſte an den Sohn

abgegeben zu haben. Vom Vater hatte er die natürliche Heftigkeit und Reizbarkeit des Temperaments, ein Fehler, der so oft die Grundlage der größten Tugenden ist. Ein Selbstgespräch, das sich aus der letzten Periode seines Lebens in Lessing's Fragmenten findet, deutet diese Seite seines Wesens in einem köstlichen Lebensbilde an; er redet dort seine „Irascibilität", seine zornmüthige Aufwallung bei Gelegenheit einer ärgerlichen Nachricht mit folgenden Worten an: „Nun wohlan, meine liebe Irascibilität! Wo bist du? Wo steckst du? Du hast freies Feld, brich nur los, tummle dich brav, knirsch nur die Zähne, schlage mich vor die Stirne, beiß mich in die Unterlippe! Indem thue ich das Letztere wirklich, und sogleich steht er vor mir, wie er leibte und lebte, mein Vater seliger! Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas wurmte, und so oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen; so wie, wenn ich ihn mir auf Veranlassung eines anderen Dings recht lebhaft denke, ich gewiß sein kann, daß die Zähne gleich auf meiner Lippe sitzen. Gut, alter Knabe, gut! Ich verstehe dich. Du warst so ein guter Mann, und zugleich so ein hitziger Mann! Wie oft hast du es mir selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitztest, so leicht in der Hitze dich übereiltest. Wie oft sagtest du zu mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut, denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens in dir gern gebessert haben." Aber auch die anderen großen Grundzüge des Vaters sind auf den Sohn übergegangen: der Hang zur Gelehrsamkeit, der von Alters her in der Familie erblich war, der feine Wahrheitssinn, der sich in dem nach Form und Geist ächt Lessingischen Wort des Vaters ausspricht: „die historische Wahrheit gleicht einem Auge, welches nicht das geringste Stäubchen leidet", die Entschiedenheit der eigenen Ueberzeugung neben der humanen Duldsamkeit, die das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet und die religiösen Eiferer „an ihren Früchten, an den Früchten des Geistes, welche da sind Liebe, Freude, Geduld" erkannt wissen will, die eigene praktische Religiosität des Mannes, der, wie sein jüngster Sohn Karl sich ausdrückt, mit fast unbegreiflicher Selbstverläugnung alles Selbstgenusses, dessen selbst der dürftigste Handwerksmann theilhaftig wird, sich für die Erziehung seiner Kinder aufopferte, alle Entbehrungen mit Heiterkeit, alle Noth mit Standhaftigkeit, alle Mühsal mit freudiger Gelassenheit ertrug

und trotz der eigenen Beschränktheit und Dürftigkeit nie einen Armen ohne eine Gabe von seiner Schwelle entließ. Wenn Lessing, aufgewachsen in einer Zeit, in welcher es nach seinem Ausspruch die gute Lebensart erforderte, sich für nichts Schlechteres, als einen Atheisten, so lange man gesund sei, halten zu lassen, wenn er, selbst der freieste Kopf, der wie Keiner angelegt war, überlieferte Vorurtheile überall zu zerstreuen, gleichwohl sein ganzes Leben lang vom tiefsten religiösen Interesse beseelt blieb; wenn er, der scharfsinnige Kritiker des geschichtlichen Christenthums und des überlieferten Glaubens, doch der Religion eine heilige Zufluchtsstätte zu retten wußte, wo sie unberührt vom Waffenlärm der theologischen Kämpfe und wissenschaftlichen Zweifel all' ihre tröstende und heiligende Kraft erweisen kann; wenn er als Student in Leipzig in übersprudelnder Jugendfülle unter Schauspielern und liederlichen Genie's ein unverdorbenes Herz sich bewahrt und später als Schriftsteller, begabt mit der leichten Erregbarkeit des Dichters, in dem frivolen Berlin das Heilige stets heilig gehalten und den sittlichen Ernst nie verloren hat; wenn er endlich am Abend seines Lebens die theologische Wissenschaft zum Staunen aller Welt zur Hand genommen mit einer Meisterschaft, mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, als hätte er sein Lebenlang nichts Anderes getrieben — so werden wir in dem Allem die unauslöschlichen Eindrücke des Kamenzer Familiengeistes wieder erkennen. Und der weltbürgerliche Literat, der in ruheloſem Geistesdrang von Ort zu Ort schweifte, dem es erst am Abend seines Lebens gelang, einen eigenen häuslichen Heerd zu gründen — er hat nie vergessen, daß er eine Heimath gehabt, und blieb Zeitlebens mit den stärksten Banden an das Vaterhaus gekettet. Sie haben ihm freilich viel Mühe gemacht, die Eltern, indem sie ihm in wohlmeinender, aber beschränkter Fürsorge den eigenen Weg, den er sich bahnte, versperren wollten; sie haben ihn vielfach gehemmt und in peinliche Lagen gebracht, indem sie in allen ökonomischen Verlegenheiten zu ihm, dem ältesten Sohne, Zuflucht nahmen; aber seine kindliche Pietät blieb ebenso unerschüttert, als die Selbstständigkeit seines Geistes und seines Lebensweges. Beides tritt aus dem Briefwechsel, den er mit dem Vater unterhielt, leuchtend hervor. Wie sehr er ihn geliebt, sehen wir aus dem Schmerze, mit dem der Tod des 76jährigen Greises später den 41jährigen Mann erfüllt. „Laßt uns — schreibt er auf die Todesnachricht seinem ältesten Bruder — ebenso rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben,

als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren." Und wie oft hat er für sich gedarbt, wie oft die letzten Thaler aus seiner Kasse hingegeben, um den augenblicklichen Bedrängnissen der Eltern oder Geschwister beizuspringen!

Aus der Enge des elterlichen Hauses und der Stadtschule zu Kamenz wurde der 13jährige Knabe auf die Kloster- oder Fürstenschule zu St. Afra in Meißen gebracht, eine von den drei Vorbereitungsschulen für protestantische Theologen, welche Churfürst Moritz von Sachsen zur Zeit der Reformation aus dem Vermögen und den Gebäulichkeiten der aufgehobenen Klöster gegründet hatte. Diese Schulen, die heute noch in mehreren protestantischen Ländern bestehen, in ihren Einrichtungen noch ziemlich unverändert, aber, was die Behandlung der Wissenschaft betrifft, vielfach vom Geiste der neueren Zeit berührt, trugen ganz das Gepräge des ersten Protestantismus, der das mönchisch mittelalterliche Gewand noch nicht ganz abgelegt hatte. Die Verwandlung eines Mönchsklosters in eine Bildungsanstalt protestantischer Theologen war freilich ein großer Wechsel, und die engen Mauern, welche den Umfang des Klosters einfassen, die geräuschlosen Zellen, die dunkeln Gänge sahen verwundert ein junges Geschlecht von Ketzern, vor deren Grundsätzen die meditirenden und psallirenden Mönche der früheren Zeit sich ebenso entsetzt hätten, wie die pokulirenden Mönche der späteren Zeit vor dem sittlichen Ernste und der ascetischen Strenge, welche mit der Reformation in diese Räume einzogen. Aber im Grunde waren durch diese Verwandlung doch nur die ursprünglichen Zwecke des Klosterlebens wieder hergestellt: Gebet und Studien, und auch der Geist dieser neuen Bildung wich im Wesentlichen nicht so weit vom Geiste der alten Klosterbildung ab. Das Studium stand ganz im Dienst der Kirche, die Wissenschaft wurde einzig auf die Zwecke der Kirche und des kirchlichen Lehrbegriffs bezogen. Das Lernen litt an Unfruchtbarkeit und die Wissenschaft hatte einen scholastisch-pedantischen Anstrich. Die ganze Bildung der damaligen Zeit wurde von dem beschränkten Geist des Pedantismus beherrscht, der alles Wissen nur als Sache todter Gelehrsamkeit, nicht als Mittel zur Befruchtung und Veredlung der Beschäftigungen des Lebens und der allgemeinen humanen Bildung behandelte. Als höchstes Bildungsideal galt: ein guter Lateiner zu werden; daher die geistlose Dressur zum Lateinschreiben und Lateinsprechen; daher die Vernachlässigung aller anderen Lehrgegenstände. Es galt als eine ungeheure Neuerung, als die Fürsten-

schule zu Meißen 1702 einen regelmäßigen Unterricht in der Geschichte einführte, wogegen die Pforta, die zweite dieser sächsischen Klosterschulen, sowohl den Geschichtsunterricht als die Ausarbeitung deutscher Aufsätze in stolzer Klassicität bis in's 19. Jahrhundert von sich ferne hielt. Neben dem so betriebenen Studium nahm das Gebet und die Religion eine Hauptstelle ein; 25 Stunden wöchentlich waren im Afraneum der Religion gewidmet. „Man betete sehr viel, frömmelte aber doch nur wenig," sagt Karl Lessing, der Biograph seines großen Bruders. Dazu kam eine ganz klösterliche Lebensordnung; strenge Zucht und Bewachung, durch welche jede Stunde unter Kontrole gestellt war. Gewiß haben diese Anstalten Vieles, was Talent und Charakter fördern hilft. Lessing rühmt ihnen nach: „wenn ihm etwas Gründlichkeit eigen sei, so habe er es dem Kloster zu danken", und später tauchte dann und wann der Wunsch in ihm auf, sein Leben in einem einsamen, weltabgeschiedenen Kloster zu beschließen, um, befreit von Nahrungssorgen und Weltzerstreuungen, ganz der Erforschung der Wahrheit zu leben. Die Einsamkeit und Abgeschiedenheit der Klosterschulen, in denen man sich weder um die Armseligkeiten der großen noch der kleinen Welt bekümmert und mehr von Griechenland und Latium redet, als von der lärmenden Gegenwart, ist den Musen außerordentlich günstig. Auch die strenge Zucht und der Zwang einer das Einzelnste regelnden Lebensordnung fördern bei Jünglingen, die auf Selbstständigkeit angelegt sind, die Entwicklung der Freiheit und bewahren vor manchen Gefahren. Man sieht nicht so früh hinter den Vorhang der Welt; ein ahnungsreicher Schleier verhüllt reizend die Wirklichkeit und läßt die Ideale des jugendlichen Herzens zur Reife kommen. Eine gewisse Unbeholfenheit, ein linkisches Wesen kann freilich bei dieser Erziehung nicht vermieden werden, aber dieser Mangel wird reichlich aufgehoben durch die Unverdorbenheit des Herzens, durch die frische, von aller frühen Blasirtheit freie Empfänglichkeit für den Reiz des Lebens, sobald die Zeit gekommen ist.

Wie hat sich Lessing in diesen Klostermauern gemacht? Welchen Stempel tragen diese fünf Jahre seines Lebens, diese für Jeden so wichtige Werdezeit, in der Knospe auf Knospe, Blüthe auf Blüthe schwillt und die künftigen Früchte anzeigt? Er selber hat später die fünf Jahre, die er im Afraneum zugebracht, die einzigen genannt, in welchen er glücklich gelebt habe. Ein charakteristisches Zeugniß! Wir sind es neuerdings gewohnt, im Leben großer Männer einen Zeit-

punkt, in welchem sie mit ihrer Vergangenheit gewaltsam brechen, als Etwas anzunehmen, was sich von selbst versteht; das Werk der inneren Selbstbefreiung zu Dem, was sie werden sollen, sehen wir sich vollziehen in der Form eines gewaltsamen, schmerzlichen Bruches mit Dem, was sie bisher gewesen sind, und mit den äußeren Verhältnissen, in welche sie das Schicksal hineingestellt hat; der junge Most, ehe er klar werden und seinen Geist und seine Süßigkeit erlangen kann, gährt stürmisch, wirft schäumende Wellen über die Kufe oder sprengt gewaltsam die Reife des Gefässes. Ein solcher Lebenslauf hat freilich einen eigenthümlichen, poetisch-romantischen Reiz, läßt aber auch gerne etwas Ungesundes, Ueberreiztes, Sentimentales zurück. Bei Lessing finden wir Nichts der Art. Es hätte gewiß nichts Befremdliches, wenn Einer, der mit einer so eminenten Anlage zur Freiheit und mit einem so ausgezeichneten Sinn für freien geselligen Lebensgenuß geboren war, wie Lessing, sich unter dem Staube todter Büchergelehrsamkeit, unter dem einengenden Zwang der Klostermauern unglücklich gefühlt und die Gitter seines Gefängnisses gewaltsam zu durchbrechen gesucht hätte. Aber Lessing nennt diese Jahre die glücklichsten seines Lebens und es ist in ihm keine Spur von dem weltschmerzlichen Zug, der die deutsche Literatur nach ihm kennzeichnet. Seine Entwicklung war durchaus normal, wie seine ganze geistige Anlage kerngesund ist. Diese Entwicklung bewegt sich nicht nur durch innere und äußere Zerwürfnisse, durch Konflikte mit sich selbst hindurch, welche den ganzen Grund unseres Wesens aufwühlen; sie zeigt nirgends ein maßloses Ueberschäumen des inneren drängenden Gehaltes, nirgends ein gewaltsames Durchbrechen der Dämme, sie verläuft wie ein ruhiger Strom, der allmählig sein Bette erweitert und die Zuflüsse aufnimmt. Das ist nicht etwa Mangel an Gemüthstiefe und man hat über Lessing noch Nichts gesagt, wenn man nur weiß, daß er der „inkarnirte Verstand" gewesen. So normal mußte ein Mensch sich entwickeln, der so einfach war in Allem, was er dachte, so klar und tief in Allem, was er schrieb; es ist überall der Geist, der über den Wassern schwebt. Lessing war zum Theologen bestimmt; ihn auf der Kanzel zu Kamenz einst neben oder nach dem Vater zu sehen, war der heißeste Wunsch seiner Eltern; aber er brauchte und schuf sich eine eigene, größere und weitere Kanzel, um zu allem Volke zu reden; mit dem sicheren Instinkt eines Geistes, der das seiner Natur Angemessene trifft, ohne lange im Dunkeln zu irren, hat er schon auf dem Afraneum

die Theologie stillschweigend an die Seite geschoben. Den bestimmten Zeitpunkt, in welchem Lessing mit dem kirchlichen Glauben, in welchem er erzogen worden war, gebrochen hätte, können wir in seinem Leben nicht aufweisen, weil dieses Leben keinen solchen Zeitpunkt hatte; die religiösen Ansichten, die er in seinen letzten Lebensjahren wissenschaftlich formulirt und begründet hat, finden wir bei ihm im Grunde, soweit wir nur seine Entwicklung zurückverfolgen können, und Alles gibt den Eindruck, daß er zu seinen eigenthümlichen Ueberzeugungen ohne aufregende gemüthliche Kämpfe, ohne schmerzlichen Bruch mit sich selbst, auf dem Wege sicherer, von Stufe zu Stufe ruhig fortschreitender Bildung gelangt ist. Schon 1749, also kaum ein Jahr nach seinem Abgang von der Klosterschule, lesen wir in einem Brief an den Vater: „die Zeit soll lehren, ob Der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft, ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder Der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist oder sich wenigstens dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll." Er betrachtete den religiösen Glauben, wie alle anderen Dinge in der Welt, als einen Gegenstand der freien Prüfung und warf nie etwas Altes ganz weg, bis er die entstandene Lücke ausgefüllt hatte durch eine neue positive Erkenntniß. Zudem hat er so früh, als wir nur überhaupt religiöse Aeußerungen von ihm finden, die Religion, d. h. Dasjenige an ihr, was unserem sittlichen Wesen den ewigen Halt und unserem Gemüthe die dauernde Befriedigung gewährt, unterschieden von der Theologie mit ihren stets wechselnden Gestalten. Wenn Gelzer („die deutsche Literatur nach ethischen und religiösen Gesichtspunkten") uns Lessing schildern will als einen unbefriedigt Suchenden, dem immer Etwas gefehlt habe (weil er nämlich für das Tiefste im Christenthum nach Gelzers Meinung kein Auge gehabt habe), so heißt Das: Lessing durch die Brille der eigenen Subjectivität auffassen. In Lessings Wesen fehlt vielmehr dieser sentimentale Zug des unbefriedigten Sehnens völlig; was er suchte, hatte und genoß er im Suchen; nicht den ruhigen Besitz der Wahrheit, sondern das unabläßige Forschen darnach betrachtet er als den wahren Genuß des Lebens — Wer kennt nicht sein berühmtes Wort darüber? —; „Nichts war ihm so groß, daß er ihm nicht mit

tiefem Geiſtesblick gerecht zu werden vermochte; aber auch Nichts zu klein, um es mit gewiſſenhafter Strenge durchzuprüfen; wo er überhaupt irgend eine Sache in die Hand nimmt, tritt er ſogleich als Erfinder auf"; aus jedem Steine ſchlägt er Funken und wo er ſeinen Stab hinlegt, entſpringen Quellen. Eine ſo durchaus poſitive, ebenſo klare, als tiefe und reiche Natur iſt befriedigt in ſich, ſo weit es überhaupt ein Menſch ſein kann und ſoll.

Ebenſo ſtillſchweigend und ſicher, wie er die Theologie an die Seite geſchoben hat, als ſeiner Natur nicht angemeſſen, hat ſich der Knabe befreit von dem Geiſt des Pedantismus, mit welchem die Gelehrſamkeit in der Kloſterſchule betrieben wurde. Die erſte dichteriſche Schöpfung Leſſing's, das Luſtſpiel „der junge Gelehrte", iſt noch ein Werk ſeiner Kloſterzeit; es iſt gerichtet gegen die famuli Wagner, gegen das Schulmeiſterthum in der Wiſſenſchaft, gegen die Geiſtloſigkeit und Pedanterie der unfruchtbaren Gelehrſamkeit, gegen die Beſchränktheit und eitle Selbſtüberhebung des Wiſſens, wie es damals allgemein betrieben wurde. „Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekannt ſein konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten Waffen gegen dasſelbe wandte?" Sobald er dieſe Narrheit erkannt hatte, fing er an, die Studien in einem andern Geiſte zu betreiben, als man es auf der Schule gewohnt war. Latein ſchreiben und ſprechen, lateiniſche Verſe ſchmieden, ſchien ihm jetzt eine unfruchtbare, geiſtloſe Selbſtquälerei und in dieſem Punkte vermochte er die Erwartungen, die ſeine Lehrer von ihm gehegt hatten, nicht zu befriedigen; dagegen drang er in den Geiſt der Schriftſteller ein; er ſetzte den Zweck alles Lernens darein: den inneren und äußeren Menſchen zu bilden, den Geſichtskreis zu erweitern, das Auge zu ſchärfen für das Verſtändniß der Welt und des Menſchenlebens; in den klaſſiſchen Schriften der alten Griechen und Römer ſuchte er nach den Ergebniſſen, welche dieſe begabteſten Völker des Alterthums in Philoſophie und Literatur, in Leben und Sitten, in Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft erreicht hatten; er benützte das Studium derſelben als ein Mittel für die Bildung des äſthetiſchen Geſchmackes und für die Anregung zu eigener Produktion. Was Leſſing leiſten ſollte als eine Hauptaufgabe ſeines Lebens: „die Wiſſenſchaft aus den Händen der Zunft und die nationale Bildung aus den Feſſeln des Gelehrtenthums zu befreien", Das ſehen wir ſchon auf der Kloſterſchule entſpringen,

und sein späteres Bekenntniß bezeichnet schon die Richtung seines damaligen Strebens: „ich bin nicht gelehrt; ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden; ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wornach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können." In ähnlichem Sinne sagte er später: „der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth, als Millionen von jener." Daß mit Eins die ganze Seele lerne (Nathan V, 6), Das schien ihm der rechte Weg des Lernens. Wenn seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die massenhafte, schwerfällige Büchergelehrsamkeit im Allgemeinen verdrängt worden ist durch eine geistreiche, lebensvolle Behandlung der Wissenschaften, wenn überhaupt seit dieser Zeit ein neues Bildungsideal unter uns aufgekommen ist, das Ideal einer dem Fachgelehrten, wie dem Nichtgelehrten gemeinsamen allgemeinen, rein menschlichen Bildung, so hat Lessing zu dieser Umwandlung des öffentlichen Geistes den ersten nachhaltigen Anstoß gegeben.

So war Lessing durch eine That innerer Selbstbefreiung der Klosterschule entwachsen, noch ehe die vorschriftgemäße Zeit abgelaufen war. Er war siebenzehn Jahre alt, als ihm der Rektor das Zeugniß gab: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futtter haben muß. Die lectiones, die Anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Und doch sollte er nach den Gesetzen der Anstalt noch ein Jahr und drei Monate aushalten. Er drängte den Vater, bei dem Dresdener Oberconsistorium eine ausnahmsweise Abgangsbewilligung für ihn auszuwirken; diese Bitte, zuerst abgeschlagen, wurde endlich doch gewährt, und so verließ der Siebenzehnjährige am 30. Juni 1746 die Anstalt, um nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hause die Universität Leipzig zu beziehen. Ein gewaltiger Kontrast, eine Klosterschule und — das damalige Leipzig, „ein klein Paris, das seine Leute bildet", wie es Göthe später noch genannt hat, „der Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann," wie Lessing sich ausdrückt, die Universitätsstadt, der Sitz des Buchhandels, der große Handelsplatz, die Hauptpflanzstätte der damals aufkeimenden deutschen Bildung. Lessing's neue Lebensweise spiegelt ganz diesen Kontrast wieder ab. In den ersten Monaten setzte er das Leben der Klosterschule noch fort; er

vergrub sich in die Bücher; er lebte nach seinem eigenen Bekenntniß so eingezogen, als er je in Meißen gelebt hatte; es währte eine Weile, ehe er sich von seinen Büchern fort in die neue Welt und unter die Menschen wagte. Und das Erste, worüber ihm die Augen aufgingen, war — Er selbst. „Ich wagte mich — schreibt er an seine Mutter — von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Anderen gewahr! Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang, verhaßte Mienen, aus denen Jeder seine Verachtung zu lesen glaubte, Das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle. Sie wissen selber, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich selbst Diejenigen, die mir imVoraus alle Geschicklichkeit dazu absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen." Wie schnell hat sich der stille, schüchterne, solide Fürstenschüler verändert! Wohin ist er gerathen! Er lernt tanzen, fechten, voltigiren; er dichtet von Wein und Liebe, er schreibt Schauspiele, er lebt mit Freigeistern und Komödianten, er will lieber trockenes Brod essen, als das Theater versäumen, das Theater, „dessen Absicht zu allen Zeiten, sowohl jetzt als ehedem keine andere war, als der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre wahre Gestalt, dem Laster sein eigenes Bild und dem Jahrhundert einen treuen Abdruck seiner selbst zu geben";*) Alles, was er erlebt, verwandelt sich in seinem Geiste in ein Schauspiel und die Gewißheit, zum dramatischen Dichter geboren zu sein und darin seinen Lebensberuf gefunden zu haben, schwellt die Segel seines Lebensschiffes zu fröhlichem Lauf. Als er eines Tages über ein neu aufgeführtes Schauspiel sich im Kreise seiner Freunde sehr ungünstig aussprach, bemerkten diese: Tadeln sei leichter, als Bessermachen. Das war genug für einen Lessing. Er nahm die dichterische Frucht der Klosterschule „der

*) Hamlet.

junge Gelehrte" an die Hand, bearbeitete ihn mit Aufnahme neuer Motive für die Bühne, und Frau Neuber, die geistvolle Leiterin des Theaters, welcher er sein Stück zur Beurtheilung übergab, erwies ihm anstatt eines Urtheils die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ das Stück aufführen. „Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines der schlechtesten zu halten." Man kann sich denken, welches Urtheil die Zöpfe und Philister, besonders bei den damaligen Begriffen von Literatur und Theater, gefällt haben werden über einen Jüngling, der eine solche Lebensweise führte und sich von der soliden Heerstraße des Hergebrachten so auffallend entfernte. Ein köstliches Denkmal dafür ist uns aufbehalten in dem Urtheil seines Stubenburschen Joh. Friedr. Fischer, des nachmaligen Rectors der Thomasschule in Leipzig. Rochlitz, der bekannte Schriftsteller und Musikkenner, erzählt in seiner Selbstbiographie, daß der Rector an ihn bei seinem Abgang von der Thomasschule eine Rede gehalten habe, deren Schluß lautete: „Ich will nicht fragen, ob Er es gethan hat; hat Er's nicht gethan — so thue Er es jetzt und laß Er sich retten vom Verderben, denn dahin führt's doch und Das dauert mich um so mehr, weil ich bei solchen Vergehungen allemal an ein Exempel denken muß, an ein Exempel aus meiner Jugend, das mir noch heute durch die Seele geht. Ich will's Ihm erzählen. Wie ich von Koburg hieher auf die Universität kam, da zog ich mit Einem zusammen, der schon ein Jahr da war, guter Leute Kind, ein Predigerssohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott dem Menschen für Gaben gegeben! Was konnte Der Griechisch und Latein! Wir brauchten den Ernesti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir Beide nicht. Zum Vergnügen fingen wir gleich damit an, den Thucydides zu lesen. Was hätte aus Dem werden können! Aber er hatte auch so einen Hang! Er hatte schon vorher viel Deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch, Deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun ging's immer weiter und war kein Halten's mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität, aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mitansehen. Er fing sogar an, Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurd' er nach und nach — ach! ich mag's nicht sagen. Frag' Er nur die Leute, die's verstehen;

der Kerl hieß Lessing.“ Aber was werden erst die guten Eltern in Kamenz gesagt haben! Lessing's Umgang mit einem gewissen Mylius, der einst aus Kamenz wegen eines Spottgedichtes auf den Rath hatte fliehen müssen, dem Freigeist, der es öffentlich gewagt hatte, das Zurückgehen des Schattens an dem Sonnenzeiger des Ahas (Jesaia 38, 8) natürlich zu erklären, dem Naturforscher und Dichter, dem verlumpten Genie, der in Schuhen ohne Absätze durch die Straßen Leipzigs ging und oft buchstäblich nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, sein Umgang mit Schauspielern und Schauspielerinnen, sein Auftreten mit Gedichten, die — schrecklich für den Sohn eines würdigen Geistlichen — Wein und Mädchen feierten, die Thatsache, daß er im Begriffe stehe, mit einer Komödie öffentlich auf der Bühne sich zu zeigen — das Alles wurde haarklein und in den schwärzesten Farben nach Kamenz berichtet. Der Vater beeilte sich, einen furchtbaren Strafbrief an den ungerathenen Sohn zu erlassen wegen Vernachlässigung seines Universitätszweckes, wegen „des niederträchtigen Umgangs mit Komödianten und Freigeistern,“ und als nun vollends die Mutter den Schmerz erleben mußte, daß der Sohn den Weihnachtskuchen, den sie ihm nach alter Sitte zugeschickt hatte, bei einer Flasche Wein mit einigen Komödianten verzehrte, um den glänzenden Bühnenerfolg seines „jungen Gelehrten“ zu feiern, da war der letzte Zweifel an seiner tiefen Verfunkenheit verschwunden. Die Mutter weinte bitterlich und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren, und der Vater hielt es für nöthig, ein durchgreifendes Mittel zu versuchen, um ihn dem Verderben wo möglich noch zu entreißen: Lessing sollte heim kommen. Aber wie konnte man bei einem Menschen, der der Mutter Weihnachtsstollen mit Komödianten — vielleicht gar mit Komödiantinnen! — getheilt hatte, noch auf Gehorsam gegen des Vaters Befehle rechnen? Dem frommen, sonst so gewissenhaften Mann blieb Nichts übrig, als eine Nothlüge zu versuchen. „Setze dich nach Empfang Dieses sogleich auf die Post und komme zu uns; deine Mutter ist todtkrank und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“ Lessing, obwohl er den wahren Sachverhalt ahnte, folgt auf der Stelle und setzt sich ohne Winterkleidung auf die Post. Aber kurz nach Absendung des Rückberufungsschreibens ist ein starker Frost eingetreten. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; denn eine Winterreise war bei der damaligen Langsamkeit der Postbeförderung keine Kleinigkeit; sie wünscht, so sehr sie seine Rückberufung betrieben, daß er dießmal

nicht gehorchen möge; ſie macht ſich die bitterſten Vorwürfe; wäre er doch lieber mit Freigeiſtern und Komödianten ferner umgegangen, als auf dem Poſtwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, da er kommen ſoll, und tröſtet ſich zugleich damit, daß er nicht kommen werde. Er wird nicht kommen, Ungehorſam lernt ſich in böſer Geſellſchaft. Aber er kommt und tritt halb erfroren in die Stube. Man freut ſich, den zweimal verlorenen Sohn wiederzuſehen, und iſt nur bekümmert, daß ihm die Kälte nicht nachtheilig geworden ſein könnte. Warum biſt du auch bei dem Froſte gekommen? Sie wollten es ja, liebſte Mutter, antwortet er harmlos und zittert dabei an Händen und Füßen; es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweiſe, den man ihm zugedacht, wird eine herzliche Unterredung. Bald erkannten die Eltern, daß es ſo ſchlimm mit dem Sohne nicht ſtehe. Die Unverdorbenheit ſeines Weſens und die ſittliche Reinheit ſeines Charakters traten ungeſucht aus jedem Zuge ſeines Weſens entgegen. Daß er die Wiſſenſchaften über der Poeſie nicht verſäumte, ſah der Vater bald aus den gelehrten Geſprächen, die ſie führten; hatte er auch die Collegien der Profeſſoren nur ſehr unregelmäßig beſucht, weil dieſes tropfenweiſe Zuzählen der Wiſſenſchaft einem Geiſte nicht zuſagen konnte, der das Weſentliche einer Wiſſenſchaft mit Einem Blicke überſchaute und ihre Grundprobleme mit Einem Griffe erfaßte, ſo hatte er um ſo gründlicher für ſich ſtudirt und manche Bücher in ſein Dachſtübchen in der Burgſtraße getragen, wie wir ſchon oben aus dem Munde ſeines Stubenburſchen erfahren haben. Auch die Mutter, die freilich auf ihre Träume und Lieblingswünſche, die künftige Lebensſtellung des Sohnes betreffend, nur ſchwer verzichtete, ſuchte er zufrieden zu ſtellen, indem er eines Tages eine Predigt verfaßte und ihr dadurch bewies, daß er alle Tage ein Prediger werden könne. Gar artig iſt die Anekdote, die Karl Leſſing aus dem mehrmonatlichen Aufenthalt des Bruders im elterlichen Hauſe erzählt. Neben Dem, daß er die Bibliothek ſeines Vaters eifrig benützte, machte er gar manches anacreontiſche Gedicht von Liebe und Wein, obſchon ihm dazu das Vaterhaus wahrlich keinen Anlaß bot. Seine ältere Schweſter, die eines Tages in ſeinem Stübchen umherkramte, fand einige Bogen ſolcher Gedichte und verbrannte ſie in ihrem frommen Eifer. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er ſeine Papiere vermißte, und ſeine ganze

Rache bestand darin, daß er ihr lachend eine Handvoll Schnee in den Busen warf, um ihren frommen Eifer abzukühlen.

Um Ostern 1747 kehrte Lessing zu seiner frühern Beschäftigung und Lebensweise nach Leipzig zurück; nachdem er noch ein Jahr dort verweilt und einige Monate in Wittenberg zugebracht hatte, wo eine schwere Erkrankung ihn in mißliche Lagen brachte, hatte er seine academischen Studien geschlossen und seine Lehrjahre beendigt. Und nun die Frucht derselben? In einem gewissen Sinne hatten die Eltern gewiß Recht, wenn sie jetzt, nachdem der Sohn seine Universitätsstudien vollendet hatte, es sich nicht verhehlen konnten: es sei Nichts aus ihm geworden. Mit der Theologie mochte er Nichts zu thun haben; die Rechtsgelehrsamkeit war ihm immer ferne gelegen; seinen Entschluß, Arzt zu werden, hat er nie ausgeführt; daß er sich auf Schulsachen nebenbei gelegt, wie er seiner Mutter versprochen, hatte nicht die Folge, daß er sich um ein Schulamt bewarb, denn vor dem Professoriren hatte er Zeitlebens einen Abscheu; wenn man den Maßstab der zu jener Zeit anerkannten Lebensberufe anlegt, so war aus Lessing Nichts geworden. Aber die Wahrheit ist: er hat einen neuen Lebensberuf geschaffen und demselben das Recht erkämpft, als ein integrirendes Glied in der Reihe menschlicher Berufsthätigkeit von der Gesellschaft anerkannt und geachtet zu werden: er hat den Schriftstellerstand zu Ehren gebracht. „Vor Lessing gab es in Deutschland nur Gelehrte, die für Gelehrte schrieben. Lessing war der Erste, der schon als 20jähriger Jüngling den Drang und Beruf in sich fühlte, diese Schranken zu durchbrechen und sich mit Dem, was er zu sagen hatte, an die Gesammtheit seiner Nation zu wenden." Als er Leipzig und Wittenberg verließ, hatte er weniger, als Nichts; er war gedrückt von Schulden; aber er hatte eine Feder und eine Vereinigung von Eigenschaften, durch welche er zum Schriftsteller für die ganze Nation, zum Volksredner mit der Feder prädestinirt war. Danzel hat mit Recht das Lob, das Jemand dem Schriftsteller Bayle gespendet hat, auf Lessing angewandt: „Es ist Etwas Gewöhnliches, Menschen zu finden, die viel Wissen mit wenig Genie, viel Geist mit wenig Gelehrsamkeit, viel Gründlichkeit mit wenig Gefälligkeit verbinden, aber selten ist es, Einen anzutreffen, der alle diese Eigenschaften so vollkommen in sich vereinigt, wie Lessing;" an Gelehrsamkeit ein Deutscher und Keinem seiner Zeitgenossen an Umfang des Wissens nachstehend, und doch wie noch nie ein anderer Gelehrter das Gegen-

theil eines Bücherwurms; nach Macaulay's Ausspruch der größte Kritiker Europa's, und doch von einer schöpferischen Tiefe und Kraft, die in der Poesie unvergängliche Werke schuf und in allen Gebieten, auf denen sein Geist thätig war, an die Stelle der unnachsichtig zerstörten Vorurtheile befruchtend die richtigen Gesichtspunkte und die positiven Wahrheiten setzte; er war kein systematischer Denker, er brachte Nichts zum Abschluß — ein lebendiges Abbild des Menschengeistes überhaupt, der es in einem fertigen Gebäude der Wahrheit nicht lange aushält —, und doch geht durch Alles, was er zur Hand nimmt, eine Einheit des Geistes und des Gedankens, die sonst dem Systematiker eigen ist; Alles, was er behandelt und schreibt, ist gelegentlich, wie ihm durch Ort und Umstände Etwas in die Hände geräth; es sind leichte Papierschnitzel, es sind meistens Flugblätter, die er ohne große Ansprüche in das Getriebe des Tages hineinflattern läßt; aber in das Einzelne legt er wie spielend das Ganze hinein; im Kleinen und Gelegentlichen streift er, überall auf den Kern, auf das Wesentliche losstürzend, wie der Löwe auf die Beute, an die letzten Gründe und Ziele der Dinge; während er sich auf das Nächste und Erreichbare beschränkt, sind seine Ideen von so unendlicher Tragweite; was er sagt, ist kurz, aber es trifft und erschöpft. Wie viele verkehrte Richtungen des öffentlichen Geistes, in denen die ganze Zeit gefangen war, hat er mit ein paar schlagenden, befreienden Worten gezeichnet und gerichtet! Seine Worte sind wie die Pfeile des ferntreffenden Apollo: glatt und leicht, aber sie gehen in's tiefste Herz. Nie hat Einer weder vor- noch nachher die deutsche Prosa mit so künstlerischer Vollendung gehandhabt, wie Lessing: diese Anmuth und Grazie, diese Klarheit und Prägnanz der Sprache, diese Schärfe und Treffrichtigkeit des Ausdrucks, diese spielende Leichtigkeit der Behandlungsweise neben erschöpfender Gründlichkeit! Ueber die gelehrtesten Dinge, in den verwickeltsten Untersuchungen spricht er mit der frischen Unmittelbarkeit der mündlichen Unterhaltung. Seine Art des Vortrags verpflanzt, wie sein Zeitgenosse Engel sich trefflich ausgesprochen hat, die Wahrheit so in die Seele des Lesers, wie sie in des Schriftstellers eigener Seele gewachsen ist; sie gibt ihm nicht bloß den abgehauenen unfruchtbaren Stamm, sondern die ganze Pflanze mit der Wurzel und ein wenig anhängender Erde, so daß sie in dem Leser selbst lebendig fortwuchern kann. Aber die Krone aller dieser glänzenden Eigenschaften, die den Schriftsteller zieren, ist der große sittliche Charakter. Er legt in Alles, was er

schreibt, den ganzen Menschen, seinen Charakter hinein. Es ist nur in sehr eingeschränktem Sinne wahr, was der englische Biograph Göthe's, G. H. Lewes*), über Lessing sagt: „Indem wir seine Stärke preisen, berühren wir zugleich seine Schwäche; die eigenthümliche Größe seines Geistes bedingt seinen Mangel. Klar, stark, gesund, wie Lessing's Verstand war, entbehrte er der Leidenschaft, dieser mächtigen Schwinge, die zu der höchsten Höhe des Genius trägt; es fehlte ihm der Enthusiasmus, die Begeisterung. Als Kritiker lebt er in der Nachwelt fort, und mehr der Klarheit des Verstandes, als der Kraft seines Genie's verdanken seine Stücke die Ewigkeit ihres Gehaltes." Man lese seine Minna von Barnhelm, man lese seinen Nathan; da ist nicht bloß klarer Verstand, es ist das eigene Herzblut des Dichters, mit dem er schreibt und zeichnet, es ist die Glut der Begeisterung für die idealen Güter unsers Geschlechtes, die den Arbeiten seines scharfen, schneidenden Verstandes jene Wärme, jenen Hauch des Gefühls und der Phantasie mittheilt, womit er überall zugleich auf das Herz und den Willen des Lesers wirkt; es ist nicht der Verstand, der aus Lessing's Werken zu uns spricht, es ist der Mensch, der lebendige Mensch, der sich überall für die Sache einsetzt mit der ganzen Theilnahme seines Herzens, mit der Energie seines Charakters, mit der Leidenschaft seiner Wahrheitsliebe, mit dem Enthusiasmus seines Wahrheitsmuthes. „Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, Alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich Vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines eigenen Halses zu sprechen. Soll ich mich entschuldigen? versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle? Kann ich Das? Ich versprechen? Ja, ja ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu sein. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?" Oft mitten in die ruhige wissenschaftliche Untersuchung mischt sich die Theilnahme des Herzens und reißt den Schriftsteller zu prophetischer Be-

*) Lewes, Göthe's Leben und Schriften, übersetzt von Frese. I Band S. 320.

geisterung fort: „Soll das menschliche Geschlecht — ruft er in seiner Schrift „die Erziehung des Menschengeschlechtes" — auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinheit nie kommen? Nie? Nie? Laß mich diese Lästerung nie denken, Allgütiger! Nein! sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinem Handeln zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind; sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird."

Mit solchen Eigenschaften ausgestattet wagte sich der noch nicht 21jährige hinaus in's ungewisse Menschenloos und trat seine Wanderjahre an.

II.

Lessing's Wanderjahre.

(1748—70.)

Es ist ein hoher Genuß, einen so gehaltvollen, in jeder Lage interessanten Menschen zu begleiten auf diesen zahlreichen Wanderungen, die nicht nur seiner äußeren Lebensgeschichte den Reiz dramatischer Lebendigkeit verleihen, sondern auch durch die kostbarsten Geistesfrüchte, die er an jedem Ort gesammelt und von jeder Wanderung heimgebracht hat, ausgezeichnet sind. Wir müssen uns leider unserer eingeschränkten Aufgabe gemäß diesen Genuß versagen und dürfen nur ein allgemeines Bild seines Lebens und Denkens in dieser Zeit entwerfen. Schon diese unruhigen Wanderzüge an und für sich, die von seinem Jünglingsalter bis an seinen Lebensabend gehen, sind charakteristisch für ihn. Nie hat es ihn lange an einem Orte gelitten; Berlin, das er vier Mal zu seinem Aufenthaltsorte wählte, Wittenberg, Leipzig, Breslau, Hamburg sind die Hauptstationen seines Wanderlebens, nicht zu gedenken der kleineren Abstecher, die der unstete Mann machte, und der bloßen Gedankenreisen, deren Projekte er fast sein ganzes Leben hindurch mit sich herumtrug. Diese Wanderungen sind, wenn auch die Ursachen derselben oft zunächst in sehr zufälligen äußeren Verhältnissen gesucht werden müssen, das äußere Gegenbild des unruhigen Geistes und der in ihm sich kreuzenden Pläne und Unternehmungen, der sprechendste Ausdruck für den in diesem Mann zur stürmischen Leidenschaft gewordenen Wahrheitstrieb. Man lese die lebensfrische Schilderung, die Lessing's Bruder, Karl, aus eigener Anschauung von dessen Art zu forschen und zu studiren gibt. „Wenn er in der besten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buches in die

Augen. Er sah hinein, fand da einen Gedanken, der zu seiner jetzigen Meditation zwar ganz und gar in keiner Beziehung stand, aber doch so herrlich, so vortrefflich war, daß er sich ihn wenigstens aufschreiben mußte; und im Aufschreiben — wie konnte er seine eigenen Gedanken dabei mit Stillschweigen übergehen. Diese bezogen sich wieder auf etwas Anderes, dem er sogleich nachzuforschen nicht unterlassen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es nicht zu finden, wenn er es brauchte. — Welche neue Entdeckung! welch' ein schöner Aufschluß! Nun hatte die Sache ein ganz anderes Ansehen! — Der Buchdruckerjunge aber klopfte und verlangte Manuscript. Ja das war wohl fertig, nur mußte es noch einmal durchgesehen werden, und deßwegen hatte er sich auch heute früh recht zeitig hingesetzt. Allein er stand von seiner Arbeit auf und das Aufstehen hatte ihm zwar Stoff zu einem neuen Buche gegeben; aber das zu drucken angefangene Manuscript war deßhalb nicht weiter durchgesehen. Der Bursche kam, wie befohlen, wieder und mit genauer Noth hatte Lessing seine Gedanken auf's Neue sammeln können. Er sah selbst ein, es werde nicht weit reichen, aber er wollte nicht eher einen Fuß aus der Stube setzen, bis er ganz mit dem Manuscript fertig wäre. Lieber Gott! gegen Abend war seine ganze Seele von dem Stubendunst beklemmt; er mußte frische Luft schöpfen. Er ging nur auf eine Stunde zu einem Freunde. Der Freund unterhielt ihn von einer schönen Materie; sie kamen in's Plaudern. Zwar ging er zeitig nach Hause, aber für heute war das Manuscript vergessen. Er saß aber doch bis 12 Uhr. Des Freundes Meinung hatte viel Anziehendes, mußte aber durch einen gewissen Umstand berichtigt werden. War Das nicht außer Zweifel, so war es schöner Schein ohne Realität. Er legte sich zu Bett, stand auf, war nicht heiter und mochte lieber Alles thun, als sitzen und seine eigene Arbeit durchlesen, die ihm gar nicht gefiel. Bruder, sagte er wohl endlich, die Schriftstellerei ist die eckelhafteste, die abgeschmackteste Beschäftigung. Nimm dir ein Beispiel an mir! — Endlich war er wieder im Gleise, aber wie lange! Er durfte nur einmal wegsehen und die Bücher spielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte." „Ob er nun wohl mit dieser freiwillig gewählten Lebensart unzufrieden war, so wollte er doch von keinen andern Beschäftigungen wissen. Er hatte vielerlei Pläne. Bald wollte er von Berlin weg, da Das, wovon er zu leben gedachte, ihm jeder Ort gewährte, bald nach Dresden, bald auf das Land" u. s. w. So mußte der

Mann sein, der in dem berühmten Wort die eigenste Stimmung seines Geistes ausgesprochen hat: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich die Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit (obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren) verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Diese Anlage des Geistes machte Lessing zu einem unruhigen Menschen, der es an einem Orte so wenig, als an einem einzelnen Zweig des Wissens lange aushalten konnte; aber es ist richtig über ihn bemerkt worden, daß dieses bunte Spiel seines äußeren Lebens stets von einer tiefen epischen Ruhe begleitet und beherrscht gewesen sei, daß sich kein zweites Literatenleben aufweisen lasse, das äußerlich so unstät, aber zugleich von allem unbedachten Sichgehenlassen, von aller Uebereilung so frei wäre. Gewöhnlich hat er seinen bisherigen Wohnort plötzlich, ohne Abschied von seinen Freunden, ja ohne daß diese auch nur eine Ahnung davon gehabt hätten, verlassen, aber der Ort, den er wählte, erwies sich jedesmal gerade als der rechte, um ihm gerade Das zu liefern und ihn gerade zu Demjenigen aufzufordern, was zur Erfüllung seiner großen Lebensaufgabe nöthig schien. Man hat Lessing mit Alcibiades verglichen, der sich der Ueberlieferung zu Folge an allen Orten, wo er sich aufgehalten, gerade in Demjenigen auszuzeichnen gewußt habe, worauf man eben dort den meisten Werth gelegt. Wir wollen sagen: Lessing wußte an jedem Orte, an welchem er sich aufhielt, gerade Dasjenige herauszufinden und zu verwerthen, was derselbe vermöge seiner eigenthümlichen Beschaffenheit im Stande war ihm zu bieten für die Erfüllung seiner großen Mission. Natürlich, daß Lessing selber nicht schon voraus diesen Zusammenhang seines äußeren und inneren Lebens erkannt hat, wie wir ihn erkennen, vor denen dieses ganze Leben jetzt ausgebreitet liegt; natürlich, daß er nicht mit diesem Vorbedacht, mit dieser klugen Abwägung der rechten Mittel zu den rechten Zwecken gehandelt hat. Fichte hat gewiß Recht, wenn er sagt, daß Lessing in seiner Jugend

ſich in einer unbeſtimmten literariſchen Thätigkeit herumgeworfen habe, bei der Alles ihm recht geweſen, das nur ſeinen Geiſt geübt und beſchäftigt habe; aber das Leben genialer Menſchen hat einen providentiellen Charakter und Alles, auch das ſcheinbar Zufällige muß der Miſſion dienſtbar ſein, welche die Vorſehung ihnen aufgetragen hat. Wir haben es früher als eine Eigenthümlichkeit der Geiſtesanlage Leſſings kennen gelernt, ſeine Wirkſamkeit überall an das Nächſtliegende, Gelegentliche anzuknüpfen, von einem ganz ſpeciellen Fall, der ihm gerade in den Weg kam, auszugehen, daran ſeine befreienden Gedanken zu hängen, von dieſem Punkt aus den Kreis ſeiner Betrachtungen in's Unendliche zu ziehen. So ſind dieſe fortwährenden Ortsveränderungen gleichſam providentiell für ſeine Lebensaufgabe: er ſollte je nach der Gelegenheit des Ortes, an welchem er gerade weilte, und der Aufforderung, die derſelbe gerade darbot, auf recht vielen Gebieten aufklären, Vorurtheile zerſtreuen, Bahn brechen; er ſollte wo möglich nach allen Seiten hin Schutt wegräumen, Teichel anbohren, verſtopfte Quellen öffnen, damit jener Geiſtesſtrom brauſen könnte, der ſo raſch nach Leſſing über Deutſchland hereingebrochen iſt, damit jenes allſeitige reiche Geiſtesleben ungehemmt auf allen Gebieten beginnen könnte, durch welches auf dem von Leſſing gereinigten und befruchteten Boden eine neue klaſſiſche Literatur begründet worden iſt. Schön iſt in dieſer Beziehung über Leſſing geſagt worden: der Drang nach Wahrheit war ſeine Seele, ſeine Qual und ſein Troſt. Er war der Geiſt der Unruhe, der die Trägheit des deutſchen Bewußtſeins aufgerüttelt hat.

Nur auf Einen Abſchnitt ſeines Lebens ſcheinen dieſe Bemerkungen nicht anwendbar zu ſein, auf ſeinen Aufenthalt in Breslau, wo er vier Jahre, 1760—65, zubrachte. In dieſer Zeit ſcheint ſein Lebensgang dem nachläßigen Schlendern eines Wanderers zu gleichen, der ſich eben gehen läßt und das Leben bequem zu genießen trachtet. Eben ſtand er bei ſeinem dritten Aufenthalt in Berlin auf der Sonnenhöhe ſeines Lebens; mit voller Körperkraft, mit friſchem Jugendmuth verband ſich das Bewußtſein erlangter Reife; es war die kurze goldene Zeit ſeines Lebens; im Fluſſe ſeiner geiſtigen Produktionskraft, auf der Höhe des Ruhmes, verehrt als der erſte Dichter der Zeit, gefürchtet als der erſte Kritiker ſeines Volkes, im Genuſſe anregender Freundſchaft und geiſtiger Mittheilung, in dem Mittelpunkt geiſtiger

Interessen, die gerade dort durch die ersten glücklichen Erfolge des siebenjährigen Krieges den lebendigsten Aufschwung erhalten hatten — da bricht er plötzlich ab, verschwindet in Berlin und taucht — unglaublich für seine Freunde — in Breslau auf als Sekretär des preußischen Generals Tauenzien. Lessing und Kriegssekretär? Lessing und Geldkontrakte abschließen mit den Münzunternehmern, zu denen Friedrich II. seine Zuflucht nehmen mußte? Lessing im Feldlager und auf Kriegsmärschen? Ist Das nicht toll? Heißt Das nicht, seinen Lebenszweck sträflich versäumen und sein Pfund begraben? Wer würde anders geurtheilt haben? Lessing's Busenfreund Mendelssohn klagt in einem Briefe: „Der brave Fabullus hat Abschied genommen, um seine glänzenden Waffen weit von uns im Staube bürgerlicher Arbeiten verrosten zu lassen", und als er vollends erfuhr, welche Lebensweise Lessing in Breslau führe, konnte er nur den Kopf schütteln über den „seltsamen Menschen", von dem er klagt: „Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren, aber jetzt ist das Orakel verstummt und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel Anderen übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten, Blut zu sehen. — Und er,

Wenn er nicht hört, noch spricht, noch fühlt,
Noch sieht, Was thut er denn? — Er *spielt*."

Was wollen wir sagen? Lessing selbst hat zu Zeiten sein Leben in Breslau nicht anders beurtheilt. „Nein, Das hätte ich mir nicht vorgestellt!" — schreibt er an Mendelssohn — „aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß — ach bester Freund, Ihr Lessing ist verloren. In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern!" Bekannt ist das Urtheil Göthe's über Lessing, das sich besonders auf diesen Zeitabschnitt bezieht: „Lessing gefiel sich bisweilen in einem zerstreuten Wirthshausleben; das gewaltig arbeitende Innere Lessing's bedurfte eines Gegengewichtes; er warf gerne seine persönliche Würde weg, weil er sich der Kraft bewußt war, sie

jeden Augenblick wieder aufzunehmen." *) Auch die Sage und die Aussagen von Zeitgenossen kommen dieser Auffassung entgegen. Man zeigt heute noch in Breslau das Haus, wo Lessing die Abende in froher Gesellschaft zugebracht, sowie das Haus, wo er lange gewohnt bei einem Pfefferküchler. Dieser sein Wirth, unmuthig über Lessing's häufiges nächtliches Nachhausekommen, rächte sich durch eine Pfefferkuchenform mit einer Mißgestalt und der Unterschrift: Gotthold Ephraim Lessing. Und der Schulmann Klose berichtet über ihn: „Fast täglich ging er nach 6 gegen 7 Uhr in's Theater und von da mehrertheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte und den anderen Tag nicht vor 8 oder 9 Uhr aufstand. Ich habe ihn sogar noch gegen 10 Uhr im Bett angetroffen." Wir haben kein Interesse, die Richtigkeit dieser und ähnlicher Schilderungen wirklich zu untersuchen oder zu bezweifeln, und doch stellt gerade Lessing's Breslauer Aufenthalt nicht bloß die Universalität seines Geistes, sondern auch die Größe seines Charakters in das hellste, liebenswürdigste Licht. Gewiß hat er in Breslau nach den Gelegenheiten des Orts und der Umstände zu leben gewußt; die große Kunst, zu leben, ganz ein Mensch mit Menschen zu sein, hatte er ja, wie wir oben aus dem Briefe an seine Mutter vernommen haben, schon seit seinem Abgang von der Klosterschule studirt und geübt; nie hat ein Anderer die Eigenschaften des Gelehrten und des Menschen, des einsamen Denkers und des liebenswürdigen Gesellschafters, des Mannes der Wissenschaft und des Mannes der Welt schöner in sich vereinigt, als Lessing. Gewiß hat Lessing dem rauschenden Leben unter einer siegesgewohnten Armee und einer durch die großen Ereignisse gehobenen und aufgeregten Bevölkerung nicht bloß wie ein Philosoph zugeschaut, — darum eben hatte er ja die neue Stelle übernommen, um auszuruhen, um aus dem gelehrten Koterie- und Kliquenwesen in Berlin herauszukommen, um nicht täglich von seinem gesammelten geistigen Kapital im buchstäblichen Sinn zehren zu müssen, um einmal frei von dem Druck materieller Sorgen frisch

*) Die Stelle Göthe's lautet wörtlich: „Lessing, der im Gegensatz von Klopstock und Gleim die persönliche Würde gerne wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben."

aufathmen zu können. Aber er hat das rauschende Leben in Breslau genossen als ein — Lessing, als ein Mann, der überall bei sich ist und mit geistesklarer Männlichkeit die Zügel in der Hand hält, als ein Mann, der Alles, was er erlebt, nur verwendet als Material für die höchsten Zwecke seines Lebens, für die Erweiterung seiner Selbst- und Welt-Kenntniß, als ein Mann, der, während er mitten im Strome steht, zugleich dessen rauschende Wellen aufhält und in seinen Busen sammelt. „Gerade dieser Zweig seines Daseins — urtheilt Danzel von Lessing's Aufenthalt in Breslau — hat die reifste Frucht getragen; es ist das Vorrecht großer Männer, daß bei ihnen, wie im Haushalte der Schöpfung, Nichts verloren geht, sondern auch alle Abfälle noch eine angemessene Verwendung finden. Es gibt eine gar charakteristische Geschichte aus einer schweren Krankheit Lessing's in Breslau. Als sie auf's Höchste gestiegen war, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Diese fiel Einem seiner Freunde auf, so daß er vertraulich fragte: was er denn jetzt dächte? Eben bin ich begierig, zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird. Da ihm nun gezeigt wurde, daß Das unmöglich sei, so versetzte er ganz abgebrochen: Sie intriguiren mich. Wie er hier im Tode nicht aufhörte, die innere geistige Thatsache zu belauschen, so hat er auch das rauschendste Leben nicht nur schlechthin gelebt, sondern es zugleich in einen goldenen Spiegel dichterischer Reflexion einzufangen gewußt. Es ist zu zweifeln, ob wir eine Minna von Barnhelm von ihm hätten, wenn er nicht die Sekretärstelle in Breslau bekleidet hätte." Wohl zeigt man in Breslau noch das Haus, wo Lessing die Abende in froher Gesellschaft zubrachte, aber man zeigt auch den Garten, wo er in heiteren Frühlingsmorgenstunden den Plan seiner Minna geschrieben. Minna von Barnhelm, ein Werk der Breslauer Periode, die schönste und gehaltreichste, man darf sagen, die einzige Nationalkomödie, welche Deutschland besitzt — diese ist der Spiegel nicht bloß dichterischer Reflexion, sondern des eigenen goldenen Gemüthes, in welchen Lessing seine Breslauer Erlebnisse eingefaßt hat. Die Frühlingsluft, welche das ganze Stück durchweht, dieser Friede, der Alles versöhnend darüber ausgegossen ist, diese heitere Laune, dieser lachende Humor, diese Volksthümlichkeit aller Gestalten, diese freie, frische Weltbildung — alle diese Vorzüge verdankt das Stück der heitern und sorglosen Muße, welche Lessing nur einmal im Leben, in Breslau, genießen durfte, der Unbefangenheit eines

Dichtergemüthes voll Luſt an den Dingen und voll Liebe zu den Menſchen. Und im Gewande dieſes lachenden Humors — welch' ein ſittlicher Ernſt! Das Stück iſt, wie es ſchon zu ſeinem Hintergrunde den Ernſt gewaltiger Zeitereigniſſe hat, ganz und durchaus auf die Löſung einer ſittlichen Aufgabe gebaut. Menſchenwerth und Mannes-werth iſt im Allgemeinen der Kern der Dichtung, als unabhängig und rein in ſich begründet im Verhältniß zu allen äußeren Gütern, ſelbſt zur Liebe des Weibes, ſoweit dieſe ein äußeres Gut iſt und andere Glücksgüter mit ſich führt. Der ächt beſcheidene Mann von innerem, ſittlichem Gehalt im Kampf mit Armuth und Verkennung der ſchlimmſten Art von Seiten ſeiner Vorgeſetzten kann ſich nicht ent-ſchließen, von der geliebten Frau, je wahrer er liebt, Güter des Glücks und der Ehre lediglich zu empfangen. Aber die ächte liebende Frau wähnt auch nicht, dem Mann erſt verleihen zu müſſen, was er in ſich ſelbſt beſitzt; lieber will ſie von ſeinem Edelmuth und ſeiner Armuth ihren gleichen Theil von ihm empfangen, als für ſeinen Wohlthäter gelten. Dieſe reine, ächte Liebe ſiegt endlich über alle Mißverhältniſſe, und wenn der Vorhang fällt, iſt es nicht bloß die Befriedigung des äſthetiſchen Geſchmacks, es iſt die Befriedigung unſeres ganzen ſitt-lichen Weſens, es iſt der höchſte Friede eines heiteren, mit ſich und der Welt ausgeſöhnten Gemüthes, womit wir den Schauplatz verlaſſen. Man hat mit vollem Rechte die Bemerkung gemacht, daß dieſer Tell-heim Niemand anders, als Leſſing ſelber ſei — dieſes ſtolze Mannes-gefühl, dieſe faſt zu weit getriebene Delikateſſe in Geldſachen, dieſes ganz deutſche Gemüth, dieſe reine, von allem Konventionellen befreite Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung, dieſe keuſche Liebe zum Weibe ohne alle Sentimentalität — Das ſind lauter leuchtende Züge in Leſſings Charakter. Und merkwürdig: das ſittliche Problem, mit deſſen Löſung ſich Leſſing's „Minna" beſchäftigt, hat er ſelber ſpäter praktiſch auf die ſchmerzlichſte Art löſen müſſen, und er hat die ſchwere Probe eben ſo würdig beſtanden, als die Helden ſeines Stückes. Als er „die einzige Frau in der Welt, mit der er ſich zu leben getraute," gefunden hatte, will er arm, wie er war, ſie nehmen, wie ſie iſt, allein geleitet durch die Rückſicht auf ihren inneren Werth; ſie aber weigert ſich, ihr Schickſal an das ſeine zu binden, bis ihre verwickelten Vermögensverhältniſſe geordnet ſind, und aus dieſen Umſtänden ent-wickelt ſich ein Wetteifer der Entſagung zwiſchen beiden, ein Helden-thum großer, ſelbſtverläugnender Liebe, wie es die Geſchichte wohl

selten zeigt, und erst nach sechs qualvollen Jahren erreicht Lessing das ersehnte Ziel, um schon nach einem Jahre Nichts mehr übrig zu haben, als das Andenken eines nur allzukurzen Glückes und seinen Kampf mit dem Mißgeschick bis an's Ende. Doch wir dürfen der Zeit nicht vorgreifen, nur das Wort darf hier schon Platz finden, das ein Gegner der religiösen Ansichten Lessing's in den „fliegenden Blättern aus dem rauhen Hause" (1860) ausgesprochen hat: „An wahrer, ernster, keuscher Sittlichkeit, ja an Heroismus der wirklichen selbstverläugnenden Liebe, nicht sinnlicher Leidenschaft, ragt Lessing weit über unsere sämmtlichen großen Dichter und über die meisten großen Männer überhaupt hervor. Diese seine dem Christenthum so nahe stehende Grundgesinnung der praktischen Selbstverläugnung und Selbstentäußerung in der wahren Liebe, auch im Verhältniß des Mannes zum Weibe, ist in der „Minna" besonders hell und klar ausgeprägt."

Es war übrigens noch nach einer andern Seite hin, daß er den Aufenthalt in Breslau benutzte und ausbeutete eben als — Lessing. Er hatte ausruhen gewollt von der aufreibenden geistigen Taglöhnerarbeit, zu welcher ihn die Lebensnoth so oft gezwungen hatte; aber Was ist ein Ausruhen bei Menschen von Lessing's Schlage? Eine andere Art von Wirksamkeit, ein Sammeln neuer Gesichtspunkte in der freien Muße des Denkens und Studirens, um sie nachher nach allen Seiten hin fruchtbar zu machen, ein Aufspüren neuer Gedankenwege, um nachher um so schlagfertiger überallhin ausgreifen zu können. Hier in Breslau ist's gewesen, wo er mitten unter dem Waffenlärm und den rauschenden Zerstreuungen eines bunten Weltlebens sich in den Spinoza hineinstudirt hat, in den kühnen Denker, dessen friedenathmende, versöhnte Weltbetrachtung bald nachher auch auf Göthe einen so tiefen Eindruck gemacht hat. Hier in Breslau hat er sich in das Studium der alten christlichen Kirchenväter versenkt und einen großen Theil jener theologischen Kenntnisse gesammelt, mit welchen er später ein solches Feuer in der christlichen Welt anzünden sollte. Hier ist also von ihm der Grund gelegt worden zu jener eigenthümlichen Verbindung der philosophischen und der kirchlich-theologischen Studien, wodurch er nachher so anregend gewirkt und das Gebiet der Religionsphilosophie durch so fruchtbare Gesichtspunkte bereichert hat. Hier in Breslau endlich ist der erste Band des Laokoon entworfen und ausgearbeitet worden, jenes Meisterwerkes, das die ewigen Gesetze der Dichtkunst, die Grundgesetze des Schönen in mustergültiger Weise

aufspürte, darstellte und abgrenzte, welches dem schöpferischen Sturm und Drang der Geister, welcher bald hereinfluthete, Maß, Form und Regel geben sollte.

So ist dieser Abschnitt in Lessing's Leben, der einen oberflächlichen Betrachter so leicht zu einer schiefen Beurtheilung des Mannes verleitet, für ihn und für die Menschheit ungemein fruchtbar gewesen. Gewiß hat Fichte Recht, wenn er einmal gelegentlich über Lessing äußert: „Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist ohne literarische Richtung nach außen und unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar." Lessing selber scheint sich dieser in ihm vorgegangenen Umänderung bewußt gewesen zu sein. Wiedergenesen von einem hitzigen Fieber, das ihn um jene Zeit befallen hatte, schrieb er an seinen Freund Ramler: „Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrasset habe. Glückliche Krankheit!" Also lassen wir die obigen Schilderungen von Lessing's Weltleben in Breslau ruhig stehen: er war ganz Mensch und sein „gewaltig arbeitendes Innere brauchte ein solches Gegengewicht", aber der Ausspruch Göthe's: „Lessing gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben" muß wesentlich berichtigt werden.

Fast vier Jahre hatte Lessing in Breslau ausgehalten, da sehnte er sich nach neuen Zuständen. Die besorgten Eltern waren bestürzt über den ihnen so unerwarteten Entschluß, eine in ökonomischer Beziehung so günstige Stellung aufzugeben, aus welcher auch ihnen durch die Pietät des zu steten Opfern bereiten Sohnes so manche Hülfsquellen zugeströmt waren; sie mahnten ihn dringend, in Breslau seinen bleibenden Sitz zu nehmen. Aber der Sohn faßte seine Lebensaufgabe anders auf. „Ich hoffe nicht, schrieb er am 30. November 1763 an den alten Vater, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studium an den Nagel gehängt und wollte mich bloß elenden Beschäftigungen de pane lucrando widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme; Alles, was ich durch meine

jetzige Lebensart intendirte, habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruhet und mir von dem Wenigen, was ich ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will." So begann das Wandern auf's Neue. Aber wohin? Nach Berlin zunächst auf kurze Zeit, war seine Absicht, um die in Breslau entworfenen Geisteswerke, Minna von Barnhelm und Laokoon, zu vollenden, dann weiter, weit in die Welt hinaus! über Wien, wo er die kaiserliche Bibliothek benützen wollte, nach Italien, um die Antiken zu studiren, vor Allem aber nach Griechenland, um die klassischen Gegenden und die noch übrig gebliebenen Denkmäler dieses in seiner Art einzigen Volkes kennen zu lernen. Diese Aussichten hatten ihm schon manche Stunde in Breslau erheitert. Aber der Vorsatz, dessen Ausführung seinem Leben und seiner Bedeutung für die Welt eine ganz andere Wendung gegeben haben würde, wurde nicht in's Werk gesetzt; er blieb in Berlin hängen und war wieder der alte Vogel auf dem Dach. Bald war er wieder so arm, wie früher, ehe er nach Breslau gezogen war; bald begann wieder das alte Lied: das Arbeiten müssen, um leben zu können. Warum hat Niemand diesen Mann gedungen? Gab es für einen solchen Mann kein Plätzchen in der Welt, wo er frei von dem täglichen Druck der Noth seinen Studien leben konnte? Wohlgemuth hatte er einst beim Abgang von der Universität dem Vater geschrieben, es werde sich wohl ein Ort in der Welt finden, wo man einen solchen Flickstein brauchen könne, wie er sei; aber schon war er, wie er selbst um jene Zeit seinen frühen Tod unbewußt weissagend äußerte, über die Hälfte seines Lebens hinüber und nirgends hatte sich eine Stelle für einen solchen Flickstein aufgethan; er stand müßig am Markt und Niemand wollte ihn dingen. „Große bahnbrechende Menschen — hat Ad. Stahr gesagt — kommen freilich immer zur rechten Zeit für die Menschheit, aber für ihr persönliches Glück meist ebendeßhalb zu früh." In dem überall geordneten Organismus — sollen wir sagen: Mechanismus? — der Gesellschaft scheut man sich vor solchen Flicksteinen, die das ganze Gebäude bis in seine Grundmauern hinunter erschüttern und alle anderen Steine in zitternde Bewegung versetzen. Die Welt liebt in gewöhnlichen Zeiten ihre Ruhe und begünstigt die Mittelmäßigkeit; nachher kommt sie, macht, was die Helden geleistet und mit ihrem Herzblut besiegelt haben, sich in aller Bequemlichkeit zu Nutze und schmückt die Gräber der Gerechten. Es

liegt eine furchtbare Anklage gegen unser Geschlecht in den Worten Faust's bei Göthe:

Die Wenigen, die was davon (von der Welt) erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Lessing hat auch aus diesem Kelch getrunken. Es thut weh, zu sehen, wie Fürsten, Minister und der Herr Omnes (wie Luther einmal das große Publikum genannt hat) ihm gegenüber in der Niederträchtigkeit und Gemeinheit wetteifern, wie die Welt ihm immer von Zeit zu Zeit glänzende Anerbietungen macht und jedes Mal sein Vertrauen täuscht, wie sie ihn immer von Neuem mit Hoffnungen auf eine befriedigende Lebensstellung aufregt und ihn jedes Mal tief gekränkt sitzen läßt; aber nur um so heller und wohlthuender hebt sich aus diesem düsteren Hintergrunde Lessing's Charaktergröße heraus: die epische Ruhe eines in sich klaren Geistes, die ungebeugte Männlichkeit, der nie erschütterte Glaube an die Menschheit, das freudige Schaffen für sie, die ewige Jugendfrische, mit welcher dieser Riesengeist seine Siegeslaufbahn durchwandelt hat. Wenn man sich unter den Größen und Mächten jener Zeit umschaut, so fragt man sich: warum hat der große Fritz, mit welchem Lessing so viele Jahre so zu sagen unter Einem Dache zusammenwohnte, diesem nicht diejenige Lebensstellung angeboten, die er brauchte und verdiente? „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden", mit diesem Worte hatte der-große Mann seine Regierung eröffnet und den von seinem Vorgänger verjagten Philosophen Wolf wieder in seine Stelle eingesetzt. Warum fand er den Einen nicht heraus aus Millionen, dem der Drang nach Wahrheit seine Seele, seine Qual und sein Trost war? „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen" hat er — ein seltenes Wort im Munde eines Königs! — sterbend gerufen. Warum hat er nicht lebend den „Freiesten aller Freien", die fleischgewordene Gesinnung der Freiheit an sich gezogen? Der Dichter soll mit dem König gehen! Warum sind diese zwei eminenten Charaktere ihrer Zeit nicht miteinander gegangen? Unter Friedrich's Augen wurde die Minna von Barnhelm geschrieben und herausgegeben, welche den höheren Lebensgehalt, den dieser König durch seine Thaten in das Herz der Nation gegossen hatte, in den unvergänglichen Spiegel der Poesie einfaßte! Warum ist Les-

fing dem Auge Desjenigen entgangen, der doch die harmlosen Fabeln eines Gellert mit solchem Wohlgefallen aufnahm? Es ist ominös und von tieferer Bedeutung, als es scheint, daß die zeitgenössischen Berichte den Namen Voltaire als Ursache dieser Erscheinung angeben. Lessing war während seines frühesten Aufenthalts in Berlin in einer ganz äußerlichen Sache auf unangenehme Weise mit Voltaire in Berührung gekommen, der am Hofe des Königs lebte. Damals war dem Könige Lessing's Name auf eine widrige Weise genannt worden. Als später die Stelle eines königlichen Bibliothekars in Berlin zweimal vakant war und Lessing mit Nachdruck dafür vorgeschlagen wurde, wollte der König Nichts von ihm hören. Mag Das die äußere, zufällige Ursache sein! Der Name Voltaire enthält noch in anderem, tieferem Sinn den Grund, warum Friedrich II. und Lessing einander fremd blieben. Voltaire und Lessing — die zwei größten Gegensätze nach Charakter und Geistesart innerhalb der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts! Als Voltaire von Klopstock's Messias hörte, sagte er ironisch: le Messie? je le connais; c'est le fils de Dieu et le frère et le père du St. esprit! Lessing dagegen rühmt diesem Werke nach, daß es bei allen seinen ästhetischen Mängeln der Religion und dem Christenthum mehr Freunde erworben habe, als alle Apologieen der Theologen. Voltaire behandelt die Religion als Sache des Witzes, Lessing als Angelegenheit des Gewissens; Voltaire frivol, Lessing voll heiligen Ernstes und tiefer Pietät; Voltaire Vertreter der französischen Aufklärung mit dem kalten Verstandesfanatismus, der freilich gegen die verrotteten Zustände in Kirche und Staat ganz am Platze war, Lessing Vertreter der eigentlich deutschen Aufklärung mit ihrer kritischen Gewissenhaftigkeit, wissenschaftlichen Tiefe, ächten Toleranz auch gegen den Glauben; dort frivoler Witz und Religionsspötterei, hier tiefer sittlicher und religiöser Ernst. Aber Voltaire war der tägliche Gesellschafter Friedrich's und sein Ton war der Hof- und Modeton, so sehr der König auch den eitlen und geizigen Philosophen verachtete. Seine ganze Bildung war französisch, wenn auch der Kern seines Wesens ächt deutsch war. In diese Kreise paßte ein Lessing nicht. Er verachtete die Prahlerei Derer, die Atheisten sein wollen, so lange sie gesund sind, und bezeichnend sind die Worte, die er an Nicolai schrieb: „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja Nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu

bringen, als man will. Und dieſer Freiheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald ſchämen."

Doch was die Großen verſagten, ſollte der Schauſpieler geben. Eben wollte Leſſing der verzweifelten Galeere, wie er im Unmuth Berlin betitelte, den Rücken kehren und ſtand wieder müſſig am Markt, da „bekamen einige gute Leute in Hamburg den Einfall, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Prinzipals geſchehen könnte;" ſie fielen auf Leſſing, und beſchloſſen, ihn als Theaterkritiker (Dramaturg) zu berufen. Mit den Worten des römiſchen Dichters:

Quod non dant proceres, dabit histrio,

(Was die Großen verſagen, muß der Schauſpieler geben,)

unterzeichnete er den Kontrakt, der ihm auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben zu verſprechen ſchien und auf der andern Seite der urſprünglichen Anlage und Neigung ſeines Geiſtes ſo ganz entgegenkam. Der dreijährige Aufenthalt Leſſing's in Hamburg (1767 bis 1770) bildet nach allen Seiten hin einen Abſchluß für ſein bisheriges Leben. Einen Abſchluß ſchon ſeiner äußern Lebensweiſe. Die Stellung, die er in Hamburg einnahm, ſtand in einer ſchönen Mitte zwiſchen dem ungebundenen Literatenleben und der „Sklaverei eines Amtes". Zum letzten Male genoß er noch alle Vortheile ſeiner bisherigen Lebensart; noch ſtand er im Vollbeſitz ſeiner Geſundheit; die „böſen Vierziger", von denen er wie vorahnend ſagte: „wenn die einmal kommen, ſo iſt es mit dem Menſchen vorbei", waren am Schluſſe dieſer Periode eben erſt angetreten. Das Bedürfniß geiſtiger Mittheilung und gemüthlich geſelligen Lebensgenuſſes fand hier die reichſte Befriedigung in einem reichen und gemiſchten Zirkel geiſtreicher Frauen und Männer, unter Gelehrten und Künſtlern, Schauſpielern wie Geiſtlichen, Juden und Chriſten, Kaufleuten und Offizieren. Alle, die in dieſer Zeit Leſſing in perſönlichem Umgang näher kamen, konnten auch ſpäter noch, lange nach ſeinem Tode noch, nur mit Entzücken reden von dieſen drei Jahren, in denen Leſſing ſeine geſelligen Talente, die ungeſchminkte Herzensgüte, den Reichthum ſeines Gemüthes, die Mannigfaltigkeit ſeines Witzes in hellen Strahlen hatte ſchießen laſſen. Auch das Leben in einer Republik mußte ſeinem angeborenen Sinn für Unabhängigkeit, ſeiner tiefen Abneigung gegen das Hofleben, ſeiner Liebe zum Volke beſonders entſprechen. Dieſe glückliche Lebensweiſe,

die so Vieles zu dem unvergänglichen Reize seiner Schriften beigetragen hat, endet mit seinem Hamburger Aufenthalt und der Rest seines Lebens steht, einzelne Lichtstrahlen ausgenommen, dazu in einem schmerzlichen Kontrast.

Auch innerlich, in Beziehung auf seine öffentliche, der Menschheit angehörige Lebensaufgabe bildet Hamburg einen gewissen Abschluß. Die großartig begonnene, mit den schönsten Hoffnungen angetretene Theaterunternehmung scheiterte schon nach zwei kurzen Sommern an dem thörichten Einfall, „den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da sie keine Nation sind," aber die reife, bleibende Frucht derselben übergab Lessing der Nation und der Menschheit in seiner „Dramaturgie", seinem letzten Hauptwerk in diesem Felde, mit welchem er den ersten Theil seiner großen Lebensaufgabe erfüllt und beschlossen hat: die deutsche Literatur aus der Finsterniß der Geschmacklosigkeit und aus der Abhängigkeit von fremden falschen Mustern hinzuführen zur Klarheit des Urtheils und zum Bewußtsein der eigenen Schätze durch unerbittliche Kritik des Bestehenden und Aufstellung der wahren Gesichtspunkte.

War ihm auch die Religion immer eine große Angelegenheit des Herzens, wie des Kopfes gewesen, so war sie doch bisher mehr im Grunde geblieben; die vorherrschende Richtung des Geistes war die literarisch-ästhetische gewesen. Diese ist nun mit Hamburg im Wesentlichen abgeschlossen; was später in dieser Beziehung noch geschah, war theils Vollendung des bereits Entworfenen, so die Emilia Galotti, theils leichtes Nachzüglervolk. Dagegen wurde von jetzt an die andere Seite, die Religion, die Beschäftigung mit den letzten Gründen und tiefsten Wurzeln unsers Daseins, die Richtung auf das Ewige überwiegend der Mittelpunkt seines Lebens und Webens. Wir haben als eine Hauptfrucht seines Breslauer Aufenthaltes ein bewußtes Hinstreben nach der Tiefe, nach dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen kennen gelernt; dieses Streben mußte einen Geist von Lessing's Art unmittelbar auf das letzte Ziel, auf die Wahrheit der Religion selbst, hinführen. Schon als er den Ruf nach Hamburg annahm, war es nur die zwingende Macht äußerer Lebensumstände, welche die in ihm selbst schon erloschene Liebe zum Theater noch einmal auf kurze Zeit entzünden und seinen bereits anderen Studien zugekehrten Geist noch einmal auf diese Bahn zurückzulenken vermochte.

Und wie viel Schätze hatte er bereits auf seinen Wanderungen gelegentlich mitgenommen und in sich angesammelt, um sie zur rechten Stunde für jenes letzte Ziel nutzbar zu machen! In Wittenberg hatte er Studien in der Reformationsgeschichte, in Breslau in der Patristik und in Spinoza gemacht. Die Bekenntnisse, die wir aus seinem eigenen Munde haben, gewähren uns einen tiefen Einblick in diese frühe Richtung seines Geistes: „Der bessere Theil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. Was Wunder also, wenn meine Lektüre ebenfalls darauf verfiel und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte! Ich suchte jede neue Schrift *wider* die Religion ebenso begierig auf und schenkte ihr eben das geduldige, unpartheiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften *für* die Religion schuldig zu sein glaubte. So blieb ich auch geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern gerissen, keine befriedigte mich ganz. Die eine sowohl, wie die andere, ließ mich nur mit dem festen Vorsatz von sich, die Sache nicht eher abzuurtheilen, quam utrimque plenius fuerit peroratum. Je zusetzender die Schriftsteller von beiden Seiten wurden, desto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein Jeder auf mich machte, diejenige gar nicht sei, die er eigentlich nach seiner Art hätte machen müssen. War mir doch oft, als ob die Herren, wie dort in der Fabel „der Tod und Liebe" ihre Waffen vertauscht hätten. *Je bündiger mir der Eine das Christenthum beweisen wollte, desto zweifelhafter war ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der Andere zu Boden treten wollte, desto gewisser fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.*" Daß er in diesem Ringen nach fester, abgerundeter, allseitig begründeter Ueberzeugung in Sachen der Religion, indem er gewisse Vorurtheile weggeworfen, ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, bezeugt er in einem anderen Selbstbekenntniß vom Jahr 1771, das wir wegen seiner Wichtigkeit gleichfalls hieher setzen wollen: „Mit dem Ferguson (Moralphilosophie von Adam Ferguson), schreibt er an Mendelssohn, will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalt, daß es ein Buch ist, wie es mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über kurz oder lang den

Verstand, sowie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von Weitem; wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden." Man erkennt aus diesen wenigen Zügen deutlich genug: auf Lessing wartete, sobald er seine literarisch-ästhetische Mission erfüllt hatte, unmittelbar eine andere, vielleicht noch wichtigere und folgenschwerere: eine religiöse Mission. Wenn er sich in der letzten Periode seines Lebens auf die Theologie geworfen hat, so geschah es keineswegs, wie man es schon hat darstellen wollen, um nun auch den Theologen einen Possen zu spielen, nachdem er die Eindringlinge auf dem Felde der Literatur gezüchtigt, oder die glänzenden Waffen seines Geistes auch zur Abwechslung auf einem anderen Gebiete zu versuchen; es war ein Lebensberuf, den er erfüllen mußte, eine von Gott ihm selbst aufgetragene Mission. Wir dürfen also sagen: Hamburg bildet den Abschluß für den ersten Theil von Lessing's Lebensaufgabe, für seine ästhetisch-literarische Wirksamkeit; von jetzt an schreitet er, gezwungen durch die innere Nothwendigkeit seines Geistes, also durch einen Ruf von oben, zur Erfüllung der zweiten großen Aufgabe seines Lebens: „den unerschütterlichen Grundstein zu legen für die Befreiung des deutschen Geistes aus der Dumpfheit und Enge zelotischer Orthodoxie, wie aus der voltairisirenden Frivolität seichter Aufklärerei zu der göttlichen Freiheit, Milde und Gerechtigkeit der wahren Religion des Geistes und der Humanität."*) Dieß ist das Ziel und der Mittelpunkt von Lessing's

*) Worte von Adolf Stahr.

Thätigkeit in den letzten zehn Jahren, die er nach seinem Abgang von Hamburg noch zu leben hatte.

Jedoch nicht bloß einen so wichtigen Schlußpunkt bildet der Hamburger Aufenthalt in Lessing's Leben, sondern er knüpft auch schon durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände alle die Fäden, an denen sein weiteres, persönliches wie öffentliches Leben verläuft. Wir dürfen nur die drei Namen nennen, die in seinem Aufenthalt zu Hamburg eine Rolle spielen: Eva Koenig, Hermann Samuel Reimarus, Senior Göze, so haben wir Lessing's ferneres Leben nach seinen Hauptmomente angedeutet. Eva Koenig, das einzige Weib, mit dem er sich zu leben getraute, an deren Schicksal der fernere Verlauf seines Lebens in so tragischer Weise geknüpft ist, lernte er in Hamburg kennen. Samuel Reimarus, der wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Charakters allgemein verehrte Professor am Gymnasium in Hamburg, war ein Jahr nach Lessing's Ankunft daselbst gestorben, hatte aber die berühmten Fragmente in seinem Pulte zurückgelassen vorläufig nur zum Gebrauch verständiger Freunde, bis sich die Zeiten so aufgeklärt haben würden, daß man sie allgemein bekannt machen dürfe, ohne den gemeinen Haufen mit Wahrheiten zu ärgern und in einen wüthenden Religionseifer zu setzen. Lessing, der vertraute Freund der Familie des Verstorbenen, las sie und nahm die feste Absicht, dieselben zu veröffentlichen, von Hamburg mit sich fort. Die Veröffentlichung derselben und der darüber entstandene Lärm war die äußere Veranlassung für eine tiefeingreifende Thätigkeit auf dem Gebiete der Religion. Und merkwürdig! gerade der Mann, der nachher das Opfer dieses Streites werden sollte, stand in Hamburg in einer freundlichen Beziehung zu Lessing. Das Verhältniß, das hier zwischen den Beiden Statt fand, ist wie ein milder, versöhnender Prolog zu dem erschütternden Drama, das sie nachher vor den Augen der Welt aufführten, und wir wollen es daher mit kurzen Worten schildern. Göze, der Senior der Hamburger Geistlichkeit, ein, wo der Glaube nicht in's Spiel kam, gar nicht ungerader Mann, sonst aber ein Prachtexemplar eines polternden, verfolgungssüchtigen orthodoxen Zionswächters, bezeugte sich auffallend gnädig gegen Lessing. Er hatte eine fanatische Schrift gegen das Theater ausgehen lassen,*) aber darin

*) Eine köstliche Ironie des Schicksals fügte es, daß eines Tages im Theater in Hamburg bei der Aufführung der Minna von Barnhelm ein fremder Offizier zugegen war und, gerührt von dem Stücke, sich an seinen Nachbar wandte: „Ich

Leſſing geſchont und anerkannt; von Leſſing's Luſtſpielen geſteht er, das Werk lobe den Meiſter; er ſchätzt ihn als Dichter und Menſch; er nennt ihn einen geſchickten und edeldenkenden Mann. Ja noch mehr! er ließ ihn mehrmals zu ſich einladen und Leſſing ging oft zu ihm. Den Tag, da er ihn zum erſten Male beſuchte, merkte Leſſing in ſeinem Tagebuch an. „Den 24. Jänner 1769 habe ich den Senior Göze zuerſt perſönlich kennen lernen. Ich beſuchte ihn auf ſeine wiederholte Einladung und habe einen in ſeinem Betragen ſehr natürlichen und in Betracht ſeiner Kenntniſſe gar nicht unebenen Mann an ihm gefunden.“ Leſſing's Bekannte und Freunde konnten nicht begreifen, daß er an dem Umgang des Eiferers, der ſich damals ſchon bei mehreren Gelegenheiten als ein hitziger Verfechter der ſtrengſten lutheriſchen Orthodoxie hervorgethan hatte, Gefallen fand und neckten ihn mit dem trefflichen Rheinwein in Gözen's Keller. Nicht, daß Leſſing den Mann nicht damals ſchon gekannt hätte. „Daß Göze — heißt es in ſeinem Tagebuch aus jener Zeit — für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen ſtimmen ſollte, glaube ich nicht. Dazu iſt er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf beſtehen würde, daß Semler, Baſedow und Teller, einen Reisbündel auf dem Rücken, vor ſeiner Kanzel erſcheinen und ſo widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt.“ Aber Leſſing liebte immer kalt oder heiß mehr, als lau und Entſchiedenheit des Charakters und Konſequenz des Standpunkts waren Dinge, ohne die er ſich einen Mann nicht denken mochte.

Merkwürdig war das Verhalten Leſſing's in einem Hamburger Kirchenſtreit. Seit langer Zeit war in den Hamburgiſchen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgeleſen worden, in welchem die Worte Pſ. 79, 6: Schütte deinen Grimm auf die Heiden ꝛc., anfingen, bei Manchem Aergerniß zu erwecken. Paſtor Alberti, ein Vermittlungstheologe, welcher die lutheriſche Dogmatik mit dem Geiſte der dama-

möchte den Verfaſſer kennen lernen, das muß ein großer Mann ſein.“ „Das können Sie leicht,“ antwortete Jener und nannte boshaft einen Geiſtlichen, der wegen ſeiner Streitſchriften gegen das Theater bekannt war. Es war kein Anderer, als Senior Göze. Der Offizier geht auch wirklich zu ihm, der Geiſtliche empfängt den Beſuch, den er ſeinem Ruhm zuſchreibt, mit vieler Selbſtgefälligkeit, bis er endlich erfährt, welchem Umſtand er ihn verdankt. Er wird aufgebracht, der Offizier auch. Wüthend ſucht dieſer ſeinen Theaternachbar auf, der, als der Zürnende ihn auf der Straße gefunden und mit dem Stock auf ſeinen Rücken losſhieb, ſich umwandte: „Ach, Sie ſind dort geweſen! Sie ſind dort geweſen! Das freut mich.“

ligen Philoſophie und Duldung in Einklang zu bringen ſuchte, glaubte ſich im Jahre 1769 in ſeinem Gewiſſen gebunden, dieſe Worte wegzulaſſen. Göze tobte und ſchnaubte; in einer eigenen Schrift zeigte er, dieſes Gebet ſei nothwendig und chriſtlich; es ſei erſtlich kein Gebet wider die Feinde, ſondern für die Feinde, denn eine Bekehrung könne darauf erfolgen; außerdem, da jetzt die Chriſten Gottes Wort ſo ſehr verachteten, ſo müſſe man fürchten, daß Gott die Türken oder ähnliche heidniſche Völker ſchicken werde, unſere Kinder ſchwer heimzuſuchen, und wider dieſe von Gott geſchickten Völker müſſen wir im Voraus bitten, daß er ſeinen Zorn über ſie ausſchütten und ſie verderben möge. Nachher ſagte er gar, der Sturz des Jeſuitenordens ſei eine recht ſichtbare Erhörung dieſes Gebetes. Dieſer Orden, die ganze Kleriſei des Papſtthums, die Türken, Das ſeien jetzt die Heiden. Leſſing's Freunde neckten ihn eines Tages in der Geſellſchaft mit der Aufforderung, ſeinen Vertrauten Göze, wie er ſonſt etwa that, auch dießmal zu vertheidigen. Zu Aller Erſtaunen, beſonders aber des anweſenden Alberti, hörte man Leſſing das fürchterliche Kirchengebet in Schutz nehmen. Man müſſe in dieſer Sache wohl diſtinguiren, ſagte er, dann werde ſich finden, in welcher Rückſicht man ſehr wohl ſo beten könne oder ſo beten müſſe. „Hier hilft keine Diſtinktion, rief Alberti aus, denn in jeder Betrachtung iſt es abſcheulich, ein ſolches Gebet zu beten. Chriſtus ſagt: du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt.“ Das ſollen und wollen wir auch, verſetzte Leſſing, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen! — „Die Diſtinktion möchte ich ſehen, mit welcher Sie dieſes vereinigen wollen.“ Das ſollen Sie ſehen! Alberti und die Anderen lachten. Einige Tage ſpäter brachte Leſſing eine Predigt, die er dem Yorik in den Mund legte, über die zwei Texte Pſalm 79, 6: Schütte deinen Grimm u. ſ. w., und über Matth. 22, 39: du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. Leider iſt dieſe Predigt verloren gegangen, welche Nicolai als ein Meiſterſtück gerühmt hat; dagegen iſt uns die Einleitung noch aufbewahrt, die allein ſchon zeigen kann, daß Leſſing mit Recht ſeiner Mutter einſt ſagen durfte: er könne alle Tage ein Prediger werden. Wir theilen das Fragment hier mit:

„Der Oberſt Shandy ging eines Tages mit ſeinem getreuen Trim ſpazieren. Sie fanden am Wege einen mageren Menſchen in einer zerlumpten franzöſiſchen Uniform, der ſich auf eine Krücke ſtützte, weil ein Fuß verſtümmelt war. Er nahm ſtillſchweigend mit niedergeſchla-

genen Augen den Hut ab, aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen Penny aus der Tasche und sagte, indem er denselben gab: French dog!*)

„Der Oberst schwieg einige Sekunden und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim, es ist ein Mensch und nicht ein Hund!"

„Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny und sagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieser Mensch ist Soldat!" Trim sah ihm starr in's Gesicht, gab wieder einen Penny und sagte: French dog!

„Und, Trim! er ist ein tapferer Soldat: du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten und ist schwer verwundet worden." Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab und sagte: French dog!

„Und, Trim! dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder." Trim, eine Thräne im Auge, gab Alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte etwas leise: French dog! Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorik über diesen Vorfall. Yorik sagte: Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist, aber kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient. Dieß gab Gelegenheit, daß Yorik die folgende Predigt hielt...." So ist das Thema der Predigt genannt und eingeleitet. Man wende den Gegensatz der Nationalitäten, welcher die Grundlage der Erzählung bildet, an auf den Gegensatz der religiösen Glaubensweisen, und man wird finden: der Gedanke der ächten Toleranz, also die Entschiedenheit der eigenen ausschließenden Ueberzeugung im Bunde mit der Liebe gegen den Andersdenkenden konnte nicht anschaulicher, geistreicher und ergreifender ausgedrückt werden, als in dieser Erzählung. Guhrauer bemerkt richtig: „Yorik werden wir wieder in Nathan entdecken." Für Denjenigen, der nur einiges Verständniß für Lessing's Geistesart mitbringt, bedarf es nicht erst der Bemerkung, daß derselbe weder auf Seite Gözens noch überhaupt des Hamburger Kirchengebetes stand. Lessing ließ von dieser Predigt nur ein halbes Dutzend Exemplare drucken, wovon er eines seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ,

*) Französischer Hund!

als ob es unter der Preſſe wäre. Der edle Mann hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene ſeines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte und ihn verſicherte, es ſei nur Scherz und die Predigt ſolle nicht bekannt werden, wiewohl, fährt der Berichterſtatter fort, im Grunde Göze mit derſelben auch gar nicht würde zufrieden geweſen ſein.

Nachdem wir die Fäden aufgezeigt, welche von Hamburg aus in das weitere Leben Leſſing's hinüberreichen, begleiten wir ihn an ſeinen neuen Beſtimmungsort. Wohin? Es iſt merkwürdig, wie auch auf dieſem Punkte ſein äußerer Lebensgang der inneren Wendung ſeines Geiſtes ſo ganz entgegenkommt. Der Ausübung ſeines dramatiſchen Dichterberufes und der Erfüllung ſeiner literariſch-äſthetiſchen Miſſion kam ſein Wanderleben fördernd entgegen; dazu brauchte er den Strom des vollen Menſchenlebens, die Anregungen, die das Leben großer Städte in literariſcher und künſtleriſcher Beziehung darbietet; er mußte ſehen, erleben, mannigfache Stoffe zur Hand haben. Jetzt nimmt ſein Geiſt überwiegend die Wendung von dem Vielen auf das Eine, von dem Theater auf die Kirche, von der Aeſthetik zur Religion — Was kann dieſer einſamen, in die tiefſten Gründe unſeres Daſeins ſich verſenkenden Geiſtesarbeit angemeſſener ſein, als die Stille, die Zurückgezogenheit von dem lauten Treiben der Welt, die ungeſtörte, nur auf ſich ſelbſt gewieſene Einſamkeit des Geiſtes? Ach! ſie iſt ihm geworden in dem einſamen, von den damaligen Heerſtraßen der Kultur weit abgelegenen Wolfenbüttel in Braunſchweig — Stille und Einſamkeit genug, um ungeſtört ſeine große Miſſion vollends zu erfüllen, aber zu viel, viel zu viel für ſein perſönliches Glück. Im Oktober 1769 gelangte im Namen des Erbprinzen Ferdinand von Braunſchweig durch den Profeſſor Ebert am dortigen Carolinum der Antrag an Leſſing, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Leſſing betrachtete dieſen Ruf als einen höheren Wink und ſein Entſchluß war gefaßt. Damit enden ſeine Wanderjahre.

III.

Leſſing's Meiſterjahre.

(1770—81.)

Es ward Leſſing ſehr ſchwer, ſich von Hamburg loszureißen. „Ich bin leider hier ſo tief eingeniſtet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hie und da ein Stück Haut mit ſitzen bleiben ſoll.“ Von Monat zu Monat verſchob er den Termin ſeiner Abreiſe und nur unter dem Sträuben ſeiner Natur zog er in ſeine Einſiedelei. Wie bei früheren Gelegenheiten ließ er ſeine Freunde und Verehrer ohne Geräuſch im Stich und das Gefühl, womit er das erſte Mal in ſeinem Leben von einem feſten Amte, dazu in ſolcher Abgeſchiedenheit Beſitz nahm, war das einer ſtillen Reſignation. Sie ſpricht ſich in dem Briefe an Ebert vom Tage ſeiner Einführung in die Bibliothek am 7. Mai 1770 aus: „Ich bin Ihnen unter den Händen weggekommen. Aber es verlohnt ſich auch wohl der Mühe, daß man Abſchied nimmt, wenn man ſtirbt — oder von Braunſchweig nach Wolfenbüttel reiſet. Denken Sie ja nicht, weil ich dieſes Beides zuſammenſetze, daß ich mich geſtorben zu ſein glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedener leben, als ich dieſe drei Tage gelebt habe. Euch Schwärmer, die ihr alle Tage hofieret, alle Tage zu Gaſt ſeid, muß freilich ein ſolches Leben todt dünken. Ruft immer mit jenem franzöſiſchen Bedienten: Es lebe das Leben! Ich rufe: Es lebe der Tod! Sollte es auch nur ſein, um mit keinem Franzoſen Etwas gemein zu haben.“ Leſſing hatte richtig geahnt. Seine Geiſteswerke aus dieſer letzten Periode ſeines Lebens ſind mehr, als alle anderen ein Eigenthum ſeiner Nation, ja der Menſchheit geworden. Wer labt ſich nicht an dieſer heiteren Lichthöhe des Dichters und Denkers?

„Noch jetzt (sagt Karl Schwarz) lesen wir seine Schriften mit demselben Entzücken, als wenn sie der heutige Tag geboren hätte; Nichts in ihnen ist alt geworden oder abgestanden! Wie Achilles, der früh dahin Gerafffte, im Andenken der Griechen fortlebte in unverwelklicher Jugendschöne, so lebt auch Lessing fort im Andenken seines Volkes, mit dem Siegeskranz geschmückt um die jugendliche Stirn! Und diese Jünglingsnatur, in der Alles frisches, keckes, sprudelndes, von Geistesfülle und Kampfeslust überströmendes Leben ist — sie ist dadurch nur um so hinreißender, daß ihr die Kraft des Mannes, das sichere Maß und die Reife des Urtheils, die Festigkeit des Charakters zur Seite steht." Aber wie Viele wissen es, daß diese Lichtwerke alle der drückenden Nacht körperlicher und gemüthlicher Leiden abgerungen werden mußten, daß diese Goldkörner der Wahrheit, die jetzt jedes Auge erquicken, welches die Wahrheit lieber hat, als die Finsterniß, erst aus dem einsamen Schachte der Trübsal oft mit blutendem Herzen heraufgeholt werden mußten! Wie Viele kennen den Kampf dieser großen Seele „mit dem Leben, mit dem Feinde in seinem Inneren nicht weniger, als mit den Umständen, welcher die Geschichte dieser letzten Periode von Lessing's Leben wieder so anziehend, so erhebend, so tief ergreifend macht!" Es vereinigte sich so Vieles, was ihn körperlich und gemüthlich angreifen mußte. Schon diese völlig veränderte Lebensweise, die den Bedürfnissen seines Geistes nur von Einer Seite her entgegenkam! Freilich war er nun in Dem, worin er von Jugend auf am Liebsten gewesen war, in einer Bibliothek, welche ihm die eigene kostbare Bibliothek von 6000 Bänden, die er einst in Breslau zusammengebracht, aber in Hamburg aus Armuth wieder hatte verkaufen müssen, reichlich ersetzte. Aber die Lebenden fehlten ihm, die Gesellschaft mangelte. Lessing, dessen ganze Natur auf geselligen Lebensgenuß angelegt war, der die Tugenden des Gelehrten und des Menschen, des einsamen Forschers und des liebenswürdigen Gesellschafters so schön in sich vereinigte, dem die geistige Mittheilung im Kreise von Freunden und Freundinnen durch seinen bisherigen Lebensgang zur täglichen Gewohnheit geworden war — er sollte dieses köstlichen Reizmittels für Geist und Gemüth mit Einem Male entbehren und „unter Schwarten in dem kleinen Wolfenbüttel vermodern!" Diese Klage dringt in immer neuen Wendungen durch seine Briefe, welche für dieses letzte Dezennium seines Lebens eine besonders reiche und kostbare Ausbeute gewähren. „Sie wissen, was ich Ihnen oft gestan-

den habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig Diesen und Jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein und erwache bloß dann und wann, um eine Sottise zu begehen." Ebenso vom November 1771: „Ob ich schon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein, auch wirklich nicht bin, so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei auf die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich in Wolfenbüttel leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und nur immer unter Büchern begraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben sein." Doch machte er zu seinem großen Troste immer wieder die Erfahrung, daß diese hypochondrische Stimmung nicht tief in ihn gewurzelt sei. Sobald er aus dem „verwünschten Schlosse" wieder unter Menschen gekommen war, ging es wieder eine Weile. Jeder Ausflug nach Hamburg oder Berlin — einmal kam er sogar bis nach Italien — heilte ihn wieder auf einige Zeit und nach einem solchen Ausflug war es, wo es ihm gelang, seine Emilia Galotti zu vollenden.

Zu der Einsamkeit gesellte sich als natürliche Folge der veränderten Lebensweise häufige, lang andauernde Kränklichkeit. „Der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen Diejenigen ungerecht sein, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicherweise verloren habe." „Wer von uns Beiden jetzt am Meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat — schreibt er einmal an Frau König — Das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter Nichts, als Sorgen, deren Ende Sie absehen können auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist jetzt

nicht ſelten das ganze Leben ſo eckel! ich verträume meine Tage mehr, als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs — denn den Umgang, den ich haben könnte, mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Ausſicht in das ewige liebe Einerlei — das Alles ſind Dinge, die einen ſo nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder geſund bin. Wer mich ſieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines geſunden Ausſehens, und ich möchte dieſes Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn Was hilft es, daß ich noch ſo geſund ausſehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines geſunden Menſchen unfähig fühle? Kaum, daß ich noch die Feder führen kann, wie Sie wohl ſelbſt aus dem unleſerlichen Briefe ſehen werden, den ich mehr denn fünf Mal habe abbrechen müſſen." Seine Ahnung wegen der böſen Vierziger hatte ihn nicht betrogen; ſein Organismus erlitt allmälig eine merkbare Veränderung; ſein Körper fing an, dick und träge zu werden.

Schlimm, daß wir bei einem Manne, der ſeiner Nation ſo gedient hatte, wie Leſſing, auch noch drückende Nahrungsſorgen anführen müſſen als eine der Haupturſachen, welche ihm den Reſt ſeines Lebens trübten. Noch von Hamburg aus hatte er ſeinem Bruder ſchreiben müſſen: „Das Herz blutet mir, wenn ich an unſere Eltern denke. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen nicht ganz zu helfen. Ich bin in dieſem Augenblicke ſo arm, als gewiß Keiner in unſerer ganzen Familie iſt. Denn der Aermſte iſt doch wenigſtens Nichts ſchuldig: und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren. Gott mag helfen!" Wie dankbar die Mitwelt ſich gegen ihn erwies, erſehen wir aus einem Briefe Ramler's an Knebel: „Leſſing kann ſich nicht beſchweren, daß wir undankbar gegen ſeine Muſe ſind. Wir haben ſeine Minna hier (in Berlin) zwanzig Mal hinter einander geſpielt; wir haben ſie in Kupfer ſtechen und in die Kalender ſetzen laſſen; wir haben dieſe Minna ſogar auf die Punſchnäpfe malen laſſen! Nur hat ſie ihm Nichts eingebracht: das iſt Alles, worüber er ſich beklagen kann." Genug, übergenug, um ſich zu beklagen! Und ſo leſen wir denn in einem Brief vom Jahr 1772 an ſeinen Bruder: „Ich wollte mich gerne weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn ich

nur sonst von einer anderen Seite — meine Ruhe wieder damit gewinnen könnte." Da, im Anfang des Jahres 1773, schien unvermuthet ein Licht hereinfallen zu wollen. Der Erbprinz von Braunschweig ließ Lessing zu sich rufen und stellte ihm eine ganz neue, vielversprechende Stellung in Aussicht; er versprach ihm, ihn so zu setzen, daß er mit möglichster Zufriedenheit sich im Braunschweigischen fixiren könne. „Aber darauf kömmt es sodann auch an! Sie müssen bei uns bleiben und Ihr Projekt, noch in der Welt viel herumzuschwärmen, aufgeben. Durch diese Stellung bekommen Sie einen Fuß auf Alles und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie bei Ihrer gegenwärtigen Carriere bleiben oder eine andere einschlagen wollen." So läßt sich ja Alles noch freundlich an! „Die Sache, schreibt Lessing, ward unter uns soweit richtig, daß sie vielleicht schon völlig zu Stande wäre, wenn seine Reise nicht zu unerwartet dazwischen gekommen wäre. Er kömmt den 28. dieß zurück und sodann, denke ich, kann es nicht lange mehr dauern, daß sich mein künftiges Schicksal nicht wahrscheinlicher Weise auf immer entscheiden sollte." Armer Betrogener! hattest du nicht gelesen: es ist schlimm, sich auf Fürsten verlassen? Bis zum Juli 1776 geschah Nichts in der Sache; vierthalb Jahre mußte Lessing diese Gemeinheit schweigend sich gefallen lassen. Man denke sich einen Mann von diesem Zartgefühl und diesem Unabhängigkeitssinn, und eine solche Behandlung fast vier Jahre lang tragen müssen! „Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen," schrieb er schon nach den ersten zwei Monaten; einige Zeit darauf: „Bei Gott, ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß brechen oder biegen." Und in diesem Tone geht es fort durch diese ganze Zeit. Warum hat er denn nicht gebrochen? Ach! die Liebe hatte auch diesen Helden bezwungen und auch bei Dem, welcher der Freiheit den einzigen Altar geweiht zu haben schien, erwies sich Eros als der mächtigste der Götter. Ein geliebter Mund hatte ihn in Briefen voll zärtlicher Fürsorge von Jahr zu Jahr zu stillem Ausharren bereden können. „Sie allein, schreibt er an Frau König, haben mich bisher abgehalten und halten mich noch ab, einen übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die schlimmen Folgen alle voraussehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verscherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt."

Eva König, die Gattin eines wohlhabenden Kaufmanns und

Seidenfabrikanten in Hamburg, war in der letzten Zeit von Leſſing's Aufenthalt in dieſer Stadt Wittwe geworden; der Mann, ein ſpezieller Freund Leſſing's, ſtarb auf einer Geſchäftsreiſe in Venedig 1769 ganz unerwartet, nachdem er vor ſeiner Abreiſe Frau und Kinder dem Schutze ſeines Freundes anbefohlen hatte. A. Stahr vermuthet, daß die Liebe zu dieſer herrlichen Frau ſchon vorher in Leſſing's Seele aufgekeimt ſei, daß dieſer Umſtand ihn von Hamburg wegtrieb und den Entſchluß in ihm reifte, mit dem er im letzten Jahre ſeines Hamburger Aufenthalts ſo lebhaft umging, weit, recht weit in die Welt hinaus zu gehen und nach Italien zu reiſen. Da kam die Nachricht von dem Tode Königs und zugleich das Anerbieten der Stelle in Wolfenbüttel, das er nun auch darum als einen höheren Wink betrachtete, weil es dem Zug ſeines Herzens fördernd entgegenkam und ihm Ausſicht auf Erfüllung ſeiner Wünſche gewährte. Leſſing, nach Stahr's Bemerkung der Einzige unter den Heroen unſerer klaſſiſchen Literatur, in deſſen Herzen die volle große Liebe erſt im reifen Mannesalter Platz gefunden hat, trug dieſe Liebe im Herzen an ſeinen neuen Beſtimmungsort und der Gedanke an das geliebte Weib, mit dem er von jetzt an in ununterbrochenem Briefwechſel ſtand, war faſt das Einzige, was ihn in ſeiner Einſamkeit gemüthlich erquicken und aufrichten konnte. Aber er ſollte es erfahren, wie „Liebe mit Leide ze jungeſt lohnen kann". Sechs Jahre voll Drangſal und Kummer, voll Sorge, Noth und Herzeleid aller Art, durch Krankheit Beider noch vermehrt und durch Unglücksfälle manchfacher Art oft zu hoffnungsloſer Verzweiflung geſteigert, mußten durchlitten werden, ehe das erſehnte Ziel erreicht werden konnte. Die Verlobung hatte im Sommer 1771 in Hamburg, wohin Leſſing gereist war, ſtattgefunden, aber Eva König war entſchloſſen, das Schickſal des Geliebten nicht an das ihrige unwiderruflich zu binden, bis ſie ihre ökonomiſchen Verhältniſſe geordnet hätte, die bei dem ausgedehnten Geſchäfte, bei den verſchiedenen Seiden- und Tapetenfabriken in Hamburg und Wien durch den Tod ihres Mannes ſehr verwickelt geworden waren. Die Sache zog ſich von Jahr zu Jahr hinaus und die unerfüllte Sehnſucht, die ſtets betrogene Hoffnung brach Leſſing faſt das Herz entzwei, *)

*) „Ich ſehe meinen Untergang hier vor den Augen und ergebe mich endlich willig darein," ſchrieb er 1774 an ſeinen Bruder. Und 1775 an ſeine Braut: — „Wenn ich anders noch weiß, was ſich freuen heißt! Geſund werden Sie mich finden, geſunder, als ich leider vermuthen darf, Sie zu finden, und ich ſcheine alſo

aber für uns, die Nachwelt, sind die Briefe, die durch diese Umstände hervorgerufen worden sind, ein kostbares Denkmal von der Charaktergröße und dem inneren Adel, worin diese zwei einander ebenbürtigen Seelen wetteifern, das herrliche Vermächtniß einer großen, reinen, von aller Sentimentalität und inhaltslosen Gefühlsschwelgerei freien, überall auf den realen Interessen des Geistes und Gemüthes beruhenden Liebe.

Das Jahr 1776 brachte endlich die Liebenden an das Ziel ihrer Wünsche. Der umsichtigen und tapfern Braut war es gelungen, ihre Angelegenheiten zu einem ziemlich befriedigenden Resultat zu führen. Auch Lessing, der eben von einem Ausflug nach Italien neugestärkt an Körper und Geist zurückgekehrt war, hatte durch seine entschiedene Sprache das Eis am Hofe gebrochen und sich eine bessere äußere Stellung errungen. Am 8. Oktober feierte er in Hamburg in aller Stille nur mit wenigen Freunden und Freundinnen seine Hochzeit. Das Jahr 1777 ist das ruhigste und schönste in Lessing's Leben. Alle Briefe und Berichte aus dieser Zeit athmen den Frieden und die Heiterkeit, durch welche die Eindrücke jahrelanger Leiden mit Einem Male weggewischt waren. Jene geistreiche, aber etwas bittere Laune, welche er in den letzten Jahren in Briefen und im Umgang oft gezeigt hatte — die Folge des unbefriedigten Kampfes mit sich und der Welt — war einer zufriedenen und harmonischen Gemüthsverfassung gewichen. Wie hätten die bösen Geister, die auf dem einsamen, verwünschten Schloß gespuckt hatten, nicht weichen sollen vor der Nähe eines solchen Weibes? Ein junger Theologe, der nachher berühmt gewordene Geschichtsschreiber Spittler, welcher sich damals einige Wochen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufhielt und täglich Lessing's Haus besuchte, schildert seine Eindrücke in einem Briefe mit folgenden Worten: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch der Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülf-

---

auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. So weit bin ich schon, daß ich sehe, all' mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll."

reichſte und herablaſſendſte Gönner iſt. Man wird unvermerkt ſo vertraut mit ihm, daß man ſchlechterdings vergeſſen muß, mit welch großem Mann man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menſchenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Leſſing — ſo wär's bei Leſſing's Gattin. Eine ſolche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Dieſe unſtudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die ſie auch durch die bezauberndſte Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen! Das Beiſpiel dieſer großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geſchlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel geweſen, um ſie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Die Geſchichtsſchreiber, wenn ſie die Blätter ihres Buches mit den Fehden der Fürſten und dem blutigen Haß der Völker angefüllt haben, halten es nicht für zu klein, uns einen König Heinrich IV. von Frankreich vorzuführen in jener ſehr unköniglichen Stellung, in welcher er von ſeinem Miniſter überraſcht worden: ſollte es zu kleinlich erſcheinen, einen Leſſing — auch einen König — in ähnlicher Situation vorzuführen? Im Kreiſe des Hauſes zeigte ſich Leſſing als zärtlichſter Familienvater. An den Spielen der Kinder nahm er unermüdlich Theil, ſelbſt an ſolchen, die körperliche Anſtrengung erforderten. Der Vicarius Friedrich König verſicherte oft, daß kein leiblicher Vater ſeine Kinder wohlwollender und freundlicher würde behandeln können, als dieß ſein Stiefvater Leſſing in Betracht ſeiner und ſeiner Geſchwiſter gethan habe. Dieſer große Geiſt wurde ſelbſt ein Kind im Kreiſe der Kinder. Er nahm an allen ihren Spielen Theil und bewies ſich auch großmüthig dabei, indem er ſich beim Knickerſpiele, wo Kugeln in ein Loch geworfen wurden, viel Geld abnehmen ließ. Einſt mochte er doch die Generoſität zu weit getrieben haben, ſo daß nach beendetem Spiele die Mutter ihrem älteſten Sohne die ernſte Weiſung ertheilte: „Ich hoffe, Fritz, du wirſt dem Vater das Geld zurückgeben, da du doch weißt, daß er ſelbſt nicht viel hat." Einſt erklärte Fritz, wenn ihm der Vater einen Gulden geben wolle, werde er auch einmal eine Komödie ſchreiben. „Mit Vergnügen will ich Das, erwiederte Leſſing, wenn du mir für jeden Schreibfehler einen Pfennig geben willſt." Häufig zeigte ſich Leſſing in der Rolle des neckiſchen Schalks. So machte es ihm herzliches Vergnügen, durch allerhand Kriegsliſt die Briefe aufzufangen, welche ſeine Stieftochter

Amalia mit ihrer Herzensfreundin oft mehrmals des Tages wechselte. Das war dann stets ein gewaltiges Lamentiren, wenn sie das Briefgeheimniß von Lessing verletzt sahen, weil sie vor einem so fernen Stylisten gewaltigen Respekt hatten. Allein gerade der sich in diesen Briefen oft über die grammatische Form hinwegsetzende Geist ergötzte ihn und er erklärte unumwunden, daß er einem geist- und gemüthvollen Frauenzimmer Nichts bereitwilliger erlasse, als die Orthographie. Bezeichnend ist es für Lessing, daß er das Gemüth seiner Kinder für Nichts lebhafter anzuregen suchte, als für Wahrheitsliebe und für Muth. Während er körperliche Züchtigung möglichst vermied, applizirte er doch seinem Fritzchen eine ebenso derbe Maulschelle, als ihn dieser einmal mit Unwahrheit berichtete, wie eine solche erfolgte, als sich derselbe nicht gegen die Angriffe eines bösen Buben gewehrt hatte.

Leider sollte diese liebliche Idylle nur von kurzer Dauer sein und den Versuch, einmal auch so glücklich zu sein, wie andere Leute, mußte Lessing theuer bezahlen. Lassen wir es uns von ihm selber schildern in jenen charakteristischen, berühmt gewordenen Briefen, die in der Sprache des Schmerzens selber abgefaßt sind.

(An Eschenburg den 3. Januar 1778.) „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben. Ich weiß, was ich sage! — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

(An Eschenburg den 10. Januar.) „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde Beileides versichert halten darf."

(An Karl Lessing den 12. Januar.) „Zu was für einem traurigen Boten an meinen Stiefsohn muß ich dich machen! Und gleich-

wohl weiß ich, daß dein gutes Bruderherz ſelbſt nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, iſt todt. Wenn du ſie gekannt hätteſt! — Aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage Nichts von ihr. Aber wenn du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat, ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!"

Wer die Sprache des Schmerzens kennt, der fühlt es dieſen abgebrochenen, jede Phraſe verſchmähenden Sätzen, die das Stumme des wahren Schmerzens gleichſam nachahmen, leicht an, wie viel Leſſing gelitten hat. Seine Geſundheit war durch dieſen Schlag erſchüttert und gebrochen; ſeine Briefe aus dieſen letzten Jahren tragen faſt in jeder Zeile die Spuren der Krankheit und Ermattung und Jedermann bemerkte die in ſeiner leiblichen Erſcheinung vor ſich gegangene Veränderung. Auch ſein Herz verblutete an dieſer Wunde und ſeine Seele wandelte oft ſcharf an den Abhängen der Verzweiflung. „Ich laſſe den Kahn gehen, wie Wind und Wetter wollen. Genug, daß ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will." „Auch ich war einſt ein geſundes, ſchlankes Bäumchen und bin jetzt ein ſo fauler, knorrichter Stamm. Ach, lieber Freund, dieſe Szene iſt aus! Gern möcht ich Sie freilich noch einmal ſehen." Aber o Wunder! dieſer faule, knorrichte Stamm ſchlug eben jetzt noch einmal aus und brachte Früchte voll Kraft und Süßigkeit, und dieſe Seele, während ſie zum Tode betrübt war, jauchzte eben jetzt himmelhoch im reinen Aether des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung. Vergeſſen wir jetzt die dunkeln Schatten, die ſein Herz umziehen, und treten auf die Lichthöhe des Geiſtes, auf welcher er gewandelt hat bis an ſein Ende, von welcher aus er ſeine letzten trunkenen Blicke gethan hat in das Land der Verheißung, die Mitwelt bittend: „ihn ſtehen und ſchauen zu laſſen, wo er ſtehe und ſchaue."

Noch am Sterbebette ſeiner Frau hatte Leſſing den erſten Angriff Göze's auf die von ihm herausgegebenen Fragmente des „Ungenannten" erhalten. Kurz nach dem Tode derſelben ſchreibt er in einem Briefe: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun. Aber Das geht nicht. Ein guter Vorrath von Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuung wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz lediglich überſtehen helfen." Und nun folgten Schlag auf Schlag die „Antigöze", dieſe

nie erreichten Meisterstücke theologischer Polemik, in welchem Lessing noch einmal wie in Einem Brennpunkt alle Strahlen seines Geistes zusammenfaßt und alle seine glänzenden Waffen mit genialer Leichtigkeit spielen läßt: die umfassende Gelehrsamkeit, die Kraft sittlicher Entrüstung, die heitere Laune, den vernichtenden Witz, den Zauber seiner Sprache. Man hat Lessing im Hinblick auf diese Kämpfe schon früher den Luther des achtzehnten Jahrhunderts genannt. Wir wüßten keine Vergleichung, die passender wäre, als diese. Wenn Schwarz in seiner Schrift „Lessing als Theologe" diese Vergleichung in einem entscheidenden Punkte gelten läßt, dagegen als eine in die Augen fallende Ungleichartigkeit zwischen Beiden hervorhebt, daß Luther's Begeisterung der Religion, Lessing's aber der freien Wissenschaft gegolten habe, so hat dieser Gelehrte in dem Augenblick, da er Dieses niederschrieb, schwerlich den ganzen Lessing vor sich gehabt, wie er sonst selber denselben aufzufassen so gut verstanden hat. Die Begeisterung in der höchsten und reinsten Form, die Schwarz an Lessing rühmt, „die Begeisterung für die Wahrheit, nicht etwa bloß für den theoretischen Prozeß des Erkennens, sondern für die praktische Seite der Wahrheit, für ihre Verbreitung unter die Menge, für ihre die Masse ergreifende, reinigende, erziehende Kraft", die „ethische Begeisterung, das Gefühl des guten Kampfes für das Wohl der Menschheit, das wie ein warmer Odem die Schriften Lessing's durchzieht", — ist Das etwa nur Begeisterung für die freie Wissenschaft, nicht eben so sehr oder noch viel mehr für die Religion? Die Wahrheit als innerste, heiligste Gewissenssache — was ist das Anders, als Religion? Lessing's Begeisterung ging ganz direkt auf das höchste und letzte Ziel: auf die Religion. Wenn wir Lessing mit Luther vergleichen, so wollen wir damit sagen: Was Luther gewollt, aber nur zur Hälfte vollbracht hat: das Christenthum ohne Hierarchie, ohne Pfaffenthum, Das hat Lessing vollendet. Lessing war sich Dessen recht wohl bewußt. Nicht umsonst hat er Luther's Geist so oft angerufen gegen die „kurzsichtigen Starrköpfe, die, seine Pantoffeln in der Hand, den von ihm gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern"; er hat es auch in seiner präzisen, Jeden sogleich orientirenden Weise ausgesprochen, worauf es ankommt: „Luther, großer, verkannter Mann! Du hast uns vom Joch der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichen Joch des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren

würdeſt, wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!" Das unerträgliche Joch des Buchſtabens! Luther hatte das Chriſtenthum ohne Hierarchie gewollt, die Religion des ſelbſterrungenen und ſelbſterlebten Glaubens, da der Menſch in ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ueberzeugung allein und unmittelbar auf Gott ſelber, auf die göttliche Wahrheit geſtellt wäre, die innere Selbſtgewißheit des frommen, in Gott allein gebundenen und ſo von jeder Menſchenauctorität freien Individuums; darum hatte er das Joch der hoch angeſchwollenen, von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachſenen menſchlichen Tradition, durch welches die Prieſterkirche die Gewiſſen bedrückt hatte, mit Einem kühnen Ruck abgeſchüttelt; aber was er an die Stelle ſetzte, die untrügliche göttliche Auctorität und Wahrheit, auf welche der Menſch ſich hinfort ſtellen ſollte, war eben doch wieder eine menſchliche Tradition, ein im Laufe mehrerer Jahrhunderte allmälig entſtandenes und von menſchlicher Hand zuſammengeſtelltes und überliefertes Schriftwerk, ein ſchwarzer Buchſtabe. Dieſem Buchſtaben muß Jeder ſich unbedingt unterwerfen, wenn er ſelig werden will; denn er iſt mit dem Stempel untrüglicher göttlicher Auctorität gezeichnet. Aber wer legt ihn aus? Wer deutet dieſe in fremden Sprachen geſchriebenen göttlichen Hieroglyphen? Soll die untrügliche Mittheilung der göttlichen Wahrheit in einem Schriftwerk einen Sinn und Zweck haben, ſo muß auch für eine untrügliche Auslegung geſorgt werden, an welche Jeder ſich ſicher halten kann. Es bedarf alſo einer Kirche, die den rechten, ſeligmachenden Glauben feſtſetzt, es bedarf der Hüter und Ausleger des heiligen Buchſtabens, es bedarf der Wächter der Rechtgläubigkeit.

Die Geſchichte, die überhaupt folgerichtig denkt und zu jedem A, das ſie ſagt, ſicher das B fügt, die Geſchichte der zwei Jahrhunderte von Luther bis Leſſing hat dieſen Gedankengang durch eine unerbittliche Logik der Thatſache vollzogen. Sie hat die proteſtantiſche Welt mit einer neuen Hierarchie, mit einem Paſtorenthum beſchenkt, ebenſo roh und zänkiſch, ebenſo lieblos und fanatiſch, ebenſo herrſchſüchtig und anmaßend, als es je die katholiſche Hierarchie geweſen war; die Reformation hat ein Chriſtenthum der Hierarchie erzeugt, viel unerträglicher und kleinlicher, als das alte, weil es in ſo auffallendem Widerſpruch mit ihren eigenen urſprünglichen Beſtrebungen ſtand. Hier hat Leſſing ſeine Hebel angeſetzt; dieſes proteſtantiſche Pfaffenthum mit allen Vorausſetzungen, auf die es ſeine Anſprüche gründete, hat er in einem Kampfe, der in der Geſchichte der menſchlichen Befreiungs-

kriege unvergeßlich bleiben wird, für immer von seinem angemaßten Throne gestürzt und so vollendet, was Luther gewollt hat: das Christenthum ohne Hierarchie. Christus hat in dem klassischen Meisterstück polemischer Beredtsamkeit Matth. 23 das Bild des jüdischen, Luther und Hutten in ihren Schriften das Bild des römisch-katholischen, Lessing in seinen „Antigöze" das Bild des lutherischen Pfaffenthums in die Marmortafeln der Geschichte eingegraben, aber ach! die unsterbliche Hydra setzt immer wieder neue Köpfe an, wenn die alten abgeschlagen sind, und die Geschichte ist für die späteren Geschlechter da, um vergessen zu werden. Wie ganz hatte Lessing das innerste Wesen dieser protestantischen Päpstleins durchschaut! Den Haß gegen alles freie, selbstständige Denken, die religiöse Denunziation, die Aufhetzung des Volkes und der weltlichen Obrigkeit, die Entstellung der Ansicht des Gegners, die man so darstellt, wie man gerne hätte, daß er sie gesagt hätte, den Hochmuth im Gewande der Demuth, die liebloseste Verdammungssucht im Kleide der rettenden Sanftmuth und Liebe, die zarte Fürsorge für das „Volk", für die Gemeinde, hinter der sich das hierarchische Streben dauernder Bevormundung verbirgt! Nehmen wir einige Proben! sie werden nie veralten. „Herr Göze hält doch wenigstens einen Spruch im Neuen Testament für nicht eingegeben, für nicht göttlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt. Zwar nein! er selbst verdammt nicht, er wiederholt nur die Verdammung, welche der hl. Geist ausgesprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's! Wer nicht glaubt, wird verdammt! Ihm nicht glaubt, nicht gerade das Nämliche glaubt, was er glaubt, wird verdammt. Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er noch mitunter bei diesem kitzlichen Geschäfte zu Werke geht. Ganz in dem Tone und in der Manier eines gewissen Monsieur Loyal in einer gewissen Komödie*), die man vor gewissen Leuten nicht gerne nennt. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hie und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht

*) Tartuffe, von Moliere.

allzuschwer schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft." Als Göze die Obrigkeit zu amtlicher Unterdrückung der Bahrdt'schen Bibelübersetzung mit Erfolg aufhetzte, schrieb Lessing: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschätzt sein; und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich. Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsere Päpste werden; daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; daß diese unserem Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. Hoffentlich werden Mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht Viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuscheuchen. So ein lutherischer Eifer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politikus, wie ein Theolog." Göze schmäht den Herausgeber der Fragmente wegen des Schadens, den solche Schriften anrichten; „die Gemüthsverfassung der Menschen in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer — die, die periklitiren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird." Da ruft Lessing aus: „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsichten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglückseligen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht's euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll,

ſobald er an euren Grenzſteinen anlangt?" An einer andern Stelle nimmt er gegen einen ähnlichen Vorwurf das Wort Luther's für ſich und den Fragmentiſten in Anſpruch: „Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eiſen und hat kein Aergerniß. Ich ſoll der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, ſofern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag. Wo nicht, ſo ſoll ich meiner Seelen rathen, es ärgere ſich daran die ganze oder die halbe Welt." Aehnlich: „Wer, ehe er zu handeln, beſonders zu ſchreiben beginnt, vorher unterſuchen zu müſſen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewichter, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde: Der entſage nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gar keinen Wurm vorſätzlich zertreten, aber wenn es mir zur Sünde angerechnet werden ſoll, wenn ich Einen von ohngefähr zertrete, ſo weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es ſich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Phyſiſchen entwickelt und zerſtört, bringt Leben und Tod, bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie Jenem Leben bringt: ſoll lieber kein Tod ſein und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?"

Wir haben geſagt: Leſſing habe vollendet, was Luther begonnen. Merkwürdig, wie viel Verwandtſchaft Beide auch in der Art und dem Tone ihrer Polemik mit einander haben. Wenn man nur einige kleine Aenderungen anbringt, meint man, es ſei auf Leſſing gemacht, was ein neuerer Schriftſteller von Luther's Styl und Ton ausſagt. „Die Energie ſeines Styls, die Kraft ſeiner Beweisführung, Feuer und Leidenſchaft ſeiner Ueberzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch Keiner zum Volke geſprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte ſich ſeine Sprache; bald knapp und gedrungen und ſcharf, wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte in's Volk; ein bildlicher Ausdruck, ein ſchlagender Vergleich machte das Schwerſte verſtändlich. Es war eine wundervolle, ſchöpferiſche Kraft. Mit ſouveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; ſobald er die Feder ergriff, arbeitete ſein Geiſt mit höchſter Freiheit; man ſieht ſeinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte; der volle Zauber eines herzlichen Schaffens iſt über ſie ausgegoſſen. Und ſolche Gewalt iſt nicht am Wenigſten ſichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt. Und eng verbunden iſt ſie mit einer Unart, die ſchon

ſeinen bewundernden Zeitgenoſſen Bedenken verurſachte. Er liebte es, mit ſeinen Gegnern zu ſpielen; ſeine Phantaſie umkleidet ihm die Geſtalt des Feindes mit einer Maske, und dieß Phantaſiebild neckt, höhnt und ſtößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt und nicht immer anſtändig klingen. Aber gerade in ſeinem Schimpfen wirkt die gute Laune in der Regel verſöhnend, freilich nicht auf die Betroffenen. Zuweilen geräth er freilich in einen wahren Künſtlereifer; dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutſches Baurenkind, ja wie ein boshafter Kobold. Wie hat er alle ſeine Gegner gezaust! Bald durch Keulenſchläge, die ein zorniger Rieſe führt, bald mit der Pritſche eines Narren!" Wie geſagt, die Schilderung paßt faſt wörtlich auf Leſſing. Nur iſt, wie in Luther's Weſen überhaupt, ſo auch in ſeiner Sprache mehr geniale, ungebändigte Naturgewalt, bei Leſſing mehr bewußte künſtleriſche Kompoſition; nur iſt Luther's Art, den Gegner zu behandeln, nicht bloß oft ungeſittet, ſondern unſittlich, weil ungerecht; er nimmt ſich ſelten die Mühe, unbefangen in die Anſicht des Gegners einzugehen, er macht ſich in ſeinem Kopf ein Bild des Gegners und ſeiner Anſicht zurecht und auf dieſes haut er los. Zwingli hat ihm Dieß im Streit mit Karlſtadt vorgehalten: „Auch Du ſtelleſt Deinen Gegner durch den Aufwand aller möglichen Spöttereien, Verhöhnungen und Witzworte Allen ſo zum Gelächter dar, daß kein Auge ihn in der Geſtalt erkennen konnte, wie Du ihn hingemalt. Ja durch Deine lärmenden Uebertreibungen und Schmähungen haſt Du die Zuſchauer in die Verlegenheit verſetzt, ob ſie den unbeſonnenen Menſchen eher belächeln oder bemitleiden ſollten." Dieſer Fehler iſt Leſſing nicht begegnet. Mag er auch einem Göze und Anderen ſeiner Gegner manches Wort zu hoch angerechnet haben — Göze hat „den Eimer faulen Waſſers, den Leſſing ihm tropfenweiſe auf den entblößten Schädel gegoſſen hat," wohl verdient; gekannt hat ihn Jeder in der Geſtalt, in der ihn Leſſing gemalt, bemitleidet hat ihn Niemand, aber belächelt wohl. In einigen Fällen war Leſſing zu bitter gegen Gegner, die es durch ihren Charakter nicht verdient hatten; der Zorn über die offenbare Mißhandlung der Vernunft oder der Schrift konnte ihn übernehmen; ſolches Unrecht geſtand er auch gerne ein und Einen dieſer Gegner bat er mit den ſchönen Worten Auguſtin's um Verzeihung: »Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut, si te laesi, dimittas mihi nec me vicissim laedendo malum pro malo

reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis.« *)

Wo die Leidenſchaftsloſigkeit wiſſenſchaftlicher Erörterung getrübt wurde durch Hochmuth und Aufgeblaſenheit, wo die Unwiſſenheit ſich verband mit Niedrigkeit der Geſinnung oder gar mit Verfolgungsſucht, da ſchwang er ſeine Geißel ganz erbarmungslos und führte allen Zorn ſeines lauteren Charakters und alle Waffen ſeines glänzenden Geiſtes in das Feld; da wollte er von Dem Nichts hören, was die zahme, abgeſchliffene, keiner kräftigen Leidenſchaft fähige Welt Anſtand und guten Ton nennt. Als Göze ihm vorgeworfen hatte, wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend er ihn behandelt habe, erwiederte er unter Anderm: — „Mit dem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich ſoll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehen bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rock beſtaubt werde? ſoll jeden Athemzug ſo mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie ſchreien über den Hund: „er iſt toll", wohl wiſſend, was die Jungen auf der Gaſſe daraus folgern; und der arme Hund ſoll gegen Sie auch nicht einmal kläffen? kläffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? Das wäre doch ſonderbar. Hieronymus ſagt, daß die Beſchuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art ſei, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieſer Gottloſigkeit ſchuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen ſetzen ſollen, die keine iſt? Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſeres weibiſchen Zeitalters! Firniß ſeid ihr und Nichts weiter. Aber eben ſo oft Firniß des Laſters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für mein Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll." Ungeſittet, ſagt er, möge man ſeine Behandlung des Gegners finden, aber unmoraliſch nicht. Die unmoraliſche Art des Herrn Paſtors wolle er an das Licht heben und ſollte es auch nicht anders, als auf die ungeſittetſte Weiſe von der Welt

*) Ich beſchwöre dich bei der Milde Chriſti, daß du mir verzeiheſt, wenn ich dich beleidigt habe, und nicht durch Wiederbeleidigen Böſes mit Böſem vergelteſt. Beleidigen nämlich wirſt du mich, wenn du mir meinen Irrthum verſchweigſt, den du etwa in meinen Schriften entdecken magſt.

geschehen können. Viele haben damals und jetzt die Kriegsführung Lessing's nicht verträglich gefunden mit den Forderungen christlicher Milde und Liebe; schon Göze erklärte, das „Testament Johannis", in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen werde, könne nicht von Lessing sein. Aber diese Leute vergessen, daß man mit Kolben dreinschlagen und doch Liebe im Herzen tragen kann; sie vergessen, daß ohne Leidenschaft nichts Großes in der Welt vollbracht wird; sie vergessen, daß auch Christus nicht jenes heiligen Zornes, mit dem er die Pharisäer und Schriftgelehrten vernichtete, fähig gewesen, wenn sein Herz nicht von Liebe überflossen wäre. Wenn Lessing und Göze gegen einander stehen, steht nicht Person gegen Person, sondern Sache gegen Sache, Gedanken gegen Gedanken, Prinzip gegen Prinzip; die schließen sich aus und *sollen* keine Milde und Liebe kennen; aber Derselbe, der eben mit der ganzen Entrüstung seines Wahrheitseifers im Gegner das falsche Prinzip und dessen abscheuliche Folgen gegeißelt hat — er würde das Leben des Gegners aus den Wellen oder dessen Ehre aus dem Munde des Verläumders retten, wenn sich Gelegenheit böte.

Es war in jeder Beziehung ein *prinzipieller*, weltgeschichtlicher Kampf, den Lessing führte. Nicht weil es auch in der protestantischen Kirche Pfaffen gab, hat er die Hand zum Streit erhoben — hierarchische Naturen wird es zu allen Zeiten geben, so gut als ehrgeizige oder habsüchtige Naturen; nicht gegen das lutherische Pastorenthum als gegen eine *zufällige*, in diesen oder jenen Persönlichkeiten vertretene Erscheinung nahm er den Kampf auf, sondern gegen ein Prinzip, das die gutartigsten Naturen, die besten, liebenswürdigsten Menschen zu Pfaffen machen mußte und zu allen Zeiten dazu machen wird. Welches ist dieses Prinzip? was ist der ewige Mutterschooß alles pfäffischen Wesens? Die Meinung, im Besitz einer besonderen übernatürlichen Gottesoffenbarung zu sein, die, sei's in mündlicher oder schriftlicher Form, aufbewahrt und fortgepflanzt wird — diese Meinung wird immer das pfäffische Wesen mit all' seinen charakteristischen, durch die Geschichte bekannten Zügen nach sich ziehen mit seinem Geschrei gegen die Vernunft, gegen das unabhängige Denken, gegen die freie Wissenschaft, gegen den Fortschritt des Geistes in allen Gebieten — denn da steht's ja schwarz auf weiß, was Wahrheit ist, und zwar aus der einzigen und ersten Quelle, aus Gott selber, geflossen; da muß die Vernunft sich gefangen geben unter den Gehorsam

des Glaubens u. ſ. w. u. ſ. w., wer kennt nicht dieſe Phraſen? — das pfäffiſche Weſen mit ſeiner zudringlichen, widerwärtigen Bekehrungs- und Beſeligungswuth — „denn iſt es wahr, daß dieſer Weg allein der rechte, wie ſollten ſie gelaſſen ihre Freunde auf einem andern wandeln ſehen?“ —, wie mit ſeiner Verfolgungs- und Verketzerungsſucht, mit dem Religions- und Meinungsfanatismus, mit dem geiſtlichen Hochmuth, mit Allem, was aus einer ſolchen Geiſtesverfaſſung folgen muß, um den Charakter des Pfäffiſchen zu vollenden. Darum hat Leſſing im Kampf mit Göze die bisherige Stellung der proteſtantiſchen Kirche zur hl. Schrift zum Mittelpunkt ſeiner Angriffe gemacht. Die Bibel, eine ſo werthvolle geſchichtliche und religiöſe Urkunde ſie ſein mag, iſt nicht die Religion; das Neue Teſtament iſt nicht das Chriſtenthum; der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt. Das Chriſtenthum iſt ſchon geraume Zeit in der Welt wirkſam geweſen, die chriſtliche Gemeinde hat lange Zeit beſtanden, ehe ein einziger Buchſtabe des Neuen Teſtaments geſchrieben war, und als dieſe Schriften ſchon beſtanden, fiel es den Chriſten der erſten Jahrhunderte nicht ein, dieſelben zur einzigen, ja dieſelben überhaupt zur Norm des Glaubens zu machen. Und wie ſind dieſe Schriften entſtanden? Es iſt dabei in Allem menſchlich zugegangen. Unſere vier Evangelien — ſo nimmt Leſſing an — ſind freie Bearbeitungen einer älteren Schrift, die vom judenchriſtlichen Standpunkt aus das Leben Jeſu kurz beſchrieben hatte, des Hebräerevangeliums, das bei den alten Schriftſtellern unter den verſchiedenſten Namen erſcheint. Unſere Matthäus, Markus, Lukas ſind freie Ueberſetzungen und Bearbeitungen desſelben, welche durch verſchiedene Weglaſſungen und Umbildungen ſich als verſchiedene darſtellten, aber alle drei noch vom judenchriſtlichen nazareniſchen Standpunkt aus. Erſt Johannes hat die alte Urkunde von idealeren Geſichtspunkten aus bearbeitet. Sollte nicht das Chriſtenthum als eine bloß jüdiſche Sekte wieder verſchwinden, ſollte es unter den Heiden als eine beſondere unabhängige Religion beſtehen, ſo mußte Johannes mit ſeinem Evangelium in's Mittel treten, das die dürftige nazareniſche Anſicht von der Perſon Chriſti hinter ſich ließ. Es leuchtet ein, daß durch dieſe Hypotheſe, durch welche Leſſing den Forſchungen einer ſpäteren Zeit ſo werthvolle Geſichtspunkte an die Hand gab, die Stellung, welche die Kirche bisher zu dieſen Schriften eingenommen hatte, an der Wurzel angegriffen war. Dieſe Schriften ſind alſo nicht göttlich im Sinne der Kirche, denn zum Charakter des Göttlichen gehört

das Ursprüngliche; sie sind Sekundärbildungen*), hervorgegangen aus einem mannigfaltigen Prozeß menschlicher, schriftstellerischer Thätigkeit, wie denn Lessing seiner Abhandlung den bezeichnenden Titel gegeben hatte: „neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtsschreiber betrachtet."

Von der Bibelfrage war nur ein Schritt zur Frage nach der Offenbarung überhaupt, oder vielmehr, diese Frage war schon beantwortet: ist die Wahrheit in der Form einer besonderen übernatürlichen Offenbarung irgendwo vorhanden? Kann es zweifelhaft sein, wie Lessing über den Anspruch urtheilen muß, den alle geschichtlichen Religionen, die jüdische, die christliche, die muhammedanische, machen, unmittelbar auf göttlicher Offenbarung zu beruhen und in ausschließlicher Weise die Wahrheit und den einzig seligmachenden Heilsweg zu haben? Lessing, der gesagt hatte: wenn Gott in der rechten Hand die fertige Wahrheit, in der Linken den unabläßigen Trieb nach Wahrheit, selbst mit der Aussicht, immerdar zu irren, hielte, er fiele Gott in die Linke und bäte um das Zweite? Wie er über diese Fragen denkt, hat er unzweideutig genug in seinen zwei letzten Arbeiten, in der „Erziehung des Menschengeschlechts" und im „Nathan" gesagt. „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter Nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln kann und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unseren Hohn, diesen unseren Unwillen verdiente in der besten Welt Nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele: nur bei unseren Irrthümern nicht?" Mit diesen Worten führt er den zweiten Theil seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" ein und bezeichnet damit seine ganze Stellung zu den positiven, sich geoffenbart nennenden Religionen. Die positiven Religionen sind also die Formen, in welchen das Gottesbewußtsein und der Wahrheitstrieb der Menschheit sich je nach Zeit und Umständen, nach Land und Klima, nach Volksanlage und Geschichte einen bestimmten, concreten Ausdruck gibt, oder, was nur die Kehrseite dieses Gedankens ist, alle Religionen fallen unter den gleichen Gesichtspunkt einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts durch stufenweise Mittheilung des göttlichen Geistes nach dem Maße der

*) Vergleiche Schwarz: Lessing als Theologe, S. 185.

Empfänglichkeit der jedesmaligen Individuen, nach der durch Ort und Zeit, Klima und Nationalität bedingten Empfänglichkeit der Menschen. Die verschiedenen Religionen sind also nur verschiedene Stationen auf dem Wege der sich bildenden Vernunft, auf dem Wege des sich entwickelnden Gottesbewußtseins, also alle theilhaftig der Wahrheit, aber auch behaftet mit Irrthum. Warum sollten wir also über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Der Fanatismus, der nur seine Form der Religion für die wahre, allgemeine, seligmachende hält und allen andern zürnend und ausschließend sich gegenüberstellt, ist ebenso unberechtigt und roh, als die Frivolität oder der abstracte Vernunftfanatismus, der alle Religionen belächelt als Unsinn. Also lasse sich in aller Religion Jeder die eigene innere Selbstgewißheit, die Entschiedenheit der eigenen Ueberzeugung das Erste sein, aber er achte eben darum die fremde Ueberzeugung, er respektire die individuelle Form, in welcher Andere, Völker und Individuen, die Religion sich anzueignen durch alle inneren und äußeren Verhältnisse des Volkslebens, durch besondere Geistes- und Gemüthsbedürfnisse gedrungen werden. Das Wesentliche in aller Religion, was ewig sich gleich bleibt, was allein ihren Werth bestimmt, worin Alle in allen Confessionen wetteifern sollten, sich den Rang abzulaufen, ist überall nur Eines, aber dieses Eine wird sich immer „individualisiren und lokalisiren", es wird aus den geschichtlichen, örtlichen, individuellen Verhältnissen der Völker und Individuen stets conventionelle Zusätze annehmen, die allerdings nach der bisherigen Erfahrung aller Religionen im Ganzen jenes Eine mehr geschwächt und getrübt, als gefördert und erhellt haben.

Sollen wir die Ansichten Lessing's weiter ausführen? Der „Nathan" ist ja in Aller Händen: dieses Evangelium der Humanität und der Liebe, das Evangelium Jesu Christi selber nach derjenigen Seite, nach welcher es bisher am Wenigsten gekannt und geübt worden war. Theologischer Unverstand hat diesen Schwanengesang Lessing's bis auf den heutigen Tag so vielfach mißdeutet, wie er vorausgesehen hatte, wenn er sagte: „die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen, doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." Man hat den „Nathan" eine Sottise auf das Christenthum gescholten und auch Gemäßigtere haben darin ein Unrecht gegen das Christenthum gefunden, daß im „Nathan" die Christen fast alle als lieblos und inhuman,

dagegen der Jude und der Muhammedaner als die Vertreter der Liebe und der wahren Humanität dargestellt werden. Und daraus will man Lessing einen sittlichen oder wenigstens einen ästhetischen Vorwurf machen? Darüber will man entweder den Menschen oder den Dichter tadeln? Man beantworte doch wenigstens vorher die Frage: Wenn Christus, der als Jude zu Juden sprach, in der bekannten Parabel vom barmherzigen Samariter — dem geistesverwandten Vorläufer des „Nathan" *) — den Samariter zum Träger der über Nationalität und Glaubensbekenntniß erhabenen rein menschlichen Liebe, dagegen den jüdischen Priester und Leviten zu Vertretern der Lieblosigkeit machen durfte und machen mußte, sofern seine Parabel ihren Zweck erreichen sollte — warum soll es Lessing, der als Christ zu Christen sprach, zum Vorwurf gereichen, daß er in seinem Fall ebenso verfuhr? daß er, um den Stolz der Christenheit auf den Besitz des allein seligmachenden Glaubens zu züchtigen, ihr in der Person eines Juden und eines Muhammedaners den beschämenden Spiegel der wahren Religion vorhielt? That er damit im Geringsten etwas Anderes, als Christus gethan hatte? etwas Anderes, als sein Lehrzweck unbedingt erforderte? Wäre Lessing Muhammedaner unter Muhammedanern gewesen, er hätte, um den Lehrzweck seines Gedichtes an seinem Volke zu erreichen, nothwendig alsdann die Christen und Juden als die Träger der Humanitätsreligion beschämend dem Muhammedaner gegenüberstellen müssen. Ja, wenn er als Muhammedaner einen Nathan hätte machen können! Der Jude Mendelssohn hat aber ganz das Richtige getroffen: „Nach der Erscheinung des „Nathan", sagte er, flüsterte die Cabale Jedem seiner Freunde und Bekannten in's Ohr: Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge aus-

*) Es ist sehr bezeichnend, daß Lessing, wie er in einem Briefe an Elise Reimarus schreibt, nach dem „Nathan" an seinen „Frommen Samariter, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi, worin der Levit und die Priester eine gar brillante Rolle spielen sollten," gehen wollte, aber der Tod trat dazwischen.

bilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen, aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessing's!" Kann man das Christenthum feiner und ungesuchter anerkennen, als es in den Worten des Klosterbruders geschieht, der, von der Bewunderung der edeln That Nathan's hingerissen, ruft: „Nathan! Nathan! Ihr seid ein Christ! Bei Gott! Ihr seid ein Christ! Ein besserer Christ war nie!"

„Aber — frägt man — was ist die Lehre des Stücks? Auf was läuft der „Nathan" hinaus? Doch am Ende auf den trostlosesten Indifferentismus und Scepticismus! Es ist gleichgültig, was du glaubst, ob du ein Jude oder ein Türke oder ein Heide oder ein Christ bist, wenn du nur rechtschaffen lebst. Die Wahrheit läßt sich doch nicht finden, der ächte Ring kann doch von den falschen auf Erden nie unterschieden werden!" Das soll Lessing haben lehren wollen, Lessing, dem der Drang nach Wahrheit seine Seele, seine Qual und sein Trost war? der in der unabläßigen Wahrheitsforschung den einzigen Werth des Lebens erkannte? Der Mann mit dieser fast ihn und Andere verzehrenden Glut und Leidenschaft der Wahrheit, Der — ein Indifferentist und ein Sceptiker?*) Nur die völlige Gedankenlosigkeit kann Das in „Nathan" und überhaupt in Lessing's Denkungsart finden. Nein! Es ist gar nicht gleichgültig, was und ob du Etwas glaubst, ob du eine Ueberzeugung habest oder keine. „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", sagt die Bibel. Seines Glaubens, des Glaubens, der Jedem sein innerstes, heiligstes Eigenthum ist, weil er seiner Geistesanlage und seinen Gemüthsbedürfnissen entspricht, weil er ihn sich erworben durch Kampf und Anstrengung, durch Benützung aller ihm gegebenen Bildungsmittel, durch Nachdenken und unabläßiges Ringen. Diesen Glauben an die Wahrheit, diese innerste Selbstgewißheit der Wahrheit als eines ihn beseligenden Gutes muß Jeder haben, der „nicht unbeständig sein will in allen seinen Wegen". Gerade dieses ächt protestantische Prinzip des Selbstglaubens, der selbst erlebten und selbst errungenen Ueberzeugung, der Wahrheit als innerster Gewissensangelegenheit — Wer stellt es leuchtender dar, als

*) Ich kann nicht begreifen, wie Schwarz S. 218 in dem Vorwurf, Lessing's Toleranz sei nichts Besseres, als Indifferentismus und ruhe lediglich auf völliger Glaubenslosigkeit, zwar einerseits ohne Rohheit sehen, andererseits doch wieder eine „gewisse Wahrheit" anerkennen will. Nicht ein Sandkörnlein Wahrheit liegt darin.

Leſſing? Aber ſollte mit dieſer feſten Ausprägung der eigenen Individualität und Ueberzeugung die Toleranz, die liebevolle Anerkennung fremder Individualität und Ueberzeugung nicht vereinbar ſein? Wenn ich meinen Platz in der Welt, den Platz, der mir nach meiner Natur und meinen Bedürfniſſen am Meiſten zuſagt, einnehme und mit allen Waffen, die mir zur Verfügung ſtehen, gegen Jeden behaupte, der mich auf demſelben nicht dulden will — ſoll ich darum einen Anderen auf ſeinem Platz nicht dulden und anerkennen und, wenn er es verdient, lieben? Vielleicht ſcheint es mir, daß mein Nachbar ſeinen Standort nicht gut gewählt hat. Ich mache ihn darauf aufmerkſam: „He, Nachbar, wie ſtehſt du ſo ungeſchickt? Die Sonne fällt dir ja gerade in die Augen und auf der andern Seite haſt du zu viel Schatten! Du mußt ein Schirmdach und eine Lichtöffnung anbringen.“ Vielleicht läßt er ſich von meinen Gründen überzeugen und macht's anders. Aber ſeine ſcharfen Augen haben längſt auch an meinem Standpunkt Mängel entdeckt: „Du ſtehſt ja mitten im Zugwind, du biſt gegen den Regen nicht auf allen Seiten geſchützt.“ Sollte ich ihm nicht danken, wenn er mich auf dieſe Gebrechen aufmerkſam macht? So ruft Jeder von ſeinem Standort hinüber zum Standort des Andern, ſo entſteht das gegenſeitige Forſchen nach Wahrheit unter den Menſchen, das Wahrheitſuchen in Liebe, das freundliche Säuſeln des wiſſenſchaftlichen Verkehrs und der gegenſeitigen Mittheilung. „Jeder ſage, was ihm Wahrheit ſcheint, die Wahrheit ſelber ſei Gott befohlen.“ Iſt Das Indifferentismus, Scepticismus, Glaubensloſigkeit? Die Wahrheit erſcheint unter den Menſchen nur gebrochen; alle ihre Strahlen laufen nur in Gott zuſammen, aber einzelne Strahlen derſelben hat Gott über alle Völker ausgeſtreut und es iſt Anmaßung und Glaubenshochmuth, wenn irgend ein Volk oder irgend eine Religionspartei, heiße ſie jüdiſch oder chriſtlich, katholiſch oder reformirt, meinen, ſie ſeien auserwählt, ihnen habe Gott in einer ganz beſonderen Offenbarung die Wahrheit untrüglich mitgetheilt. Jeder theile die Strahlen, die ihm geworden ſind, den Anderen mit, Jeder forſche, prüfe, unterſuche und fördere ſo das gemeinſame, nie abgeſchloſſene Geſchäft der Wahrheitsforſchung. Streit und Widerſpruch der Anſichten kann bei der großen, von Gott gewollten Verſchiedenheit der Menſchen nicht ausbleiben; aber die Streitenden ſollen nie vergeſſen, daß ihre erſte und letzte Beſtimmung iſt, Men-

ſchen*) zu ſein, das allen gemeinſame rein Menſchliche, das zugleich das wahrhaft Göttliche iſt, in reiner Sittlichkeit und ſelbſtverläugnender, opferfreudiger Liebe auszubilden und zu entwickeln.

Das iſt der Grundgedanke „Nathan's". Wenn Das nicht chriſtlich iſt, dann iſt es höchſte Zeit, daß die Welt mit dieſem Chriſtenthum ein Ende mache. Adolf Stahr ſagt von Leſſing's „Nathan": „in dieſer Dichtung redet der Genius einer Nation Ewigkeitsworte von der Bühne herab und bietet in der Dichtung ſilberner Schale den Goldgehalt der tiefſten, ächt menſchlichen Wahrheit den verſammelten Hörern an; ſo weiht er die unſcheinbaren Bretter zum Altar, das Haus des ſpielenden Genuſſes zum Tempel der ernſten Andacht des fühlenden und denkenden Geiſtes;" er nennt dieſes Stück „das unerreichte Vorbild einer Tendenzdichtung, die zugleich volles inneres Leben und einen über alle Zeitſchranken hinausreichenden ewigen Werth hat, eine Dichtung, die, wie nur eine, aus den Kämpfen ihrer Zeit erwachſen und mit dem eigenen Herzblut des Dichters genährt, dennoch zugleich allen zeitlichen Trübungen entrückt auf den idealen Boden ewiger Poeſie geſtellt iſt." Vergeſſen wir aber über dem Werke den Meiſter nicht! Wenn man die Umſtände bedenkt, unter welchen der „Nathan" geſchaffen iſt, ſo erſcheint er zugleich als das glänzendſte Denkmal der tiefen Frömmigkeit und perſönlichen Religioſität des Dichters ſelbſt. Der Fragmentenſtreit war eben vorüber; denn Göze, der keinem Gegner ſonſt das letzte Wort gelaſſen hatte, war verſtummt; das Corpus Evangelicorum und der Reichshofrath, die er gegen Leſſing aufgehetzt hatte, waren zwar nicht eingeſchritten, aber die Regierung von Braunſchweig verbot Leſſing, fernerhin irgend Etwas, was die Religion betreffe, im Inland oder Ausland drucken zu laſſen, ohne Vorwiſſen des Miniſteriums; in Sachſen, Leſſing's Geburtslande, waren ſeine Schriften gegen Göze bei fünfzig Thaler zu leſen und zu verkaufen verboten worden. Da ſchrieb er an ſeine Freundin Eliſe Reimarus: „ich will verſuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigſtens noch ungeſtört wird predigen laſſen. Da man durchaus

*) Vergl. „Nathan": „Du kennſt die Chriſten nicht. Ihr Stolz iſt, Chriſten zu ſein, nicht Menſchen. Denn ſelbſt Das, was, noch von ihrem Stifter her, mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt, Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt, — weil's Chriſtus lehrt, weil's Chriſtus hat gethan."

will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern ſoll, die ich mit derjenigen frommen Verſchlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der ſie allein glücklich zu betreiben iſt, ſo führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände, von dem ich ſehe, daß er ſchon längſt die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß, ihm dieſe zu geben, ich wohl keinen unſchicklicheren Augenblick hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdruſſes, in welchen man immer gern vergeſſen möchte, wie die Welt wirklich iſt. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir ſie denke, iſt eine eben ſo natürliche Welt, und es mag an der Vorſehung wohl nicht allein liegen, daß ſie nicht ebenſo wirklich iſt."

Im erſten Augenblick erwartete man in dem angekündigten Stück aller Orten ein neues Blatt gegen die Theologen in dem Tone der Anti-Göze; aber Leſſing ſchuf in dem Augenblick, da der Fanatismus wüthender Zeloten und der Hochmuth der gläubigen Unvernunft ihre Giftpfeile gegen ihn richteten, einen „Nathan", dieſen Propheten des reinen Menſchenthums, dieſe Geſtalt voll edelſter Milde, reinſter Liebe und höchſten Friedens. — Und dieſer „Nathan" mußte erſt der drückendſten Lebensnoth abgerungen werden. Leſſing mußte ſeinen Bruder bitten, 300 Thaler für ihn zuſammenzubringen, um einige Zeit mit der Ruhe und Freiheit, welche die dichteriſche Stimmung braucht, an dem Werke arbeiten zu können. Seiner Schweſter, die ſchon ſo oft ſeine Opferbereitwilligkeit erfahren hatte, mußte er um die gleiche Zeit bekennen: „wenn du wüßteſt, in welchen Sorgen ich ſeit dem Tode meiner Frau gelebt habe (er hatte großmüthig Schulden gemacht, um das ganze Vermögen ſeiner Frau für die Kinder herzuſtellen) und wie kümmerlich ich habe leben müſſen, ſo würdeſt du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen." Und doch legte er dem Briefe fünf Louisd'ors bei. Unter ſolchen Umſtänden iſt das Werk zur Welt geboren, das ganz nur die beſeligte Ruhe und den erhabenen Frieden eines völlig mit ſich und der Welt im Einklang lebenden Geiſtes, eines mit Welt und Vorſehung ausgeſöhnten Gemüthes athmet, eine Dichtung vollendeten Friedens aus der kriegeriſchen Werkſtatt des Geiſtes, wie A. Stahr den „Nathan" nennt. In ſeinem „Nathan" und in der „Erziehung des Menſchengeſchlechts" hatte Leſſing die letzten trunkenen Blicke gethan in eine unermeßliche Ferne, die, wie er ſich ausdrückte, ein ſanftes Abendroth ſeinem Auge weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte, in die Zeit der Vollendung,

„die kommen wird, die gewiß kommen wird", da die Menschen das Gute thun werden, weil es das Gute ist, in die Zeit des neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird. Er wußte sich auf einen Hügel gestellt, von welchem er Etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubte. Er wollte zwar keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen sucht, von seinem Pfade abrufen; er verlangte nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückte, auch jedes andere Auge entzücken müsse. Drum bat er, ihn nur stehen und staunen zu lassen, wo er stehe und staune. Und in dieser Stellung hat ihn der Tod überrascht. Der Körper, in welchem diese von Glauben und Hoffnung glühende Seele wohnte, war längst gebrochen; er hatte mit Schwere, Engbrüstigkeit, Schlafsucht zu kämpfen.

Im Februar 1781 reiste Lessing zu seiner Zerstreuung und Erholung noch nach Braunschweig. Hier nahm indessen die Krankheit unvermuthet rasch einen lebensgefährlichen Charakter an. Auf diese Nachricht eilte seine Stieftochter (aus deren Schilderungen diese letzten Mittheilungen geschöpft sind) aus Wolfenbüttel herbei, um mit liebender Hand die Leiden des stillen Dulders zu lindern. Der 15. Februar ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten, indem sich gerade an diesem Tage der Kranke bedeutend erleichtert fühlte und heiter an seinem Schmerzenslager die Besuche theilnehmender Freunde annahm. Aber dieses Lebensfeuer war nur das Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor den Augen des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuche seien. Da öffnet sich die Thür und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hypocratische Züge markirt und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden und, mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig die Mütze vom Haupte, aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet, auch der ängstlichen Besorgniß noch überraschend, das theure Leben. Er starb, wie er gelebt hatte,

ein Mann, aufrecht, in ungebrochener Kraft des Willens und ungetrübter Geistesklarheit, nach dem Sinnspruch des Dichters, den er einst dem Genius des Todes zum Motto gegeben hatte:

Nullique ei tristis imago.

Ja ein großes, freundliches Bild im Leben und Sterben ist von ihm zurückgeblieben, und wenn die bisherige Darstellung nicht ganz hinter der Würde und Größe des Gegenstandes zurückgeblieben ist, so werden die Worte aus Shakespeare, die wir unserer Skizze vorangestellt haben, ihre volle Rechtfertigung gefunden haben: „Er war ein Mann, nimm ihn Alles in Allem, ich werde nach ihm nicht wieder Seinesgleichen sehen." Mancher, der von Lessing's Leben und Charakter nur eine oberflächliche Vorstellung sich gebildet hatte, war vielleicht überrascht, Lessing gerade unter den religiösen Charakteren (mit) aufgeführt zu sehen; ist er es jetzt noch, so beneide ich ihn nicht um seine Religion; er möge in Gottes Namen stehen und schauen, wo er stehet und schauet. Doch wird es Nichts schaden, wenn wir in einer kurzen Schlußbetrachtung die wissenschaftliche und gemüthliche Stellung Lessing's zu Religion und Christenthum noch etwas schärfer in's Auge fassen.

Was Lessing's wissenschaftliche Stellung zur Religion vor Allem kennzeichnet, was auch am Allerfrühesten sich schon bei ihm wirksam gezeigt hat, das ist die scharfe Sonderung der Religion von der Theologie, also die Auffassung der Religion als eines eigenen, von Theologie und Philosophie wohl zu unterscheidenden Lebensgebietes. Danzel hat darauf hingewiesen, wie Lessing auch hierin nur sich selber treu gewesen ist; die reinliche Sonderung zusammengrenzender, aber doch in sich unterschiedener geistiger Gebiete ist eines seiner Hauptverdienste. Wie er — besonders im Laokoon und in der Dramaturgie — die Grenzmarken zwischen Philosophie und Poesie, zwischen Poesie und Religion, zwischen bildender Kunst und Poesie, sowie zwischen den einzelnen Gattungen der letzteren festzusetzen bemüht war, so sonderte er auch streng die zwei so häufig verwechselten Gebiete der Religion und Theologie, obwohl er noch nicht, wie später Schleiermacher, eine begrifflich scharfe Untersuchung über das Wesen der Religion angestellt hat. Von diesem Gesichtspunkt aus hat Lessing die Religion schon bei seinem allerfrühesten schriftstellerischen Auftreten behandelt. Schon im Feuilleton der Vossischen Zeitung vom Jahr 1751 lesen wir aus der Feder des 22jährigen Jünglings: „der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper

werden noch jetzt*) in dicken Bänden abgehandelt — vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diesen aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabene Einfalt von ihrem göttlichen Ursprung zeugen, ist ein Werk, womit man sich nur ungern vermengt, weil es — den Herrenhutern eingefallen ist, sich damit abzugeben." In die gleiche Zeit fallen die „Gedanken über die Herrenhuter." Hier lobt Lessing die Herrenhuter, weil sie die Religion nicht vermischen mit den Grübeleien der Theologen, sondern sie in das „praktische, einfache, aufopfernde Christenthum des Herzens" setzen. Christus suchte die Religion in ihrer Lauterkeit und Einfachheit herzustellen. Gott ist Geist, den sollt ihr im Geiste anbeten, darauf drang er am Meisten, und dieser Satz ist am Geeignetsten, alle Arten der Religion zu verbinden. Aber die christliche Kirche war auf das christliche Leben nur so lange bedacht, als sie Krieg führte; da sie Freunde bekam, fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen. Die Reformatoren besserten diesen Zustand, aber nicht gründlich. Und jetzt, da man den Glauben durch Vernunftbeweise erzwingen und diese wieder durch den Glauben unterstützen will, jetzt ist durch diese verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, ein wahrer Christ weit seltener, als in den dunkeln Zeiten geworden. So scheidet schon der 22jährige die Gebiete der Religion und der Theologie. Viel vollständiger und schärfer hat er dieß später im Fragmentenstreit gethan. Angriffe gegen die Bibel, gegen ihre dogmatischen Ansichten, gegen ihre geschichtlichen Erzählungen hatte die Kirche als Angriffe gegen die Religion und das Christenthum betrachtet, also die Religion verwechselt mit der Theologie, das Christenthum von menschlichen Zeugnissen und theologischen Beweisen, die inneren, ewigen Wahrheiten des Christenthums von äußeren, zufälligen Geschichtswahrheiten abhängig gemacht. Lessing schlug den entgegengesetzten Weg ein. Er hatte längst die bessern Christen unter Denen gefunden, die von der Theologie am Wenigsten wußten. Er wollte nicht an den Faden einer Spinne die ganze Ewigkeit hängen. Er wollte die Religion getrennt wissen von der Geschichte der Religion,

*) O ja noch jetzt 1862.

er wollte die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion gehalten wissen. Mag es mit der Entstehung des Christenthums zugegangen sein, wie es will, mögen Wunder vorgefallen sein oder nicht, mag es sich mit der Richtigkeit dieser Berichte so verhalten oder anders — Das mögen die Theologen ausmachen, aber was geht es den Christen an, was sie herausbringen? Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet oder Franklin oder ob Keiner von Beiden Recht hat? Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen ist. Wenn der Tempel der Diana in Ephesus das Auge jedes Betrachters entzückte — was kümmerte sich dieser darum, ob das unterirdische Fundament auf Kohlen oder auf Granitsteinen ruhe? Daß doch die Menschen so ungern sich mit Dem befriedigen, was sie vor sich haben! Das Christenthum ist da mit seinen Früchten. Soll ich mich an ihnen nicht sättigen dürfen, weil ich all' die frommen Sagen über die Art, wie einst der Same ausgestreut worden, nicht eben läugne, sondern nur an ihren Ort gestellt sein lasse? Der Bau steht aufgerichtet und vollendet vor unseren Augen — was soll denn noch das Gerüste? es entstellt den ganzen Bau und hindert die Aussicht. Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, mögen als Gerüste für die Aufführung des Baues nothwendig gewesen sein — oder auch nicht — aber wer interessirt sich für's Gerüste, wenn der Bau einmal steht? O die thörichten Theologen und Schriftgelehrten! Ein weiser, wohlwollender König hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz besonderer Architektur und von ganz unermeßlichem Umfang; alle Diener und Werkzeuge der Regierung hatten darin Platz, Jeder, wie er's brauchte. Aber, anstatt im Frieden die Geschäfte zu verrichten, die der König ihnen aufgetragen hatte, stritten sie bald über den Palast, über seine Schönheit, über die Zweckmäßigkeit der einzelnen Theile, und am Hitzigsten zeigten sich Diejenigen, welche von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten. Was den Streit noch vermehrte und noch unfruchtbarer machte, war der Umstand, daß von dem Palaste noch einige alte Grundrisse vorhanden waren, die sich noch von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten; diese Grundrisse fanden sich mit

Worten und Zeichen bemerkt, deren Sinn zu einem großen Theil verloren gegangen war. Der Streit warf sich nun auf diese; Jeder deutete die Zeichen nach Gefallen, Jeder setzte sich aus den alten Grundrissen einen neuen beliebigen zusammen, schwur auf diesen und verlangte, Andere müssen auch darauf schwören. Nur Wenige sagten: was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer: sie sind uns Alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllet und daß sich aus ihm Nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet. Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen. Denn wenn sie lachenden Muthes manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von Denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrieen. Einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer, Feuer im Palaste! Und was geschah? Jeder lief nach seinem Grundriß, sprang auf die Gasse und suchte, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, auf seinem Grundrisse die Stelle, wo er brennen möchte. Jeder war wieder anderer Ansicht, und über diese geschäftigen Zänker hätte der Palast abbrennen können, wenn er gebrannt hätte. Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten. Wer könnte über den Sinn dieser Lessing'schen Parabel, die wir hier — vielleicht nicht zu ihrem Schaden — nur den Hauptzügen nach gegeben haben, noch zweifelhaft sein? Der Palast ist das Christenthum als das die alte Welt überwindende, eine neue Menschheit schaffende Leben aus Gott, wie es durch Christus in die Welt eingetreten ist, das Christenthum als eine sittlich religiöse Macht; unter den Baurissen, welche den Anlaß zum Streit geben, ist die Bibel zu verstehen. Diese Grundrisse deutet Jeder nach seinem Verstand und die Meisten verwechseln ihren Grundriß mit dem Palaste, ihr theologisches System mit dem Christenthum. Schwört Einer nicht auf dieses System, so erklärt man ihn für einen Gegner des Christenthums. Beleuchtet Einer mit freier Kritik die Bibel und macht auf ihre menschlichen Mängel aufmerksam, so gilt er für einen Mordbrenner des Palastes selbst. Aber der Palast kann nie brennen; was die besorgten Zionswächter für eine Feuersbrunst ansehen, ist nur ein ungefährliches Nordlicht.

Wenn nun so Lessing die Religion von der Theologie, die innere ewige Wahrheit des Christenthums von den bloßen Geschichtswahr-

heiten und der Dogmatik der Kirche unterscheidet, was ist ihm die Religion? und was ist ihm das Christenthum? Die Erklärungen über das Wesen der Religion sind, wie oben angedeutet, bei Lessing nicht systematisch, streng begrifflich, sondern nur zufällig eingestreut. Es sind hauptsächlich drei Bestimmungen, durch welche er hin und wieder das Wesen der Religion bezeichnet: 1) die Religion ist Gefühl; 2) das Wesentliche dieses Gefühls ist die Liebe; 3) diese hat aber ihre Probe allein im thatkräftigen Handeln. Die Religion ist Gefühl, Herzenssache, innere Erfahrung im Gegensatz gegen den gelehrten Apparat von dogmatischen Sätzen und geschichtlichen Kenntnissen, welche die Kirche als unabtrennbar vom Wesen der Religion betrachtete. Treffend bezeichnet Schwarz das religiöse Gefühl im Sinne Lessing's „als das einfache Laienchristenthum, das keiner Beweise bedarf, aber auch durch keine gefährdet wird in seiner sicheren, unerschütterlichen Selbstgewißheit." Aber das Wesentliche des religiösen Gefühls ist die Liebe. Die Religion ist Liebe und nichts Anderes: die Liebe zu Gott aus allen Kräften und aus allem Vermögen, die reine ungetheilte Hingabe an das Gottesreich und seine Gerechtigkeit, das freudige Thun des Guten aus selbstloser, uneigennütziger Liebe — Das ist ihm das wahre, ewige Evangelium, nach dessen allgemeiner Verwirklichung unter den Menschen er so sehnsüchtig ausblickt. Liebe zu Gott und, untrennbar mit dieser verbunden, Liebe zu den Menschen. „Kindlein, liebet euch unter einander" — Das ist ihm die ganze Religion, weil Das allein, wenn es geschieht, genug, vollkommen genug ist; Das ist, wenn auch apokryphisch, das wahre Testament Johannis, auf welches die Christen schwuren, als sie noch das Salz der Erde waren; jetzt schwören sie auf das Evangelium des Johannes und man sagt, das Salz sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden. Wie diese Liebe allein die Wunden der Menschheit heilen, allein verhindern kann, daß die Scheidewände, welche sich zwischen den Menschen aufbauen, zugleich zu Schranken edlerer Menschlichkeit werden, das hat Lessing in seinen klassischen „Gesprächen über die Freimaurerei" gezeigt, welche er noch kurz vor seinem Tode niedergeschrieben hat. Ich theile die Grundgedanken derselben mit den Worten von K. Schwarz mit. „Nach drei Seiten hin erheben sich unter den Menschen immer Schranken: politische, religiöse und sociale. Die Staaten, das Mittel, die Menschen zu vereinen, trennen sie zugleich, bringen sie in ein fremdes, oft feindseliges

Verhältniß zu einander. Mit den besonderen Staaten ist auch ein besonderes Klima, sind besondere Bedürfnisse, verschiedene Gewohnheiten und Sitten gegeben; damit ganz verschiedene Sittenlehren und folglich auch verschiedene Religionen. Die Anhänger dieser verschiedenen positiven Religionen verhalten sich nicht als bloße Menschen gegen Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten. Endlich die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen. Und wie schrecklich sind diese Klüfte, wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern! Nicht bloß die zwischen den Völkern und den Religionen, auch die zwischen den verschiedenen Ständen! Welche Ungleichheiten nicht bloß in der Theilnahme an der Regierung des Staates, in Macht, Rang, Einfluß, sondern auch in Vermögen! Und wie ist Dem abzuhelfen? Soll die Trennung, sollen die Unterschiede überhaupt aufgehoben werden? Nimmermehr. Die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen. Und wer das Feuer genießen will, muß sich auch den Rauch gefallen lassen! Aber, weil der Rauch unvermeidlich, darf man darum keinen Rauchfang bilden? Weil Unterschiede sein müssen, sollen sie darum unübersteigliche Schranken sein? Die Aufgabe ist also, daß die Trennung nicht größer werde, als unumgänglich nöthig ist, daß ihre Folgen so unschädlich gemacht werden, wie nur möglich ist. Der Staat kann dafür Nichts thun, denn er selbst bildet eine Schranke. Es muß sich eine freie Vereinigung der Weisesten und Besten in jedem Staate bilden. Sie müssen über die Vorurtheile der Völker hinausgehen, genau wissen, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört. Ebenso über das Vorurtheil der angeborenen Religion —; nicht glauben, daß Alles nothwendig wahr und gut sein müsse, was diese dafür ausgibt. Endlich über die Vorurtheile der bürgerlichen Unterschiede — sie dürfen sich durch bürgerliche Hohheit nicht blenden, durch bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckeln lassen. Es ist nicht genug, daß die Weisesten und Besten der Menschheit in diesen Gesinnungen Jeder für sich wirken. Sie dürfen nicht vereinzelt dastehen, nicht in unwirksamer und entmuthigender Zerstreuung untergehen. Sie müssen einen Bund schließen, zu gemeinsamem Wirken zusammenstehen. So sollen alle Unterschiede des wirklichen Lebens, die socialen, die politischen, wie die religiösen

flüssig gemacht werden in dem heiligen Feuer der Menschenliebe, so sollen alle wichtigen Vorurtheile, alle angeblichen Vorzüge und bevorrechteten Stellungen zusammenschmelzen in der Glut dieser Liebesflamme." Warum dürfen wir bei der Schilderung dieses heiligen Bundes nicht rufen: „Das ist ja die Kirche, die christliche Kirche, nichts Anderes?" Warum können wir's nicht? Lessing wenigstens ist nicht Schuld, daß wir's nicht können.

Das dritte und zuletzt Alles entscheidende Moment in der Religion ist für Lessing das Thun, das er dem Vernünfteln, wie dem Empfindeln entgegensetzt. „Der Mensch ist zum Thun geboren, nicht zum Vernünfteln", war schon sein Motto, als er seine Gedanken über die Herrenhuter niederschrieb. Und Nathan weiß es, wie viel andächtig schwärmen leichter ist, als gut handeln, wie gern der schlaffste Mensch andächtig schwärmt, um nur gut handeln nicht zu müssen. In diesem Sinn ist auch der Entscheid des Richters im Nathan über den Streit der Brüder: „Wohlan! es eifere Jeder seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nach! Es strebe von euch Jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hülfe." Und: „ich höre ja, der rechte Ring besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm. Das muß entscheiden!" d. h. nicht, Das muß entscheiden darüber, welche von den drei Religionen die einzig von Gott geoffenbarte sei — darüber war Lessing längst im Reinen, als er den Nathan schrieb —, sondern Das, diese praktische, ethische Bewährung der Religion ist in allen Religionen das Entscheidende, worauf es allein ankommt.

Das sind der Hauptsache nach Lessing's Ansichten über die Religion. Und über das Christenthum? Einen decidirten Nichtchristen, ja einen verbissenen Widerchristen nennen ihn die Einen, den freudigsten Bekenner und den eifrigsten Thäter des wahren Christenthums die Anderen. Wer hat Recht? Vielleicht Beide? Es kommt nur darauf an, was man Christenthum nennt. Mit jener Treffrichtigkeit des Gedankens, womit Lessing durch Ein Wort mehr orientirt, als Andere durch große Abhandlungen, hat er selbst für immer den Schlüssel zur Lösung jener Frage dargereicht. Die Religion Christi und die christliche Religion sind zwei ganz verschiedene Dinge. „Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als

Mensch selbst erkannte und übte; diese ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß Christus mehr, als Mensch gewesen und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstand der Verehrung macht. Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze dieser beiden Religionen in einem und demselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelien enthalten ist, als die christliche. Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten, die christliche dagegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, die nämlichen Gedanken verbunden haben." Der Gegensatz ist klar und es ist, wie Guhrauer sich treffend ausdrückt, das Große an Lessing's Schriften bis auf das kleinste Fragment, daß alle Christen, die es ehrlich meinen (und, setzen wir hinzu, einigermaßen klar denken können) an ihnen sich am Schnellsten orientiren lernen können. Es ist der Gegensatz, der uns schon mehrmals bei Lessing begegnet ist, aber hier seinen bündigsten Ausdruck gefunden hat: das praktische und das dogmatische Christenthum, das dogmatische Christenthum schon der Bibel, dann der Kirche und der Theologen.

Wie er sich zu diesem dogmatischen Christenthum verhalten hat, darüber hat er selbst jeden Zweifel abgeschnitten. Als man ihm erzählte, daß der Pfarrer von St. Sulpiz sich erlaubt, den sterbenden Voltaire noch zu stören, sagte er ganz unwillig zu einem Freunde: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe." Als Lavater Lessing's Freunde Mendelssohn mit seiner indiscreten Bekehrungszudringlichkeit zur Last fiel, schrieb er erzürnt an diesen von Wolfenbüttel aus: „Antworten Sie ihm mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdruck. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so sprechen und schreiben und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichen Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können." Daher war er gleich entschieden gegen die beiden Gestalten, in welchen er dieses dogmatische Christenthum in seiner Zeit vorfand, gegen die Orthodoxie, wie gegen die Vermittlungstheologie, oder, wie er die

letztere nennt, gegen die „neumodische", halb gläubige, halb vernünftige Theologie, welche den überlieferten Glauben durch Beweise der Vernunft plausibel machen will und dadurch nur Beide, Glauben und Vernunft verpfuscht, welche z. B. die Wunder der Bibel psychologisch vermitteln und rationell begründen will und von dem Thron ihrer Gläubigkeit herunter „mit demselben Hohn und derselben Bitterkeit über Vernunft und Aufklärung schimpft", wie die Orthodoxie. Diese einsame Stellung Lessing's zu den theologischen Richtungen seiner Zeit, worin seine nächsten Freunde ihn nicht begreifen konnten, hat er in einigen Briefen an seinen Bruder so scharf und unzweideutig gezeichnet, daß man sich wundern muß, wie dieselbe bis auf die heutige Zeit Gegenstand des Streites werden konnte. So schreibt er seinem Bruder: „Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie ebensosehr, wie Du, nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch viel mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind." Er ziehe die alte Theologie der neueren vor, weil „jene mit dem gesunden Menschenverstand offenbar streite, diese aber ihn lieber bestechen möchte. Er vertrage sich mit seinem offenbaren Feinde, um gegen die heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können." Feinde der Vernunft, fügt Schwarz erläuternd hinzu, sind sie Beide; ächte, unabhängige Forschung ist Beiden unbekannt. Aber die Orthodoxen sind die ganzen und offenen Feinde, die Modernen die halben und versteckten. Die Orthodoxen haben ferner ein System aus Einem Guß, die Modernen ein elendes Flickwerk aus alten und neuen Lumpen. Soll man einmal wählen zwischen Beiden, nun so ist die charaktervolle Unwahrheit immer besser, als die charakterlose, der originale Irrthum besser, als der schaale. „Soll die Welt einmal mit Unwahrheiten hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren besser, als die neuen." Berühmt ist das andere, so klare und doch so oft mißdeutete Wort: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst mit meinen Sudeleien einen anderen Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber nur meine eigene Art, wie ich Dieses thun zu können glaube. Und Was ist simpler, als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu gebrauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als

bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße und ſollte man das Kind hernach auch in Miſtjauche baden. Und Was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer? Mit der Orthodoxie war man, Gott ſei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine Jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die Andere zu hindern. Aber Was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nach dieſem Punkte genauer und ſiehe etwas weniger auf Das, was unſere neueren Theologen verwerfen, als auf Das, was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt, aber Das möchte ich nicht mit dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm."

Es iſt klar: Wer das Chriſtenthum verwechſelt mit den dogmatiſchen und hiſtoriſchen Beſtandtheilen der Bibel und mit den auf dieſelben gebauten dogmatiſchen Syſtemen, Der muß ſagen: Leſſing iſt ein decidirter Nichtchriſt. Dagegen das Chriſtenthum als die Religion Jeſu Chriſti hat er ſo freudig bekannt, als Einer. Iſt es nicht wahr, daß die Religion, welche Chriſtus erkannte und übte, in den Evangelien mit den klarſten und deutlichſten Worten enthalten iſt? Hat nicht Chriſtus die Liebe zu Gott und dem Nächſten als die ganze Religion ſo deutlich bezeichnet als nur möglich? Hat er nicht geſagt: daran hanget das ganze Geſetz und die Propheten? Iſt es nicht wahr im Sinne Jeſu Chriſti, daß jenes Eine, wenn es geſchieht, genug, vollkommen genug iſt? Hat er nicht als das untrügliche Merkmal, an welchem man die Seinen erkennen ſolle, die Liebe genannt? Iſt nicht die Liebe, die ſuchende, uneigennützige, ſich ſelbſt verläugnende Liebe der hervorſtechendſte, der Alles beherrſchende Charakterzug Jeſu Chriſti, Dasjenige, worin alle Evangelien bei allen ſonſtigen Verſchiedenheiten übereinſtimmen? Das ewige neue Evangelium, deſſen Sieg Leſſing im dritten Zeitalter der Welt erwartet, iſt in den Elementarbüchern des neuen Bundes nicht nur verſprochen, es iſt vielmehr als das eigentliche Kennzeichen der mit Chriſtus beginnenden Welt-

periode hingestellt. Besonders der Apostel Paulus hat in den Hauptgedanken seiner Briefe mit klarstem Bewußtsein im Christenthum den Anbruch dieser neuen Weltperiode hingestellt. Auf den mannigfaltigsten Wegen seiner dialectischen Beweisführung und seiner religionsphilosophischen Weltbetrachtung kommt er immer wieder darauf zurück, daß das Christenthum dem Judenthum und Heidenthum gegenüber die Religion des lebendigmachenden Geistes, der Freiheit, der Gotteskindschaft, der Liebe sei, das ewige Evangelium, wo man das Gute thut um des Guten willen, weil „die Liebe ausgegossen ist in unsern Herzen", weil „der kindliche Geist alle Furcht, allen Knechtsgeist des Gesetzes ausgetrieben hat". Kann man dieses praktische Christenthum, das so klar und unzweideutig im Neuen Testament enthalten ist, nicht trennen von dem dogmatischen Christenthum, das so ungewiß und vieldeutig ist, daß, wie die Geschichte der christlichen Kirche und Theologie zeigt, kaum zwei Menschen mit der gleichen Stelle die gleichen Gedanken verbunden haben? Kann man die Religion Jesu Christi nicht üben, ohne Alles mit in Kauf nehmen zu müssen, was die Bibel sagt über die Entstehung des Christenthums, über die Wiederkunft Christi, über die Beschaffenheit und Zusammensetzung seiner Person, über die Dinge nach dem Tode, über den Seelenschlaf, über die verklärten Körper u. s. w.? Ich denke, Lessing hat durch klare, nette Sonderung dem Christenthum einen größeren Dienst erwiesen, als all' die geschäftigen Zänker, die bis auf den heutigen Tag den Palast mit den Baurissen verwechseln, und er konnte mit gutem Grunde den Angriffen Göze's gegenüber bezeugen, daß er nie Etwas gegen die Religion und gegen das Christenthum geschrieben.

Und wie er über die Religion lehrte, so lebte er. Danzel hat die feine Bemerkung gemacht, daß Lessing die Religion niemals so in ihrer Eigenthümlichkeit von den angrenzenden Gebieten hätte sondern können, wenn er sie nicht zuvor als Leben in sich erfahren hätte. Wie die Abgrenzung der Poesie von der bildenden Kunst und der Gattungen der Poesie gegen einander im „Laokoon" nicht vollzogen werden konnte durch eine bloße Verstandesoperation, sondern durch inneres, produktives Schauen, wie dazu nicht bloß ein Kritiker, sondern zugleich ein Dichter erforderlich war, so setzt die Scheidung der Religion von Theologie und Philosophie ein inneres Erleben, einen religiösen Menschen voraus. „Der Verstand hat es nur mit fertigen, realiter bereits gesonderten Objekten zu thun, deren specifischen Merkmale er einander

gegenüberstellt; die Objekte aber (Religion und Theologie), mit denen es Lessing zu thun hat, sind nicht bereits gesondert, sondern sie sollen erst gesondert werden, ihre bisherige Vermengung soll ein Ende nehmen. Folglich muß das Grundelement bei den Sonderungen, welche Lessing durchführte, ein produktives sein, nämlich die Hervorrufung einer Anschauung von dem gesondert zu haltenden Gebiet, einer Anschauung, die bei ihm selbst nur daraus hervorgehen konnte, daß er dasselbe in seiner vollständigen Eigenthümlichkeit in sich durchlebt und gleichsam aus sich herausgelebt, in seinem eigenen Inneren realisirt hatte." Hier kann ich mit Karl Schwarz wieder nicht einig gehen und ich begreife nicht, was er sagt. Wo er Lessing mit Schleiermacher vergleicht, lesen wir: „Bei Lessing war das religiöse Gefühl fast nur noch in der Form der Sehnsucht, der Ahnung einer begeisterungsvollen Zukunft, der freudigen Anerkennung jeder Form innerlicher Frömmigkeit! Die kühle Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts war seine Lebensluft! So weit er die Aufklärung über ihre eigenen Schranken hinaushebt, muß er doch dieser begeisterungslosen Zeit wieder den Tribut der Angehörigkeit zahlen!" *) Worin denn, wenn man doch an Lessing sonst die Begeisterung in ihrer höchsten und reinsten Form, die verzehrende Glut einer freilich, wie es ja nur recht ist, stets von einem klaren Verstande gehaltenen Begeisterung anerkennt und rühmt? Das religiöse Gefühl fast nur in der Form der Sehnsucht, der Ahnung einer begeisterungsvollen Zukunft? Warum Das? Weil er das Hervortreten der vollendeten Religion, das ewige Evangelium, erst von der Zukunft erwartet?

*) Eine gewisse Kühlheit zeigt sich allerdings bei Lessing in der Scheu vor dem Märtyrerthum, welche er mit manchen seiner, für die Wahrheit glühenden Zeitgenossen, z. B. mit Reimarus theilte. Daraus erklärt sich jene Mahnung an Mendelssohn, die wir oben vernommen haben, Lavater mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdruck zu antworten, wie es ihm und den Anderen als Zugehörigen der christlichen Kirche nicht möglich sei. Daraus erklärt sich auch die Haltung, welche er im Kampfe mit Göze beobachtet hat. Er nimmt durch den Begriff der christlichen Religion, den er aufstellt, gegen Göze eine solche Position, daß er ihn schlechterdings nicht als einen Unchristen packen und denunciren kann. Eine Unredlichkeit ist aber Das von ferne nicht, wie neuerdings Herr Röpe in seiner Rechtfertigung des guten Göze nachzuweisen gesucht, sondern es ist eine wohl erlaubte Taktik, den Standpunkt eines Gegners — hier Göze's Bibliolatrie — durch einen Satz zu widerlegen, dem dieser selber die Anerkennung nicht versagen kann. Die Scheu vor dem Märtyrerthum, die wir allerdings bei Lessing finden, ist übrigens sehr entschuldbar, wenn man bedenkt, worin in jener Zeit das religiöse Märtyrer-

Sonderbar! Leſſing hatte es in der Gegenwart; für ſein inneres Leben, für ſeine Erfahrung war es volle Gegenwart. Wie groß und kühn ſagt er von ſich am Schluß ſeiner „Erziehung des Menſchengeſchlechtes“, daß er die Stufen, welche das menſchliche Geſchlecht auf dem Wege zu ſeiner Vollkommenheit durchlaufen müſſe, ſchon durchlaufen habe! „Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menſchen bringen können? (Dieß iſt nach Leſſing die Stufe des jüdiſchen Bewußtſeins.) Und warum nicht ein andermal alle Die, welche zu thun, uns die Ausſichten in ewige Belohnungen ſo mächtig helfen?“ (Nach Leſſing die Stufe der bisherigen chriſtlichen Weltperiode.) Alſo dieſe Stufen glaubt er durchlaufen zu haben, hinter ſich zu haben; er weiß ſich mit ſeinem innerſten Leben und Bewußtſein in die Zeit der Vollendung, in die Zeit des neuen ewigen Evangeliums geſtellt, „wo man das Gute thut, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die den flatterhaften Blick ehedem bloß heften und ſtärken ſollten, die inneren beſſeren Belohnungen desſelben zu erkennen.“ Die Religion iſt bei Leſſing ſo wenig nur Ahnung einer begeiſterungsvollen Zukunft, ſo ſehr eine ihn ganz ausfüllende gegenwärtige Lebenserfahrung, daß er — ein Beweis ſeiner ſelbſtloſen Sittlichkeit — ſogar den Glauben an die Unſterblichkeit eher für ein Hinderniß, als für ein Förderungsmittel oder gar für das unterſcheidende Merkmal der wahren Frömmigkeit anſah. Aus dieſer Verfaſſung ſeines Gemüthes

---

thum beſtanden hat. Nicht das große Märtyrerthum, das in ſich ſelbſt etwas Begeiſterndes und Mutherfüllendes hat, war mehr möglich, ſondern nur noch jenes Märtyrerthum, wie es uns Reimarus ſchildert: „Die Herren Prediger mögen gewiß glauben, daß ein ehrlicher Mann ſeinem Gemüthe keine geringe Qual anthun muß, wenn er ſich ſein ganzes Leben hindurch ſtellen und verſtellen muß. Was ſoll er aber anfangen, da die meiſten Menſchen, worunter er lebt, mit Haß und Bosheit gegen den Unglauben von der Prieſterſchaft erfüllt ſind? Man würde ihm Freundſchaft, Vertraulichkeit, Umgang, Handel und Wandel, ja alle Liebesdienſte verſagen und ihn als einen ruchloſen und abſcheulichen Miſſethäter meiden. Welcher gute Bürger würde ſeine Tochter wiſſentlich einem Unchriſten zur Ehe geben? Und wie würde Die, ſo in ſeinen Armen ſchläft, wenn ſie dereinſt ihres Mannes wahre Meinung von dem Chriſtenthum erführe, nach ihrer Schwachheit ängſtlich thun und den Herrn Beichtvater anflehen, daß er doch ihren auf ſolche verdammliche Wege gerathenen Mann bekehren möchte? Was für eine herrliche Parentation würden ihm die Herren Prediger nach ſeinem Tode halten?“ (ſ. Strauß, H. Samuel Reimarus, S. 24.)

ist jenes bezeichnende Wort entsprungen: „Warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?"

Was kann man aus Lessing's Leben anführen, das mit Recht als ein Zuwenig des Gefühls oder des Gemüthes, als ein fehlerhafter Tribut an die begeisterungslose Zeit dürfte bezeichnet werden? Er hatte das Gefühl nicht in der Form und in dem Maß, wie es Schleiermacher oder Zinzendorf hatte! Gut! aber hatte er's auch nicht in der Form und dem Maße, wie es zur vollen Gesundheit des geistigen Lebens, zum harmonischen, glücklichen Zusammenwirken der Grundelemente unseres geistigen Wesens nöthig ist? Sehr treffend hat F. H. Jacobi zwei Jahre nach Lessing's Tode gegen dessen Freundin Elise Reimarus die Bemerkung gemacht, „daß das so gefühlvolle Herz ihres Freundes so Vielen kalt scheine, weil er — nicht sinnlich, nicht wollüstig war." Darum war sein ebenso kräftiges als gesundes Gefühl so ganz frei von aller Schwelgerei und Weichlichkeit, von aller inhaltslosen Sentimentalität. Die unklar gebrauchten Kategorien „Verstand und Gefühl" haben überhaupt viel Schiefes in die Beurtheilung Lessing's, des Menschen, wie des Dichters gebracht. Man hat ihm wollen den Dichterberuf absprechen, gestützt auf seine eigene berühmt gewordene Aussage, bei der man aber nicht hätte vergessen sollen, einmal, daß er sie im Unmuth über den unglücklichen Ausgang der Hamburger Theaterunternehmung gemacht hat, sodann, daß er die Gewohnheit hatte, von seinen Sachen in wegwerfendem, geringschätzigem Tone zu reden. Wer läugnet, daß ihm die geniale Fülle, die schöpferische Naturbegabung eines Shakespeare oder Göthe gefehlt habe? Aber Wer wird es glauben, daß man eine „Minna" oder einen „Nathan" nur aus dem Aermel der Kritik schütteln könne, ohne ein ächtes tiefes Dichtergemüth voll unbefangener Lust und Liebe zu Welt und Menschen, ohne schöpferische Phantasie, ohne erhöhtes Gefühlsleben? Daß Lessing Gelehrter, Dichter, Mensch zu gleicher Zeit war, daß er mit dem Sinn für bücherwürmische Gelehrsamkeit, für den Staub der Folianten, für abstrakte Forschung, für scharfe Begriffssonderung zugleich die Phantasie und das Gemüth des Dichters und den Sinn für freie Weltbildung verband, Das zeugt von einer ganz einzigen Naturbegabung, Das ist ohne ein reiches, volles Gemüth, ohne ein tiefes Gefühl rein undenkbar. Dieses Leben zeigt in der That sehr wenig von der kalten Atmosphäre des Verstandes! Schon diese Wanderungen, diese Unfähigkeit, an einem Ort lange auszuhalten, der

Trieb, in immer neue Verhältniſſe einzutreten, das Bedürfniß, das Leben wieder an einem neuen Zipfel anzufaſſen, die nie ruhende Wanderluſt — Das ſind nicht Eigenſchaften eines Mannes, bei welchem der kalte, nüchterne Verſtand die in der Tiefe ruhenden Gemüthskräfte, die unberechenbaren, aus dem dunkeln Schoße des Herzens aufſteigenden Stimmungen, die unbewußten Gefühlsregungen verdrängt oder auch nur geſchwächt hätte. Und dann dieſes gewaltige, furchtbare Hervortreten der Stimmung, wie wir es in einzelnen Lebenslagen, ſo faſt während der ganzen Wolfenbütteler Lebensperiode bei ihm antreffen, die den ganzen Grund der Seele aufwühlenden, tief erſchütternden Gemüthsleiden, die oft nahe am Rande der Verzweiflung hingehen — wahrlich, ſo empfindet kein bloßer Verſtandesmenſch, Das iſt tief vulkaniſche Glut, Das iſt ein Gefühlsleben, wie es nur bei einem gemüthlich ſo tief angelegten, wahrhaft poetiſchen Menſchen denkbar iſt. Aber Das iſt nun das Große an Leſſing — und darum iſt nicht leicht ein Leben von ähnlicher Anlage, ein ſo unſtätes Literaten- und Dichterleben, ein Leben oft unter Schauſpielern und Soldaten ſo rein von ſittlichen Flecken, ſo keuſch, ſo gehaltvoll — Das iſt das Große an Leſſing: das ſtete Beiſichſein des Geiſtes, nicht bloß der klare Verſtand, der immer die Zügel in der Hand hat, ſondern der Manneswille, der Charakter. In dem rauſchenden Strome des Weltlebens in Breslau, in der ſorgloſen Stimmung der Freude vergißt er die objektiven Zwecke der Wiſſenſchaft, die allgemeinen Intereſſen der Menſchheit, die eigene Lebensaufgabe ebenſo wenig, als am Sterbebette ſeiner Frau und ſeines Kindes. Seiner Stimmung läßt er den vollen Lauf, die Freude, wie den Schmerz hat er mit kräftiger Empfänglichkeit durchgekoſtet, aber er iſt immer bei ſich, er iſt ſtets ein *Mann* in des Wortes tiefſter Bedeutung. Daher jene Formvollendung, mit welcher er, fortgeriſſen von ſeiner Stimmung, doch wieder *über* derſelben ſteht, den tiefſten Schmerz ſich gegenüberſtellt, belauſcht und nach ſeinem eigenthümlichen Weſen in Worte faßt, wie wir es an den Schilderungen ſeiner Lage in ſeinen Briefen geſehen haben. Iſt das nicht der *Dichter*, der mit einer gewaltigen Seelenſtimmung, mit kräftiger Leidenſchaft, mit leichter Erregbarkeit des Gefühls und tiefſter Empfindung wieder jene Ruhe und Klarheit des Geiſtes verbindet, mit welcher er im Stande iſt, den inneren Sturm zu bewältigen und die innere Erfahrung, geläutert, in den Rahmen der Dichtung zu faſſen? Aber Das iſt eben auch der große Charakter.

Was Leſſing zum Dichter macht, Das macht ihn in einem gewiſſen Sinn zugleich zum großen Menſchen. Liegt nicht das Geheimniß der Geſundheit, welches uns aus allen Geiſteswerken Leſſing's in ſo einziger Weiſe entgegenweht, eben zumeiſt in dieſer kräftigen und harmoniſchen Ausbildung von Geiſtesvermögen, von denen bei anderen auch ausgezeichneten Menſchen ſo leicht das Eine oder das Andere einſeitig hervor- oder zurücktritt? Der Klarheit ſeines Geiſtes, dem Umfang ſeines Wiſſens, der Tapferkeit ſeines Willens ſtand der Adel der Seele, die Lauterkeit der Geſinnung, die Wärme des Herzens ebenbürtig zur Seite, und wenn in ſeiner geiſtigen Verfaſſung überhaupt von einem Zuviel geredet werden ſollte, ſo wäre es ein Zuviel auf Seiten des Herzens, ein Uebermaß der Herzensgüte.

Was nach Leſſing's Theorie das eigentliche Weſen aller Religion, der Kern und Stern des religiöſen Gefühls iſt, haben wir oben geſehen: es iſt die Liebe. In dieſer Geſtalt erſcheint denn die Religion auch in ſeinem eigenen perſönlichen Leben. Es iſt die Liebe als völlig ſelbſtloſe, uneigennützige Hingebung an das Ewige, Göttliche, an das Gottesreich mit ſeiner Wahrheit und Gerechtigkeit, an die idealen Güter des Menſchenlebens, die Liebe als religiöſe Begeiſterung. Das machte ihn ſo frei von aller Eitelkeit, Selbſtgefälligkeit und Selbſtbeſpiegelung; er ſuchte immer nur die Sache, nie ſich ſelbſt. Daher die neidloſe Anerkennung fremden Verdienſtes und die tiefe Beſcheidenheit neben kräftigem, männlich-ſtolzem Selbſtgefühl. Wo er uneigennützige, begeiſterungsvolle Hingebung an die Wahrheit fand, da war er voll Anerkennung und Verehrung, und ſeine abweichende Meinung trug er mit der größten Beſcheidenheit vor und verwandelte den ausgeſprochenen Tadel des Gegners wieder in ein Lob desſelben — ſo einem Winkelmann gegenüber; wo aber Jemand die Wahrheit in den Dienſt der eigenen eitlen und anmaßenden Perſönlichkeit zu ziehen ſuchte, da war er unerbittlich ſcharf und erhob ſich dagegen mit dem ganzen Zorn und Selbſtgefühl eines von der Macht der Wahrheit allein getragenen Charakters — ſo den Klotz und Riedel gegenüber. Als Klotz und deſſen Genoſſen ihn zum Führer einer Schule, zum Parteihaupt machen wollten, rief er die kühnen Worte: „Ich bin wahrlich kein Rieſe, ich bin nur eine Mühle. Da ſtehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein und komme zu Niemandem und helfe Niemandem und laſſe mir von Niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen Etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle

ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, Der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt." Auf diesem einsamen Sandhügel draußen vor dem Dorfe stand er wegen dieser selbstlosen Hingabe an die Sache allein, auch seinen Freunden gegenüber, die ihn so gerne zum Parteihaupte, zum Vorkämpfer ihrer literarischen Partei-Interessen gemacht hätten. Ramler, sonst ein Freund und Verehrer Lessing's, macht seinem Aerger darüber in den Worten eines Briefes Luft, die das größte Lob Lessing's enthalten: „Lessing kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er im Leben ist." Im Leben liberal, im Umgang gelinde und tolerant, ein heiterer Gesellschafter, der nie verlangte, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse, war er streng, wo es sich um die Interessen der Wahrheit handelte, und nannte am Freunde, wie am Feinde schwach und gehaltlos, was schwach und gehaltlos war.

Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war:
Wer? — Lessing ist der Mann.

Daher seine gründliche Abneigung gegen alle Sektirerei. „Ich hasse alle Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirerische Irrthum, ja sogar die sektirerische Wahrheit machen das Unglück der Menschen, oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte." Eitelkeit und Herrschsucht sind die Eigenschaften aller Sektirer in der Religion, wie in der Wissenschaft.

Aus dieser ungetheilten Hingebung an die Wahrheit, aus dieser religiösen Begeisterung floß auch Lessing's Idealismus in seinem Verhalten zu den zeitlichen Lebensgütern und deren Genuß. Das Geld

verachtete er Lebenslang, obwohl er deſſen Werth für die gemüthlichen und geiſtigen Zwecke des Lebens erkannte. „Ich möchte um ſo Vieles nicht reich ſein, wenn ich allen meinen Reichthum in baarem Gelde beſitzen und alle meine Einnahmen und Ausgaben in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte. Baare Kaſſe iſt gut, aber ich mag ſie nicht mit mir unter Einem Dache haben. Ich will ſie Wechslern anvertrauen und nur die Freiheit behalten, an dieſe meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweiſen.“ Nicht, daß er die Trauben ſauer ſchalt, weil ſie ihm zu hoch hingen! Seine Stellung in Breslau z. B. eröffnete ihm Wege, ſich zu bereichern, welche die gewöhnliche Anſicht für durchaus rechtmäßig hält, die aber gleichwohl ſeinem Zartgefühl widerſprachen. Er kannte die Kunſt „arm ſein und reich ſein, Ueberfluß haben und Mangel leiden, ſich genügen laſſen bei Dem, wo man iſt.“ „Gemächlich leben — ſchrieb er einmal ſeinem Vater — heißt bei mir, was ein Anderer vielleicht zur Noth nennen würde; allein was thut mir Das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe!“ Er hatte wenig Bedürfniſſe; ſeine Lebensweiſe war ſparſam und mäßig; ſeine einzige Verſchwendung, wenn dieſes Wort erlaubt iſt, ging auf Bücher und gute Ausgaben. Seine Mildthätigkeit gegen Unglückliche kannte keine Grenzen. Er pflegte gewöhnlich Gold- und Silbermünzen in einer Taſche unter einander zu tragen, und wenn ihn ein Armer anſprach, gab er, was ihm in die Finger kam. Brachte ihm mancher ehrliche Arme ein gegebenes Goldſtück wieder, dann lobte er ſeine Ehrlichkeit, ließ es ihm und machte ihn auf die Vorſehung aufmerkſam, die es ihm wahrſcheinlich zugedacht hätte. Man ermahnte ihn, mehr an ſich zu denken; er antwortete: „Hoffentlich wird es mir nicht an Geld fehlen, ſo lange ich dieſe drei Finger habe und es hier — auf die Stirne zeigend — nicht fehlen wird.“ Als ihm einſt vorgeſtellt wurde, daß der Bittende die Unterſtützung nicht verdiene, entgegnete er: „Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben!“ Uebrigens entſprang dieſe Mildthätigkeit nicht bloß aus idealer Sorgloſigkeit im Irdiſchen und aus Geringſchätzung des Geldes; es war nicht das Geben des Gentleman, der aus vornehmer Großmuth, aus nobler Paſſion dem Unglücklichen mühelos eine Gabe hinwirft; Leſſing's Mildthätigkeit entſprang aus der ächten, opferfreudigen Menſchenliebe, die ſich jahrelange Opfer und Entbehrungen auferlegte, um Anderen zu dienen. Lewes berichtet aus dem Leben Göthe's weitläufig

von einem Beispiel zarter Fürsorge und unermüdlicher, selbstverläugnender Liebe gegen einen Unglücklichen, welches allein genügt, das Herz des großen Dichters gegen den oft erhobenen Vorwurf des Egoismus zu schützen; aus Lessing's Leben ist uns mehr als Ein solcher Zug berichtet. Wie rührend ist, um nur Ein Beispiel dieser Art zu erwähnen, die Geschichte mit dem Philosophen und dessen Hund! Zur Zeit, als Lessing in Wolfenbüttel lebte, meldete sich eines Tages bei ihm ein Mann, der schlecht gekleidet war und deutliche Spuren des Kummers in seinem Gesichte trug. Auf die Frage: Wer er sei? antwortete er: „Ich bin ein Philosoph", auf die Frage: Was er wünsche? „Ich möchte eine angefangene Schrift über die höhere Bestimmung des Menschen vollenden, aber ich habe kein Dach und kein Brod. Geben Sie mir eine Kammer in Ihrem Hause und nothdürftig Brod, ich will mein Buch hier fertig schreiben." Ohne Bedenken bewilligte Lessing die Bitte des Fremden; derselbe erhielt ein Zimmer und freien Tisch, auch Taschengeld zu seinen kleinen Bedürfnissen. Er lebte froh und ungenirt in Lessing's Hause und wurde wie ein Glied der Familie gehalten. Der Mann war aber nicht allein; er hatte einen großen schmutzigen Hund, der nie von seiner Seite wich und besonders bei Tische sehr beschwerlich war. Als man einst zu Lessing sagte, daß man wohl den Philosophen, aber nicht seinen Hund leiden könnte, versetzte er mit einiger Wärme: „Sie wissen noch nicht, was es mit diesem Hunde für eine Bewandtniß hat. Der Hund ist eine Zierde des Philosophen; denn letzterer traf jenen auf seinen Wanderungen einst entkräftet und verschmachtet am Wege liegen. Der Philosoph hatte zwei Wecken in der Tasche. Er gab dem Hunde einen davon und von diesem Augenblick hat dieser seinen Wohlthäter nie verlassen. Ueberlegen Sie, daß damals die beiden Wecken der ganze Vorrath von Lebensmitteln waren, die der arme Wanderer besaß. Er theilte redlich, und — setzte Lessing hinzu — so lange ich noch Einen Wecken habe, soll der Philosoph den halben haben." Fünf Monate lang, einen ganzen Winter hindurch beherbergte Lessing diese seltsamen Gäste in seinem Hause und an seinem Tische. Das Unglück war in Lessing's Augen ein Brief, von Gott selbst ausgestellt, den daher jeder Mensch heilig zu achten habe. Als er über Einen, der seinen moralischen Charakter öffentlich angetastet und ihn als Gelehrten heruntergesetzt hatte, erfuhr, daß er sich von anderer Seite her schon Beschämung genug zugezogen habe, legte er die Feder, die er gegen ihn gespitzt hatte, wieder nieder und

ſagte: „Ich bin auf den Menſchen mitleidig, ohne es zu wollen. Auf wen Alle zuſchlagen, Der hat vor mir Ruhe.“ Aus dieſer Quelle floß auch ſein gründlicher Abſcheu vor aller Verfolgungsſucht. Die rechte Liebe trägt Alles, nicht nur die Liebloſigkeit, und kann überallhin tolerant ſein, nur nicht gegen die Intoleranz. Dieſes Laſter, zu welchem die menſchliche Natur ſo geneigt iſt, erkannte er unter den feinſten Geſtalten, die es annahm, mit ebenſo ſcharfen Augen, weil ſein Herz ganz frei davon war, wie er den Schein der Religion auf den erſten Blick erkannte, weil ſein Herz von ihrer Wahrheit voll war. Die vom Vorurtheil, von der Leidenſchaft Verfolgten retten zu können, gewährte ihm im Leben, wie in der Wiſſenſchaft die ſüßeſte Befriedigung. Wie er ſeine „Rettungen“ ſchrieb, um ſo manche Männer wieder zu Ehren zu bringen, die entweder zu ihren Lebzeiten wegen ihrer Anſichten verfolgt oder deren Andenken vom Haſſe der Nachwelt befleckt worden war, ſo zog es ihn im Leben beſonders mächtig zu den Niedrigen und Geringen, zu den Verſtoßenen und Einſamen, zu Denen, welche das pedantiſche Gelehrtenthum oder die ſpießbürgerliche Moral oder der religiöſe Phariſäismus von ſeiner Gemeinſchaft ausſchloß. Er hat ſich nie geſchämt, mit Schauſpielern oder Juden oder dem verachteten Freigeiſt Mylius zu Tiſche zu ſitzen, weil er — kein Phariſäer war; die Züge zu dem Bilde jenes heiligen Bundes, den uns ſeine Geſpräche über Freimaurerei vorführen, hat er ſeinem eigenen Herzen entlehnt. Weder Vorurtheile der Konfeſſion, noch der Nation, noch des Standes verhinderten ihn, in jedem Menſchen das ächt Menſchliche zu ehren und zu lieben. Bei aller Wärme ſeiner Vaterlandsliebe wußte er genau, wo der Patriotismus aufhört, eine Tugend zu ſein; die Chriſten zu einer menſchenwürdigen Behandlung der verſtoßenen Juden zu bewegen, ſchrieb er eines ſeiner früheſten Schauſpiele „die Juden“; durch bürgerliche Hohheit ließ er ſich nicht blenden, durch bürgerliche Geringfügigkeit ließ er ſich nicht eckeln. Gegen die Großen der Erde hatte er eine an Abneigung grenzende Zurückhaltung; wie er an den pfälziſchen Miniſter von Hompeſch geſchrieben hat, ſo hat ſchwerlich je ein deutſcher Gelehrter an einen Miniſter geſchrieben. Sein Herz gehörte dem dritten Stande, dem Volke, deſſen Gemüth und Sprache er verſtand, an das er als Schriftſteller ſich wandte, deſſen ungeſchminkte Wahrheit und Natürlichkeit ſeiner eigenen Geiſtesart entſprach.

Dieſer Zug zu den Niedrigen und Geringen war es auch, was

ihm seinen vertrautesten Freund zuführte. Den armen, schüchternen, verwachsenen Juden Mendelssohn hat er aus seiner Verborgenheit an das Licht gezogen; er erkannte in dem bescheidenen Jüngling den schlummernden Funken des Geistes, entzündete ihn zur hellen Flamme an seinem eigenen Feuer und verschaffte so sich selbst einen edlen ergebenen Freund und der an großen Geistern so reichen jüdischen Nation eine Zierde mehr. Die wenigen Worte, in welchen Mendelssohn seinen Schmerz über den frühen Tod seines großen Freundes ausdrückte, sind ein unvergängliches Denkmal auf Lessing's Grab und sie mögen auch diese Skizze beschließen: „— Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgang, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unerschöpflich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn so schien sie ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an und ließ *verdienen*, was er gab."

E. D. Friedrich Schleiermacher.

E. D. Friedrich Schleiermacher.

(Geb. 21. Nov. 1768, geſt. 12. Febr. 1834.)

„Auch um das Schattenbild des Menſchen, um das Urtheil, das von ihm gefällt wird, um die Vorſtellung, welche von ihm zurückbleibt, ſteht es ſchlimm, wenn er nicht geliebt worden iſt im ganzen Sinne des Wortes."

Aus Schleiermachers Leben in Briefen I., 340.

„Was gehen den Chriſten des Theologen Hypotheſen, Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet oder Franklin oder ob Keiner von beiden Recht hat?" So hatte Leſſing gefragt und damit dem Chriſtenthum und der Kirche im äußerſten Nothfall, wenn die Theologie gegen die immer zahlreicheren und ſchärferen Angriffe der Zeitbildung auf ihr Heiligthum nichts Ordentliches mehr zu erwiedern wüßte, ein heiliges unangreifbares Aſyl in dem frommen Gefühl eröffnet. Nur als die letzte Schutzwehr, für den äußerſten Nothfall hatte Leſſing dieſes Aſyl in der Ferne gezeigt; er ſagte nicht, daß es ſchon ſo weit gekommen ſei. Aber nach ſeinem Tode ſchien dieſer Nothſtand für Kirche und Chriſtenthum mehr und mehr eintreten zu wollen; der fortſchreitende Geiſt ignorirte beide vornehm oder nahm eine feindliche Stellung gegen ſie ein, die Gebildeten der Nation konnten geradezu als Verächter der Religion angeredet werden; da trat zu allgemeinem Erſtaunen aus den Kreiſen eben dieſer tonangebenden Bildung ein Mann auf, welcher die von Leſſing gezeigte Noththüre nicht bloß zu öffnen rieth, ſondern der auch aus der Noth eine Tugend zu machen verſtand. Dieſer Mann war Ernſt Daniel Friedrich Schleiermacher.

Von Schleiermacher ein anſchauliches und richtiges Geſammtbild zu entwerfen, iſt viel ſchwieriger, als von den meiſten andern großen Männern, und dieſe Schwierigkeit der Sache mag neben den bisher noch nicht zahlreich genug geöffneten Quellen über ſein Leben der Grund ſein für die ſo auffallende Erſcheinung, daß eine biographiſchen Darſtellungen ſo gewogene Zeit, wie die unſrige, bald dreißig Jahre ſeit ſeinem Tode verſtreichen ließ, ohne ihm durch eine umfaſſende Biographie dasjenige Denkmal zu ſetzen, das ihm gebührt. Schleiermacher iſt kein einfacher, geradliniger Charakter, deſſen Bewegungen ſich leicht überſchauen und gleichſam aus Einem Geſetz ableiten ließen; er iſt eine höchſt complicirte Natur, bei aller Sprödigkeit und Geſchloſſenheit eines individuell und ſcharf ausgeprägten Geiſtes doch wieder eine Miſchung der verſchiedenartigſten Elemente, die ſich nicht immer zu einer inneren, organiſchen Einheit leicht und natürlich zuſammengeſchloſſen haben, ſondern weit öfter durch eine feine, künſtliche Reflexion in einander gearbeitet worden ſind. Wir wollen es verſuchen, wenigſtens ſein Leben und ſeinen religiöſen Charakter den Hauptzügen nach darzuſtellen, und bedienen uns zur beſſeren Ueberſicht der drei Abtheilungen: 1) die Jugendbildung; 2) die Sturm- und Drangzeit; 3) die Reife.

I.

Die Jugendbildung.

(1768—1793.)

Unſer Schleiermacher war am 21. Nov. 1768 in Breslau geboren, wo ſein Vater als reformirter Feldprediger in Schleſien damals ſeinen Aufenthalt hatte. Eine Notiz in dem 1858 herausgegebenen Briefwechſel Schleiermachers*) hat es möglich gemacht, ſeinen Stammbaum noch weiter hinauf zu verfolgen und dem Blute, das in ſeinen Adern rollte, wenigſtens bis zum Großvater hinauf nachzugehen. Wer war der Großvater des Mannes, der es als ſeinen Beruf erkannte, ſeiner Zeit die Augen für die myſtiſchen Tiefen der Religion wieder zu öffnen? Der gefeierte Wortführer eines exaltirten Pietiſtenclubs war er geweſen, der in Stillings Roman „Theobald" unter dem fingirten Namen Darius geſchildert wird. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte ein gewiſſer Elias Eller, mit einem von ihm bekehrten Bäckermädchen Anna durch ein Verbrechen verbunden, eine Sekte geſtiftet. Er verhieß einem pietiſtiſchen Kreiſe der Schwelgfeinen zu Elberfeld die neue Geburt des Meſſias, und ſeine Anna wußte als „Weib mit der Sonne bekleidet" aus der Offenbarung Johannis ihre Geſchicke und ihre Beſtimmung, die Meſſiasgebärerin zu ſein, nachzuweiſen. Sie erbauten mit ihren Anhängern die Stadt Ronsdorf als das neue Zion und beriefen den reformirten Pfarrer Daniel Schleiermacher als den erſten Prediger an das neue Jeruſalem, und dieſer Mann hielt, der Zionsmutter unbedingt ergeben, über ein

*) Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Drei Bände. Verlag von Georg Reimer. I. und II. Band 1858. III. Band 1861.

Jahrzehend den religiösen Taumel aufrecht durch seine volksthümliche Beredsamkeit, bis er hochbejahrt erkannte, daß er betrogen sei. Dem Haupte der Sekte, das ihm wegen seiner Abtrünnigkeit Rache schwor, konnte er nur durch die Flucht entrinnen und gestand dann in einem schmerzlichen Bekenntniß (D. Schleiermachers Apologie 1750) den Irrthum seines Lebens öffentlich ein*). Unter den krausen Wirren dieser Sekte, inmitten des religiösen Aberwitzes dieses Zion-Ronsdorf ist der Vater unseres Schleiermachers aufgewachsen — war es ein Wunder, daß diese Erlebnisse ihn auf seinem theologischen Bildungsgange auf die entgegengesetzte Seite, in die Arme der nüchternen und freieren religiösen Denkungsart trieben, welche der Rationalismus anfing zu verkündigen? Noch als Prediger stand er seinem eigenen Bekenntniß zufolge 12 Jahre lang als ein Ungläubiger auf der Kanzel und bequemte sich ohne innere Ueberzeugung in seinen Vorträgen den orthodoxen Lehrformeln der Kirche an; in dem Tretrad des Amtes aber stürzte er sich nach dieser Zeit wieder kopfüber in den altkirchlichen Glauben und war nun entschlossen, seine Augen gegen alle Zweifel der Vernunft und alle Anfechtungen des Zeitgeistes zu verschließen, bis es, wie wir nachher sehen werden, der ebenso frommen als wissenschaftlich gediegenen Persönlichkeit des Sohnes gelang, ihm unmerklich wieder manche Hülle von den Augen wegzunehmen. Die Mutter hing mit ganzer Seele, mit aller Glut des durch Spener und Zinzendorf erweckten religiösen Gefühles dem kirchlichen Glauben an und war eine aufrichtig fromme Frau. In dieser Atmosphäre erhielt unser Schleiermacher seine ersten Jugendeindrücke. Die Knabenzeit bis zum dreizehnten Jahre zeigt uns ein Kind, das schon frühe ganz Geist ist und das zärtlichste Herz hat, wie die Mutter schreibt, einen Knaben, welcher, der kleinste in der ganzen Schule, aus allen Klassen als Einer der Ersten herauskommt, von dem die Mutter die Ueberzeugung ausspricht, daß er, auf den Schulen in Breslau gelassen, gewiß schon im vierzehnten Jahre zur Universität würde reif gewesen sein, da ihm Alles so glücklich von Statten gehe. Der Ruf eines guten Kopfes und das viele Lob, das man ihm wegen seines Verstandes ertheilte, machten ihn stolz und eitel; die Schwierigkeit dagegen, in die Tiefe der Sachen einzudringen, versetzte ihn in eine

*) Hase, Kirchengeschichte, 7. Aufl., S. 539. Protestantische Kirchenzeitung 1855, Nro. 51.

Unruhe, von der seine Mitschüler Nichts wußten, und machte ihn verschlossen und in sich gekehrt. Die Familie wechselte mehrere Male ihren Aufenthalt und der junge Fritz lebte bald auf dem Lande im elterlichen Hause, bald auf der Schule zu Pleß in Oberschlesien. Aber jetzt begann die liebe Noth für die frommen Eltern. Wohin mit dem Knaben zu seiner weiteren Ausbildung, daß doch sein Geist zugleich von den verderblichen Einflüssen des Zeitgeistes geschützt bliebe? Die Aufklärung hatte überall das ehrwürdige Gebäude des altkirchlichen Glaubens angefressen. Der Rationalismus beherrschte Katheder und Kanzel; selbst diejenigen Lehrer der Kirche, welche vom alten Glauben möglichst Vieles zu retten trachteten, holten ihre Vertheidigungswaffen aus der Rüstkammer des Feindes und behaupteten nur noch die Außenwerke des Gebäudes.

Die Mutter zitterte für den Sohn wegen der „seelenverderbenden Meinungen, Grundsätze und Sitten der Zeit", und der Vater schaute sich ängstlich nach einem Orte um, wo derselbe vor der verderblichen Luft gesichert wäre. Schon vor längerer Zeit hatten sie von den vortrefflichen Erziehungsanstalten der von Zinzendorf gestifteten Brüdergemeinde in Niesky und Barby gehört.

Im Herbst 1780 machten sie mit einander eine Reise nach Niesky in der Oberlausitz, um sich Alles genau anzusehen. Sie finden Alles über Erwarten und sind entzückt. Schon auf der Reise dahin, an den Hauptorten der Brüdergemeinde, an welchen sie Halt machen, in Bertelsdorf, in Herrenhut, empfangen sie die tiefsten Eindrücke von diesem religiösen Gemeindeleben, von diesem Einen Geist der Liebe, der Alle beseelt, „von diesem Eifer für die ehrwürdigste Sache der Ausbreitung und Gründung des Reiches Jesu", von dieser Brüderlichkeit der lieben Leute, mit denen sie alsbald harmoniren und Herzensfreunde werden konnten. In Niesky angekommen, unterwirft der Vater die Kinderanstalt, wie das Pädagogium (eine Art Gymnasium) einer genauen Prüfung. Das war es, was er für seine Kinder gesucht hatte: eine Bildungsanstalt, „in welcher nicht, wie in andern Schulen, nur das Aeußere bearbeitet, sondern die Hauptsache, die Wiedervereinigung mit Gott, auf den einzig wahren Grund, auf das blutige Versöhnungsopfer Jesu Christi, gebaut würde." Dem Willen der Eltern kam der Wunsch der Kinder — neben unserm Schleiermacher ein jüngerer Bruder, Karl, und eine ältere Schwester, Charlotte — entgegen.

„Daß unſern Kindern über dem menſchlichen Verderben die Augen geöffnet und ſie ſolches an ſich ſelbſt, jedes in ſeiner Art, ſeit einem Jahr gewahr wurden, das können wir nicht anders, denn als eine Arbeit des Geiſtes Gottes an ihren Herzen betrachten. Dieſe Gnadenwirkungen äußerten ſich denn auch im vergangenen Winter immer ſtärker bei ihnen und ſie bekamen mehr Licht über Das, was den wahren Frieden des Herzens ausmacht, ſo daß ſie ſich nicht zutrauten, mit ihrem natürlichen Verderben von uns weg und in die Welt zu gehen, ſondern uns inſtändig baten, ſie nach Niesky hinzubringen" — ſo ſchreibt der Vater. Am 27. März 1781 trafen die Kinder, nachdem das Loos in der Gemeinde für ihre Aufnahme geſtimmt hatte, an ihrem neuen Beſtimmungsorte ein. Das Leben der Brüdergemeinde konnte nicht verfehlen, eine hinreißende Macht über das Gemüth des jungen Schleiermacher auszuüben. Dieſe proteſtantiſche Einfachheit und doch ſinnvolle Mannigfaltigkeit des Kultus, dieſer tiefe Ernſt eines auf die Lehre vom menſchlichen Verderben und von der erlöſenden Gnade gebauten Glaubens und doch dabei eine ungezwungene Heiterkeit der Gottesdienſte, die ſtrenge Lebensſitte, welcher ſich Alle unterordnen, doch ohne den Anſtrich des Finſtern, Trüben, Sauren, das ſonſt dem Pietismus eigen zu ſein pflegt, der Geiſt der Brüderlichkeit und Freundlichkeit, der aus dieſen Leuten ſpricht, die Richtung der Religion auf das praktiſche, werkthätige Leben, das lebendige Gemeinſchaftsbewußtſein, das hier Alle beſeelt und verbindet, die überall entgegentretende Sauberkeit und Reinlichkeit ohne verſchwenderiſchen Luxus — dieſes Alles muß einen unwiderſtehlichen Reiz ausüben auf Jeden, der Gelegenheit hat, das Leben der „Brüder" wenigſtens in kleineren Gemeinden kennen zu lernen: wie weit mehr auf das Gemüth und die Phantaſie des jungen Fritz, der durch die Methode der häuslichen Erziehung von früher Kindheit in die Gefühls- und Gedankenwelt der Herrenhuter eingeführt und an Selbſtbeobachtung, an brütendes Nachdenken über das eigene Verderben, an tägliche Prüfung ſeiner „Herzensſtellung" gewöhnt worden war! Mag er auch frühe ſchon Gedanken des Zweifels an der Kirchenlehre in der Seele bewegt haben, wie er in ſeiner Selbſtbiographie bekennt, daß die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen ſchon ſeine kindiſche Phantaſie auf eine äußerſt beängſtigende Art beſchäftigt habe, daß es ihm ſchon in ſeinem eilften Jahre mehrere ſchlafloſe Nächte gekoſtet, weil

er bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, welche dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte — die vor einigen Jahren veröffentlichten Jugendbriefe Schleiermachers zeigen, daß er sich wenigstens drei Jahre lang ganz in die Gefühls- und Redeweise der Brüdergemeinde hineingelebt hatte*). Wir sehen daraus, daß es ihm eine lange Zeit recht wohl gelang, Dasjenige, was man in der Gemeinde den Umgang mit Jesu nennt, in sich zu erzeugen, obwohl er darüber klagen mußte, daß dieser Umgang immer noch nicht so stetig sei, wie er wünsche. So schreibt er seiner Schwester Charlotte: „ich weiß gewiß, daß du dich mit mir freuen, Ihm, dem gnädigen und guten Heiland danken und Ihn mit mir bitten wirst, seine Gnade besonders in den 14 Tagen bis zum grünen Donnerstag, da ich sein Fleisch und Blut im heiligen Abendmahle genießen werde, von Tag zu Tag größer und herrlicher werden zu lassen. Ich will sie Alle zu mir ziehen, hieß es in der gestrigen Loosung; Das wird er in Gnaden auch an mir erfüllen. Er ist auferstanden zu helfen allen Elenden auf Erden, Das giebt auch mir ein Recht an ihn, er ist meine Zuversicht allein, der Gott für mich am Kreuz erblaßt. Ach stünden wir immer in einem ganz ungestörten Umgang mit ihm!" „So oft man zum Heiland kommt als ein Sünder, der nur aus seiner Gnade selig ist, so oft man sich einen Gnadenblick von ihm ausbittet, so 'geht man nie leer von ihm, Er wird nie untreu, so oft wir's auch werden." „Je ungestörter, desto besser, je einförmiger, desto ruhiger, desto näher dem Himmel, am liebsten aber ganz da." Er redet ganz die

*) Die von Schleiermacher in seinem 26. Lebensjahre auf amtliche Veranlassung hin aufgesetzte Selbstbiographie läßt mehrfach den wahren Thatbestand nicht genau heraustreten, weil er aus dem Gesichtspunkt einer späteren Zeit dargestellt ist. Sie stellt die Sache so dar, wie wenn er von Anfang an in einem inneren Kampfe gegen die eigenthümlichen Anschauungen und Gefühle der Brüdergemeinde gestanden wäre, während er noch am Ende des Jahres 1783 nach seinem Uebertritt aus der Knabenanstalt in das Pädagogium in seinen Briefen ganz im Geist der Gemeinde fühlt und redet (I., 32. 35. 36). Auch die Ursache des späteren Zerwürfnisses mit der Gemeinde tritt in jener Selbstbiographie nicht deutlich zu Tage. Aus den Briefen sehen wir, daß es der Zweifel an der Gottheit Christi und an der kirchlichen Lehre von dessen Versöhnungstod gewesen ist, was ihn mit der Gemeinde überworfen hat, nicht aber nur die Unmöglichkeit, die übernatürlichen Gefühle und Das, was man in der Gemeinde den Umgang mit Jesu nennt, in sich zu erzeugen.

Sprache, welche an die Stelle Gottes den „lieben Heiland" ſetzt; nicht bloß die innere Herzens- und Gedankenwelt, auch was dem Menſchen begegnet an äußeren Lebensſchickſalen, iſt ein Werk und eine Fügung des lieben Heilandes.

So mächtig war die großväterliche Ader in unſerem Schleiermacher, daß es erſt der anregenden Einflüſſe Anderer auf ihn bedurfte, um ihn der engen Vorſtellungswelt der Brüdergemeinde zu entrücken. Zuerſt bemühte ſich um ihn ſein Onkel, Profeſſor Stubenrauch in Halle, ein Mann von liberalen Grundſätzen. In einigen Briefen, die uns noch aufbehalten ſind, empfiehlt er dem Neffen, der in ſeinem Glaubenseifer alle Diſſentirenden in einen Tiegel geworfen zu haben ſcheint, eine vernünftige Toleranz und ſpricht ſeinen Abſcheu aus über den ſchrecklichen Grundſatz der Kirchen: nulla salus extra ecclesiam (kein Heil außer der Kirche). Sodann waren es einige vorgerücktere Studiengenoſſen, welche Schleiermacher auf eine andere Bahn mit ſich fortriſſen, beſonders ſeit er von Niesky nach Barby auf die Hochſchule der Brüdergemeinde verſetzt war. Wir treten hier in einen merkwürdigen Kreis von Jünglingen, welcher uns die Frage der Verwunderung nahe legen müßte, wie man in ſolcher Umgebung „zu Grundſätzen von Moral und Religion kommen und bei denſelben vergnügt zu leben und glücklich zu ſein hoffen konnte, bei denen, die um ſie waren, ſchworen, ſie führten zum leidigen Teufel", wenn wir nicht wüßten, daß die geſunde menſchliche Natur durch alle Verhaue und Verſchläge den Ausweg findet und daß es keinen Ort giebt, an welchem man den Geiſt hermetiſch abſchließen könnte. Sechs oder mehr dieſer Jünglinge haben ſich zu einem Club, wie ſie ihn ſelber nennen, zuſammengethan, in welchem ſie einander ihre Erfahrungen, ihre Zweifel, ihre Klagen mittheilen und der Geiſt der jugendlichen Oppoſition gegen die enge Welt, die ſie umgiebt, ſich Luft macht. In Nro. XVI — die Zimmer, welche die Seminariſten bewohnten, waren mit Nummern bezeichnet — kamen ſie des Abends zuſammen bald zu ernſthaften Geſprächen, bald zu heiterem Scherz und Humor, der aus dem Kampfe der inneren Ideale gegen die äußere Umgebung ſtets ſeine beſten Vorräthe geholt hat; hier belachten ſie die traurige Aengſtlichkeit ihrer Lehrer, die alle Einwürfe der Philoſophie gegen das Glaubensſyſtem der Gemeinde ſorgſam verſchwiegen, hier verſchlangen ſie die in der Anſtalt verpönten Bücher, in welchen ſich der Geiſt des Zeitalters

aussprach, hier rüttelte der Freiheitsgeist einer gährenden Jugend an den Ketten, die ihm mit jedem Tage unerträglicher wurden. Ueber den Geist, der in diesem Club regierte, geben uns die neulich veröffentlichten Briefe merkwürdige Zeugnisse.

Einer dieser Clubisten, der Engländer Okely, ein herzensguter Mensch mit einem warmen Gefühl für Freundschaft und Liebe, war ein ausgemachter Skeptiker, ein Anderer, Beyer, zeichnet seine Gesinnung unzweideutig genug in einem Briefe, den er kurz nach seinem Austritt aus Barby an den zurückgebliebenen Schleiermacher gerichtet hat: — — „Aber was Du für eine Erklärungsart und für einen Zweck des Abendmahls da angiebst! Das ist die pure leidige Neologie. Du ein Bruder — und so eine Erklärung! Frag doch einmal Baumeister oder Moore (Lehrer des Seminars), was du davon glauben mußt: da wird's ganz anders lauten. Wenn ich mir die Sache überlege, lieber Schleiermacher, so kommt es mir sehr traurig vor, daß auf diesem ganzen weiten Erdenrund beinahe Jeder von den tausend Millionen Bewohnern etwas Anderes für Wahrheit hält, als sein Nachbar. Indessen, da es nun schon einmal so ist und es gar nicht gebessert werden kann: so sollte doch Jedermann im Bewußtsein seiner eigenen Mängel und Gebrechen seinen Bruder gehen lassen, wenn er gleich glaubt, jener sehe ein Gespenst für eine himmlische Göttin an. Die Natur hat uns für dieses Leben mit einem unschätzbaren Führer beschenkt, ich meine das Gewissen, welches bei Jedem, der es noch nicht getödtet hat, als ein unbestechlicher Richter die Moralität einer jeden Sache beurtheilt. — — Laß dich daher von deinem Freund, der dich herzlich liebt, angelegentlich bitten, daß du bei all' den Schritten, von welchen der prophetische Geist in mir sagt, daß du sie thun wirst, dich nach nichts Anderem, als nach deiner besten Ueberzeugung bestimmen mögest. Grüße rechts und links, besonders den lieben Okely. Sein Zustand geht mir sehr zu Herzen; aber soviel ich davon verstehe, ist's nicht gefährlich. Ein Skepticismus der Art hält nicht lange Stich; es ist ein gewaltsamer Zustand für den menschlichen Geist; er arbeitet sich los und will lieber betrogen sein, als Nichts glauben. Hältst du Das auch für wahr? Neulich las ich etwas zu Schönes, was ich dir nothwendig mittheilen muß. Samuel Werenfels, einer unserer größten Theologen in Basel, schrieb in seine Bibel:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit ac pariter dogmata quisque sua*).

„Beweist nicht die Kirchengeſchichte, daß Werenfels Recht hatte?"

Beſonders eng war aber der Freundſchaftsbund Schleiermacher's mit Einem in dieſem Kreiſe, mit Albertini, dem ſpäteren Biſchof der Brüdergemeinde; in unerſättlichem Wiſſensdurſt, mit den ſchlechteſten Hülfsmitteln verſehen, verſchlangen ſie mit einander die klaſſiſchen Dichter der alten Griechen: Homer, Heſiod, Theocrit, Sophocles, Euripides, Pindar. Von den Neueren hörten ſie wenig; denn die Schriften der neueren Philoſophen und Theologen, ſowie die Werke der neueren Dichter wurden als ſeelenverderbende Speiſe ſorgfältig von den Zöglingen ferne gehalten. Aber die ſtrebſamen Jünglinge gelüſtete nach der verbotenen Frucht der Erkenntniß. Durch meilenweite heimliche Gänge oder durch verbotene Correſpondenz verſchafften ſie ſich Bücher aus dem Index, Wieland's Schriften und Göthe's Werther fielen ihnen in die Hände. Welche Welt that ſich da vor ihren Augen auf! Wie verſchieden von der einförmigen und engbeſchränkten Welt der Brüdergemeinde! Wie verſchieden mußten die Empfindungen, die eine ſolche Lectüre in den leicht entzündeten Gemüthern erweckte, von denjenigen ſein, welche aus dem perſönlichen Umgange mit Jeſu gefloſſen waren! Die griechiſchen Schriftſteller mit dem reizenden Duft, den ſie über das natürliche Menſchenleben ausbreiten! Dieſer klare, in ſich geſchloſſene, aller Empfindelei und Sentimentalität feindſelige Geiſt der alten Griechen, der die Gegenwart ohne Grübeln genießt und die wirkliche Welt freudig erfaßt und geſtaltet! Und nun erſt Wieland mit dem ächt modernen Selbſtgenuß des Individuums, in ſeinen Werken die lachende, vielbewegliche Schönheit der endlichen Welt darſtellend und feiernd, und endlich Göthe's Werther mit dem Freiheitstrotz des auf ſich geſtellten, ſich aus dem Rechte ſeiner Subjectivität gegen jede Auctorität der Sitte nnd des Glaubens auflehnenden Menſchen — welche Contraſte gegen die ascetiſch-myſtiſche Frömmigkeit der Brüdergemeinde mit ihrer Lehre von dem gänzlichen Verderben des Menſchen! Daß es unter ſolchen Einflüſſen den Freunden immer weniger gelang, jene übernatürlichen Gefühle und Das, was man in der Sprache der Brüdergemeinde den Umgang mit Jeſu heißt, in ſich

*) Dieß iſt das Buch, in welchem die eigenen Meinungen Jeder Suchte und immer auch fand bis auf den heutigen Tag.

zu erzeugen, werden wir wohl begreifen. Die gewaltsamen Anstrengungen der Phantasie waren unfruchtbar und die freiwilligen Hilfeleistungen derselben, zeigten sich immer mehr als Betrug. Schleiermacher's Begriffe gingen bald so weit von dem System der Brüdergemeinde ab, daß er nicht länger glaubte, mit gutem Gewissen ein Mitglied derselben bleiben zu können. Die Lehre von dem blutigen Versöhnungsopfer Christi als des am Kreuz für uns erblaßten Gottes hielt nicht Stand vor seinem Denken und die beschauliche Frömmigkeit der Brüdergemeinde war zu eng für seine erweiterten Gesichtskreise. Die aus der Anstalt ausgetretenen Freunde bestärkten durch ihre Briefe seinen Entschluß. Beyer schilderte ihm das freie Leben auf der Universität in den lockendsten Farben: „— Gestern ging ich spazieren, und als ich den Gipfel eines hohen Berges bestiegen hatte und daselbst so frei um mich herum den entzückendsten Anblick genoß, indem die Thäler schon in der Dämmerung lagen und am Himmel schon einige Sterne blinkten, betete ich das herrliche Gebet aus dem Yorik an die Freiheit: Heil dir, dreimal süße und holde Göttin, die Jedermann heimlich und öffentlich verehrt. Deine Schale ist lieblich dem Geschmack und wird es stets bleiben, bis die Natur sich verändert. Barmherziger Himmel, du hast so viele Gaben! bescheere mir nur Gesundheit und gieb mir diese schöne Göttin zur Gesellschafterin. Dann schütte deine Bischofshüte wie Schneeflocken, wenn's deiner Fürsehung so gut scheint, über jene Köpfe, welchen darnach wehe thut." Und Okely singt ihm, wie ein Vogel, der dem Käfig entronnen ist, ein bezauberndes Lied in die Ohren: „ich bin mit der zärtlichsten väterlichen und mütterlichen Liebe aufgenommen worden, lebe nichts, als frohe Tage und habe nichts, als köstliche Aussichten vor mir; dagegen seufzt mein armer Freund unter den Fesseln, von denen ich befreit bin, muß alle die Beängstigungen und die Leiden noch erdulden, die ich überstanden habe, muß den sauren Kampf noch fechten, den ich ausgerungen, und weiß noch nicht, ob der Ausgang für ihn so günstig sein wird. Albertini hat ganz Recht und mein ganzes Herz stimmt ihm bei: „o was ist es eine unglaubliche Pein, wenn man seine liebsten Freunde muß verhöhnt und verstoßen sehen, und ihnen nicht helfen kann." Den Vorstehern war der Zustand Schleiermacher's nicht verborgen geblieben; längst hatte der Club ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie machten alle Versuche, den Abgefallenen zu bekehren; sie scheiterten an der Festigkeit und Standhaftigkeit seines Willens, wenn auch die Art

und Weiſe, wie ſie dieſe Geiſteskämpfe eines aufſtrebenden Jünglings anſahen und behandelten, weniger roh und inquiſitoriſch geweſen wäre, als ſie es, nach den vorhandenen Zeugniſſen zu ſchließen, geweſen war. Wenn nur Schleiermacher hätte die Hoffnung haben können, ſeinen Zuſtand ebenſo humanen und vernünftigen Eltern offenbaren zu dürfen, wie ſein Freund Ockely hatte! Aber da war Schlimmes zu fürchten und der zärtliche Sohn zitterte vor dem Gedanken, ſeinen Eltern *) dieſes Herzeleid bereiten zu müſſen. Zuerſt ſuchte er, bei dem Vater zu ſondiren. 1786 ſchrieb er dem Vater von Barby aus: „— — Nur Eins gefällt mir hier nicht. Ich möchte gerne Theologie ſtudiren und zwar recht von Grund aus, Das werde ich mich aber nicht rühmen können, wenn ich von hier wegkomme, und daran iſt unſere, wie mich däucht, etwas zu große Einſchränkung in der Lectüre Schuld; denn von allen jetzigen Einwendungen, Einwürfen und Streitigkeiten über Exegeſe und Dogmatik bekommen wir Nichts zu leſen, als in den gelehrten Zeitungen; auch in den Collegien erwähnt man ihrer nicht einmal hinlänglich. Dieß Verfahren erregt auch ſogar bei Manchem den Verdacht, als müßten viele Einwürfe der Neueren wohl ſehr acceptabel und ſchwer zu widerlegen ſein, weil man ſich fürchtet, ſie uns vorzulegen. So denke ich aber nicht und überhaupt macht dieß kleine Mißvergnügen für jetzt noch keine große Störung in meine Ruhe und Sie ſind der Einzige, mit dem ich davon geredet habe.“ **) Die Antwort des Vaters zeigte dem jungen Zweifler, weſſen er ſich zu gewärtigen habe, wenn er dem Vater erſt die ganze Wahrheit herausſagen würde. „— — Sei verſichert, du verlierſt Nichts, wenn dir auch die Einwendungen und Erklärungen der Neueren unbekannt bleiben. Vermeide dieſen Baum des Erkenntniſſes und die gefährlichen Lockungen zu demſelben unter dem Scheine der Gründlichkeit.

*) Die Mutter war ſchon 1783 geſtorben, glücklich, daß ſie ihre Kinder im Schooße der Gemeinde geborgen wußte. „Jetzt wird man die Kinder alle in die Gemeinde bringen, dann iſt man ja doch hier zu Nichts mehr nütze, da legt man ſich hin und ſchläft ein“, hatte ſie geſagt. Schleiermacher's Vater heirathete bald zum zweiten Male.

**) Die Furcht, dem Vater durch eine offene Darlegung ſeiner Geſinnung wehe zu thun, hat hier offenbar Schleiermacher zu einer kleinen Unwahrheit fortgeriſſen. Vielmehr dachte er ſelbſt ſeit längerer Zeit gerade ſo und das kleine Mißvergnügen, von dem er redet, war vielmehr damals ſchon ein völliger innerer Bruch mit den Grunddogmen der kirchlichen Lehre und der Brüdergemeinde, der längſt eine ſehr große Störung in ſeine Ruhe gebracht hatte.

Ich habe faſt alle Widerlegungen des Unglaubens geleſen, ſie haben mich aber nicht überzeugt, ſondern ich hab's erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Geſchenk ihres Erbarmens ſei. Du willſt ja überdem kein eitler Theologe werden, ſondern dich nur geſchickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchſt du Das Alles nicht." Es verging wieder ein halbes Jahr unter aufreibenden inneren Kämpfen, da nöthigten die Vorſteher unſeren Schleiermacher, ſeinem Vater ſeine ganze Lage zu offenbaren. „Der Glaube iſt ein Regale der Gottheit, ſchrieben Sie mir. Ach! beſter Vater, bitten Sie Gott, daß er mir ihn ſchenke, denn für mich iſt er verloren. Ich kann nicht glauben, daß Der ewiger, wahrer Gott war, der ſich ſelbſt nur den Menſchenſohn genannt hat; ich kann nicht glauben, daß ſein Tod eine ſtellvertretende Verſöhnung war, weil er es ſelbſt nie geſagt hat und weil ich nicht glauben kann, daß ſie nöthig geweſen; denn Gott kann die Menſchen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, ſondern nur zum Streben nach derſelben geſchaffen hat, unmöglich darum ewig ſtrafen wollen, weil ſie nicht vollkommen geworden ſind. — So iſt ſie denn heraus, dieſe Nachricht, die Sie ſo ſehr erſchrecken muß. Denken Sie ſich ganz in meine Seele hinein bei meiner ſehr großen zärtlichen, kindlichen Liebe zu einem ſo guten Vater, wie Sie, dem ich Alles zu danken habe und der mich ſo herzlich liebt; vielleicht können Sie ſich einigermaßen vorſtellen, was mich dieſe Zeilen gekoſtet haben. Sie ſind nun geſchrieben mit zitternder Hand und mit Thränen, aber ich würde ſie auch jetzt noch nicht fortſchicken, wenn mich nicht meine Vorgeſetzten dazu veranlaßt hätten. Tröſten Sie ſich, liebſter Vater, ich weiß, Sie ſind lange in der Lage geweſen, in der ich bin. Zweifel ſtürmten ehemals ebenſo heftig auf Sie los, als jetzt auf mich und doch ſind Sie noch Der geworden, der Sie jetzt ſind; denken Sie, glauben Sie, hoffen Sie, daß ich, ſo lange ich auch mit Ihnen nicht Eines Glaubens bin, doch mich immer befleißigen werde, ein rechtſchaffener und nützlicher Menſch zu werden, und Das iſt doch die Hauptſache." Die Nachricht wirkte auf den Vater erſchütternd; derſelbe Mann, der einſt ſelbſt gezweifelt, der zwölf Jahre lang als ein „Ungläubiger" die Kanzel betreten hatte, ſchreibt dem Sohne folgenden Brief: „O du unverſtändiger Sohn, wer hat dich bezaubert, daß du der Wahrheit nicht gehorcheſt? welchem Chriſtus vor die Augen gemalet war und nun von dir gekreuziget wird. Du liefeſt fein, wer hat dich aufgehalten, der Wahrheit nicht

zu gehorchen? — Ach mein Sohn! mein Sohn! wie tief beugst du mich! welche Seufzer preſſeſt du aus meiner Seele! und wenn Abgeſchiedene einige Notiz von uns nehmen, o welch' grauſamer Störer der Ruhe deiner ſeligen Mutter biſt du dann jetzt, da ſelbſt deine dir fremde Stiefmutter mit mir dich beweint! So gehe denn in die Welt, deren Ehre du ſuchſt." Nachdem er dann den allein ſeligmachenden Glauben noch einmal dargelegt, aber auch die Ahnung ausgeſprochen, daß ſeine liebreichen Warnungen bei dem Sohne fruchtlos ſein werden, weil der Eigendünkel und der Stolz ſeines Herzens bereits zu mächtig geworden ſei, fährt er fort: „Und nun, mein Sohn, den ich mit Thränen an mein beklommenes Herz drücke, ach! mit herzſchneidender Wehmuth entlaß ich dich, und entlaſſen muß ich dich, da du den Gott deines Vaters nicht mehr anbeteſt, nicht mehr vor Einem Altar mit ihm niederknieeſt, aber noch einmal, ehe wir ſcheiden, ach, ſage mir: was hat denn der arme, ſanftmüthige und von Herzen demüthige Jeſus gethan, daß du nun ſeiner Erquickung entſageſt?" u. ſ. w.

Die geiſtigen Kämpfe, denen wir ſoeben begegnet ſind, ſind nicht bloß für Schleiermacher's ganze Entwicklung von bleibender Bedeutung geweſen, ſie haben zugleich ein allgemein kulturgeſchichtliches Intereſſe. Die Meiſten von uns, die wir noch in den altkirchlichen Vorſtellungen erzogen worden ſind, haben die nämlichen Kämpfe in dieſer oder jener Weiſe durchmachen müſſen. In Dem, was hier zwiſchen dem alten und jungen Schleiermacher verhandelt worden iſt, ſpiegelt ſich die weltgeſchichtliche Kluft zwiſchen der altkirchlichen Weltanſchauung und den neueren Weltanſichten, wie dieſelben durch die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt und durch die neuere Wiſſenſchaft fortgebildet worden ſind, eine Kluft, die in der That viel tiefer, einſchneidender, durchdringender iſt, als man, verſchiedene Weltanſichten unklar vermiſchend, häufig zugeben will. Gewiß, der alte Schleiermacher hatte ſo Unrecht nicht, wenn er meinte, daß ſein Sohn den Gott der Väter verlaſſen habe und vor einem anderen Altar kniee, als er; denn der Gott, den er allein kannte und der allein für ihn ein religiöſes Intereſſe hatte, der für uns am Kreuz erblaßte Gott, der von der Kenntniß und Anerkennung dieſer Thatſache, die für alle Ewigkeit der Widerſpruch der Widerſprüche bleiben wird, alles Heil eines Menſchen abhängig macht, der Gott, der in naivem Selbſtwiderſpruch die Ertheilung des Glaubens und des Heils an die Einzelnen als ſein ausſchließliches Regal betrachtet, und doch den Menſchen dafür

verantwortlich macht, daß er ihm den Glauben nicht giebt oder wieder entzieht, der Gott, der eine andere Bedingung des Heils aufstellt, als die fromme Gesinnung — Der war allerdings nicht mehr der Gott des jungen Schleiermacher. Verschieden ist demnach auch der Weg, auf dem Beide zu ihrem Glauben gelangten. Der Vater hat den Glauben als ein pur lauteres Geschenk des göttlichen Erbarmens mit geschlossenen Augen angenommen, der Sohn will seinen Glauben haben als das naturgemäße Ergebniß seiner unbefangenen, aufrichtigen Wahrheitsforschung. Der Vater hat eine lange Zeit seines Lebens ganz die nämlichen Punkte nicht glauben können, um deren willen er jetzt den Sohn beweint. Wie ist er zu Dem gekommen, was er Glauben nennt? Nicht durch eine friedliche Lösung der Zweifel, sondern durch einen Akt der Verzweiflung; er hat fast alle von „gläubiger" Seite ausgegangenen Widerlegungsschriften des „Unglaubens" gelesen, aber ungenügend gefunden; der Unglaube läßt sich nicht widerlegen, erklärt er, hierin viel vernünftiger denkend, als unzählige seiner Gesinnungsgenossen, die sich bis auf den heutigen Tag die fruchtlose Mühe geben, das ewig Widersprechende rationell zu begründen; darum hat er sich entschlossen, auf das Denken zu verzichten, der Vernunft ein Schloß an den Mund zu hängen und Das, was er glauben soll, mit verbundenen Augen als ein Geschenk der Gnade anzunehmen. Ist Dieß nicht in unserer Zeit wohl bei den Meisten der Fall, die auf ihrem Bildungswege von den Früchten der neueren Erkenntniß genossen haben und dann doch später wieder zum alten Bekenntniß zurückgekehrt sind? Aber der gewaltsame Riß, der dadurch in die menschliche Natur gemacht wird, läßt auch immer einen Schaden zurück; der Religionsfanatismus des allein seligmachenden Glaubens wird jeder Zeit damit verbunden sein. Ist der Glaube ein Regale der Gottheit, so sind Die von Gott verworfen, denen er das Regale nicht schenkt; das Monopol ist immer ausschließend. Und hat man selber ein so schweres Opfer bringen müssen, um das Monopol zu erhalten, so muthet man natürlich auch jedem Anderen dieses Opfer zu und kann es nicht dulden, daß ein Anderer ohne Gliederverrenkung, in harmonischem Zusammenstimmen aller Geisteskräfte im Besitz desselben Heiles sich selig wissen soll, das man selbst mit einem so blutigen Opfer hat erkaufen müssen; die Beschränkten sind immer verfolgungssüchtig; der Strom des Eifers, in ein enges Bette eingezwängt, muß sich mit der Gewalt, oft mit der Wuth eines Gießbaches Weg machen. Schleier-

macher's Vater ſteht als ein ungebrochener, klaſſiſcher Vertreter dieſer Glaubensrichtung da, darum iſt er ein intereſſantes Bild.

Ganz anders der Weg, den der jüngere Schleiermacher einſchlägt. Zweifel an dem überlieferten Glauben ſind in ihm entſtanden. Was folgt daraus? Sie ſollen gelöst werden auf dem natürlichen Wege, auf welchem ſie entſtanden ſind. Der innere Wahrheitsſinn hat ſich gegen gewiſſe Formen, in welchen die Vergangenheit die Wahrheit überliefert hat, aufgelehnt, man gebe ihm Raum und laſſe ihn ungeſtört ſeinem Triebe folgen, bis er an einem ihn befriedigenden Reſultate angelangt iſt. Darum will Schleiermacher weg von Barby, weil man hier die Einwendungen des Verſtandes gegen den Glauben verſchweigt, er will an einen Ort, wo er dieſe Einwendungen ruhig unterſuchen und prüfen kann, um ſo zu einem Glauben zu gelangen, der ein Werk ſeiner eigenen, frei gewonnenen Ueberzeugung ſei, der den Riß nicht verewigt, ſondern die zerriſſene Natur heilt. Dieſe naturgemäße Entſtehung des Glaubens macht duldſam und freundlich gegen Alle, die auf dem gleichen Wege freier Forſchung *ihres* Glaubens leben wollen, während die Annahme eines vorgeblich auf göttlicher Offenbarung beruhenden, vor der Unterſuchung ſchon feſtſtehenden Glaubensinhalts überall und zu allen Zeiten die Intoleranz und den Glaubensfanatismus erzeugen wird. Daraus entſprang jene Ruhe, Beſonnenheit und Milde, mit der Schleiermacher den Fanatismus des Vaters in einem darauf folgenden Brief zurückgewieſen und mit der er ihn einige Jahre nachher für ſich gewonnen hat.

Wenn wir uns übrigens jetzt anſchicken, den jungen Zweifler auf ſeinem inneren Bildungswege zu begleiten, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß er bereits eine bedeutende und ſichere Errungenſchaft mit auf den Weg nimmt. Ein Jüngling, der drei Jahre lang ſich mit dieſer Glut in die Vorſtellungs- und Gefühlswelt der Herrenhuter hineinleben konnte, mußte in ſeiner innerſten Natur einen weſensverwandten Zug tragen und in einem ſo disponirten Geiſte mußten dieſe ſiebenzehn Jahre lang andauernden Eindrücke des Hauſes und der Gemeinde eine bleibende Frucht abſetzen. Ein herrenhutiſcher Zug iſt Schleiermacher ſein ganzes Leben hindurch geblieben; eine herrenhutiſche Färbung trägt ſeine ganze Theologie. Er ſelber ſagte ſpäter: „Die myſtiſche Anlage, die ihm ſo weſentlich ſei und ihn unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet habe, ſie habe ſich zuerſt in der Brüdergemeinde entwickelt, und was damals aufgekeimt, das ſei ſpäter

ausgebildet worden, so daß er sagen könne, er sei wieder ein Herrenhuter geworden, nur nach einer höheren Ordnung." Achtzehn Jahre nach dem Austritt aus der Gemeinde schilderte er einen Besuch, den er in Barby gemacht, mit folgenden Worten: „Das Osterfest habe ich in Barby zugebracht bei der Brüdergemeinde; schöne heilige Tage waren das für mich voll merkwürdiger Erinnerungen und nun unmittelbar schönen Genusses. Vormals war in Barby das Seminarium oder die Universität dieser Gemeinde, von welcher aus ich sie verließ. Jetzt ist in Barby die wissenschaftliche Knabenerziehungsanstalt dieser Gemeinde, die ehedem in der Lausitz war und der mich mein Vater vor zweiundzwanzig Jahren anvertraute und wo ich aus wahrem innerem Triebe ein Mitglied dieser Gemeinde selbst wurde. So fand ich mich an den Anfang und an das Ende meiner dortigen Laufbahn zugleich auf das Lebhafteste erinnert. Auch der alte Rektor jener Anstalt lebte noch, ein Greis von siebenundsiebzig Jahren und freute sich auf's Herzlichste, mich wieder zu sehen. Dann die herrlichen Gottesdienste am Charfreitag, das mit schöner sinnvoller Kirchenmusik und wenigen Liederversen unterbrochene Ablesen der Passionsgeschichte ohne alle Rede, nur zuletzt in der Todesstunde Christi ein kräftiges Gebet, ganz auf die große Idee der Versöhnung gebaut. Am Sonnabend das Liebesmahl am Grabe Christi und am Ostermorgen beim Aufgang der Sonne die Feier der Auferstehung auf dem Kirchhofe. — Wahrlich es giebt in der Christenheit zu unserer Zeit keinen öffentlichen Gottesdienst, der ächt christliche Frömmigkeit würdiger und sicherer erweckte, als der in der Brüdergemeinde! Und indem ich mich ganz in himmlischen Glauben und Liebe versenkte, mußte ich es recht tief fühlen, wie weit wir Anderen zurück sind, bei denen die armselige Rede Alles ist und diese noch an ärmliche Formen gebunden, allem Wechsel der Zeit sich unterwerfend und so selten von dem rechten, lebendigen Geiste beseelt." Das Interesse der nun folgenden Darstellung wird daher das sein, zu sehen, wie Schleiermacher, der drückenden Enge der Brüdergemeinde entflohen, im Umgang mit der großen Welt seinen Gesichtskreis erweitert und sich bildet, wie dann diese Bildungselemente der Zeit in eine stürmische Gährung gerathen mit dem herrnhutischen Grundelement seines Wesens, bis beide Seiten sich zu jener eigenthümlichen Einheit zusammenschließen, welche Schleiermachers religiöse und theologische Persönlichkeit charakterisirt.

Im Frühling 1787 verließ Schleieiermacher die Brüdergemeinde und bezog die Universität Halle, in welcher damals die freiere, durch Semler bestimmte Richtung der Theologie in voller Blüthe stand. Ueber den inneren Bildungsgang Schleiermachers während der zwei Jahre, welche er hier zubrachte, ist wenig bekannt. Nur soviel ist aus Allem ersichtlich, daß er jetzt, nachdem er seine Freiheit erlangt, nicht dem entgegengesetzten System sich in die Arme warf, sondern „durch Umschau seine Freiheit zu genießen und den ganzen Kreislauf menschlicher Ansichten zu durchmessen suchte, nachdem er so lange auf einen Punkt festgebannt gewesen war." Wir finden bei ihm nicht jenen Enthusiasmus, mit welchem sonst etwa Jünglinge in dieser Zeit irgend einem philosophischen und theologischen System ganz und ungebrochen sich hingeben; mit bedächtiger Besonnenheit, mit dem mißtrauischen Auge einer Alles genau abwägenden Kritik verfolgte er Alles, was ihm von den verschiedenen Seiten aus alter und neuer Zeit als Wahrheit angeboten wurde; ebenso wenig finden wir bei ihm Etwas von jenem sprudelnden Jugendmuth in der Hingebung an die gesellige Heiterkeit, welcher sonst dem akademischen Leben auch derjenigen nicht fremd bleibt, die sich mit aller Begeisterung in die Fragen der Wissenschaft versenken. Die Nachwehen der unnatürlichen, einseitigen Erziehung, die er genossen, waren nicht so schnell wegzuwischen; unbekannt mit der Welt, von der er von seinem dreizehnten Jahre abgeschlossen gewesen war, mit dem drückenden Bewußtsein, daß es ihm an feinen Sitten und an Geschmeidigkeit fehle, ermüdet von der langen Dauer eines beklemmenden Verhältnisses mußte er in seinem Wesen Anfangs etwas Schüchternes, Verschlossenes, scheinbar Kaltes annehmen. In einem späteren Briefe an eine Freundin schildert er selbst diese Gemüthsart, die aus seinen Lebensverhältnissen so natürlich entsprang — „das Erste, was sich in mir entwickelte, war das Religiöse; ich kann mich noch seiner ersten Regung entsinnen auf einem Spaziergang mit meinem Vater. Er ließ es mir nie aus den Augen, nachdem er es einmal entwickelt hatte, und so war es kein Wunder, daß er mich mißkannte, als ich eine Gesellschaft verließ, in die er mich mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen und nach meinem eigenen Wunsche gebracht hatte, um es mir zu retten gegen die vereinigte Macht der Welt und des skeptischen Verstandes, die er nicht in mir verkannte. Er hielt es für das Treiben eines eiteln Herzens, für die verderbliche Sucht, in den Abgrund des Skepticismus zu stürzen,

was in mir nur Wirkung des Wahrheitsgefühls war ohne alle Luſt oder Unluſt zu dem, was noch kommen würde. Das eitle Weſen in der Welt fürchtete ich, weit entfernt, es zu lieben, und hätte ich einen anderen Winkel gewußt, wie die Brüdergemeinde, ich wäre lieber dorthin gegangen. So habe ich auch auf der Univerſität gelebt und hernach, wie ein ächter Herrnhuter, ohne mich um mein Schickſal zu bekümmern, und wenn mein Onkel nicht geweſen wäre, ich glaube, ich wäre nie auf den Einfall gekommen, zum Examen zu reiſen, damit ich auch die Anwartſchaft bekäme auf ein Amt. Da haben Sie ja ein ganzes Fragment aus meinem Leben und ein nicht unbedeutendes; ja ich habe darüber wider meinen Willen das Blatt angefangen, das ich abſchneiden wollte. Nun plaudere ich aber gerne noch ein Endchen weiter. Zuerſt laſſen Sie ſich noch ein Zeugniß mittheilen oder vielmehr eine Schilderung, die ich weiß nicht wer meinem Vater von mir gemacht hat, als ich auf der Univerſität war. Er theilte ſie mir hernach mit und ich begreife jetzt noch nicht, wer mich damals ſo genau gekannt haben kann, da ich faſt mit Niemand umging. Ich wäre, hieß es, in meinem Aeußeren ſehr nachläſſig, hätte ganz das Weſen eines in ſich gekehrten Menſchen an mir, cyniſch in meiner ganzen Lebensart, für mich ſehr genügſam, aber in Geſellſchaft meinen Freunden zu Gefallen Alles aufopfernd, auch das Nothwendigſte; fleißig für mich, aber nur ſehr ſtoßweiſe und immer ein ſchlechter Beſucher der Collegien, die ich zu verachten ſchiene; übrigens die Verborgenheit faſt gefliſſentlich ſuchend; aber wenn ich unter die Vornehmen und Reichen käme, ſo, als wäre ich beides noch mehr, als ſie; kalt und ſtolz gegen alle Höheren und vorzüglich gegen meine Lehrer und Vorgeſetzten. Kennen Sie mich in dieſem Gemälde? Einige fremde Züge hatte es wohl, wie jedes Bild, weil der Zeichner nicht immer denſelben Geſichtspunkt mag gehabt haben, aber ſehr viel Aehnliches war doch darin. Nur müſſen Sie bedenken, daß damals noch ſehr Vieles tief in mir ſchlief. Ich hatte ſchon damals einen ſo richtigen Takt für das Falſche, Gemeine, Halbe, Verkehrte in allen Dingen, aber das Rechte hatte ich noch nicht gefunden. Die Kunſt und die Frauen kannte ich noch gar nicht. Nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren menſchlichen Weſens gefunden."

Wichtig, um die Schaale ſeines Weſens zu löſen und die verſchloſſene Knoſpe zu öffnen, waren die dritthalb Jahre, welche Schleier-

macher als Hauslehrer bei den Kindern eines Grafen von Dohna auf Schlobitten in Preußen zubrachte, nachdem er die Universität Halle verlassen und noch ein Jahr bei seinem unterdessen auf eine Landpfarre gezogenen Onkel die Einsamkeit seines Studirens fortgesetzt hat. Losgespannt von dem Zwange der strengeren Studien, ohne ihnen ganz zu entsagen, erholte er sich von der brütenden Innerlichkeit seines einsamen und verschlossenen Wesens im Schooße einer gebildeten Familie und im Genusse eines freien geselligen Lebens. „Ein gutgearteter und in mancher Rücksicht psychologisch merkwürdiger Zögling machte zwar nicht schnelle, aber im Ganzen erträgliche Fortschritte, ohne mir Kummer und Unannehmlichkeiten zu bereiten, und eine Schwester, die an dem Unterrichte Theil nahm, gab mir das angenehme, lohnende Schauspiel eines für alle Arten von Kenntnissen höchst empfänglichen weiblichen Geistes; die ganze, zahlreiche Familie beschäftigte mich zwar auf mancherlei Art, so daß mir zum eigenen Studium weniger Zeit übrig blieb, als ich wohl gewünscht hätte; aber sie stellte so viel achtungswerthe und würdige Charaktere auf, daß es mir wahre Freude machte, wenn ich hie und da zu ihrem häuslichen Glücke Etwas beitragen konnte, und daß ich das Vergnügen, Zeuge und Theilnehmer eines hohen Grades von Familienglück zu sein, desto lebhafter genoß, je seltener dieß in Häusern dieses Standes zu finden sein soll." So spricht er sich in dem kurzen Abriß seiner Selbstbiographie aus und in einem Briefe aus jener Zeit lesen wir: „mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrsamkeit zu welken und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist, und das wärmt meine religiösen Gefühle. Dabei lerne ich Geduld und eine Geschmeidigkeit, die aus dem Herzen kommt und in der Dankbarkeit für geselliges Glück gegründet ist; ich lerne mich und Andere kennen, ich habe Muster der Nachahmung und fühle, daß ich ein besserer Mensch werde."

Ein schöner Gewinn dieser Zeit und eine der wohlthuendsten Früchte für Schleiermacher's Herz war die vollständige Aussöhnung seines Vaters mit ihm, deren Zeugniß eine Reihe uns überlieferter Briefe ist. Aus jedem Briefe des Vaters spricht nicht nur die treue väterliche Sorge, sondern auch der Stolz und die Freude über seinen „lieben Fritze", dem er allen Segen Gottes erfleht. Mit dem Vater

iſt eine glückliche Veränderung vorgegangen, bewirkt durch den fortwährenden Briefwechſel mit dem Sohne; das väterliche Gefühl und die geſunde Natur hat über das verkehrte theologiſche Syſtem den Sieg davon getragen. Mit keinem Worte verräth ſich mehr der Mann, der in dem Abfall von den herkömmlichen Sätzen der Kirchenlehre nur Abfall von Gott, Eigendünkel und menſchliches Verderben ſieht; der herrnhutiſche Styl ſeiner Briefe verliert ſich allmälig; ſeine Urtheile werden unbefangener und freier; er ſpricht anerkennend von Kant und empfiehlt dem Sohne das Studium desſelben; die Predigten des Sohnes lieſt er mit großer Begierde und tadelt nur den Mangel an Popularität daran. Wer würde den früheren Glaubenseiferer wiedererkennen, wenn er ihn in einem Briefe an den Sohn das Lob eines Mannes durch die Worte einſchränken ſieht: „freilich ſchwärmt er ein wenig in perſönlicher Connexion mit dem Heiland, iſt aber dabei ehrlich“, oder wenn er ihn über Kant, den Vater des Rationalismus, urtheilen hört: „mich befremden die Urtheile über ſeine „Religion in den Grenzen der Vernunft“ und ſie ſcheinen mir auf einen ſo alten würdigen und moraliſch guten Mann, als wofür ich nach allen Nachrichten Kant halten muß, gar nicht zu paſſen. Ich hoffe, daß, wenn du das Buch geleſen haſt, du dich überzeugen wirſt, der Mann könne es aus keiner anderen als guten Abſicht geſchrieben haben, welches auch ſein hoher moraliſcher Sinn verbürget.“ Seine theologiſchen Anſichten hat er ſchwerlich weſentlich geändert — wenigſtens in den Briefen iſt Nichts darüber zu finden — daran liegt am Ende auch ſehr wenig, aber ſeinen orthodoxen Fanatismus hat er aufgegeben durch den Einfluß, den der Geiſt des Sohnes auf ihn ausübte. Der ſichere, ruhige Gang, den der junge Schleiermacher in ſeiner geiſtigen Entwicklung genommen hatte, das tief religiöſe Gemüth bei aller Freiheit der philoſophiſchen Anſichten, der Adel ſeiner Geſinnung, das ernſte Streben nach Wahrheit und die innere Befriedigung ſeines Weſens, indem ſein Herz ihm ſagte, daß er das Gute und Edle aufrichtig liebe — Das hatte den Vater überwunden und ſein Herz befreit von der Ausſchließlichkeit des alleinſeligmachenden Glaubens. So überwindet die wahre Toleranz, wie ſie der junge Schleiermacher übte, weil ſein religiöſer Glaube naturgemäß aus ſeinem Inneren entſprungen war, den theologiſchen Fanatismus und einigt die durch den Glauben Getrennten durch die Liebe. Wiſſenſchaftlich iſt das altkirchliche Syſtem längſt überwunden, aber es würde auch im Leben

ſchon lange nicht mehr den breiten Raum einnehmen, wenn die neuere Weltanſchauung in den Reihen ihrer Vertreter mehr Schleiermachers oder Märklins*), dagegen weniger Solche aufzuweiſen hätte, welche der ſittlichen Zucht und der vollen Humanität entbehrt haben.

Nicht minder ſchön geſtaltete ſich das Verhältniß Schleiermachers zu ſeiner Schweſter, Charlotte, die in der Brüdergemeinde geblieben war, treu dem Geiſte, in welchem ſie erzogen worden. Aus dem Briefwechſel zwiſchen Beiden tritt uns das leuchtende Bild der reinſten und zarteſten Geſchwiſterliebe entgegen. Ueberall begegnet uns von Seiten Schleiermachers jene rückſichtsvoll ſchonende Liebe, die der Apoſtel Paulus den Starken im Geiſte gegen die Schwächeren empfohlen hat. Der Bruder nimmt an all' den eigenthümlichen Leiden und Freuden, die aus ihrem engeren Lebenskreis ihr erwachſen, den wärmſten Antheil, er ſtört ſie nie ohne Noth in der Ruhe und Befriedigung, die ſie in ihrer engen Welt gefunden, und taſtet ihre eigenthümlichen Gefühle und Vorſtellungen nicht an, aber durch Das, was er ihr mittheilt aus der weiteren Welt des Lebens und Geiſtes, in der er ſich bewegt, weiß er ſie unvermerkt zu ſich zu erheben und ſein Weſen in das ihrige hineinzubilden; er ſorgt nur dafür, daß ſie ihn verſtehen lerne, wie er ſie verſteht, und dadurch erweitert er ihren Geiſt, rückt ſie über den engen Geſichtskreis hinaus, aus welchem man in der Brüdergemeinde die Welt anſchaut, und macht ſie fähig, ſich Alles, was in ihm vorgeht, in ihrer Weiſe ſich anzueignen. Das iſt überhaupt ein hervorragender Zug in Schleiermachers Charakter: jedem Menſchen ſeine Art zu laſſen und nicht anders auf ihn einzuwirken, als durch die freie ungeſuchte Darſtellung Deſſen, was man ſelber iſt. „Das Menſchen hüten und regieren wollen — ſagt er — iſt doch ein gar tiefer und eingewurzelter Fehler. Dagegen freut ſich der Menſch mit Recht Deſſen, was er wirkt durch ſein bloßes Daſein, eingreifend in die freie Entwicklung Anderer, dafür daß das Meiſte verloren geht von Dem, was er abſichtlich wirken möchte durch Anſtrengung ſeiner Kräfte." Auf dieſe Anſicht gründeten ſich auch ſeine Erziehungsgrundſätze. „Man hat, was das innere Leben der Kinder betrifft, Nichts zu thun, als zuzuſehen und nur abzuhalten, daß ſie nicht geſtört werden, und dann wiederum ſie zuſehen zu laſſen

*) Chriſtian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Von David Friedrich Strauß. 1851.

dem Wirken der Liebe und der Regierung des Verstandes um sie her. Was so nicht gut wird, dem ist gewiß auf keinem anderen Wege was Gutes anzuerziehen und etwas Böses auszutreiben." In gleichem Sinne spricht er sich an einer andern Stelle seiner Briefe über das innere sittliche Wachsthum des Menschen aus: „Was kann der Mensch thun, als daß er nur seine eigene Natur durch den Geist immer mehr reinigt und ausbildet? Gewalt braucht er nur dann, wenn er sich vorher hat Gewalt anthun lassen durch irgend ein Verderben. Sonst ist das Werk der göttlichen Gnade in dem Menschen ein stilles, ruhiges Werk, und je vollständiger es von Statten geht, desto natürlicher scheint es und ist auch wirklich so. Nur die Tugend ist ein Kampf, durch die man Fehler besiegt; die, durch welche Jeder seine eigenthümliche Vollkommenheit im Sinn und Geist Gottes erweiset, ist nur ein ruhiges Handeln." Darum erschien ihm der gewaltsame Bußkampf, den die Orthodoxie und der Pietismus von allen Menschen in gleicher Weise fordert, als eine Unwahrheit und das Ausgehen auf Bekehrung in der gewöhnlichen Weise der Frommen, das Proselytenmachen war seiner Natur zuwider.

Daß ihm in dieser Zeit von dem Gebäude des kirchlichen Glaubens noch weit andere Steine wankend geworden sind, als nur die Lehre von der Gottheit Christi und der Bedeutung seines Versöhnungstodes, ist in manchen Briefen aus dieser Periode angedeutet*). Die Sittlichkeit will er von der Glückseligkeit getrennt wissen**); mit dieser Einsicht, die ihm aufgegangen, glaubt er aus dem Jünglingsalter in die männliche Zeit eingetreten zu sein, ähnlich wie Lessing die Zeit des ewigen Evangeliums, da der Mensch das Gute thue um des Guten willen, ohne von der göttlichen Weltordnung noch einen anderen Lohn zu verlangen, als die Zeit der Reife und des Mannesalters bezeichnet hat. Mit dieser Hauptstütze für den gewöhnlichen Unsterblichkeitsglauben ist ihm ohne Zweifel dieser damals schon wankend geworden, obwohl wir noch in einer Predigt aus dem Jahre 1794 lesen: „was wären wir doch, was würde uns alles Gute, dessen wir auf Erden genießen, helfen ohne die tröstliche Hoffnung eines anderen noch besseren Lebens?" Seine damalige Geistesverfassung war diejenige des unbefriedigten, alles menschliche Wissen noch mißtrauisch

*) Vergl. z. B. I. 48.
**) Ebendaselbst S. 54.

prüfenden Skeptikers, welcher ſich über keine von den Fragen, welche das menſchliche Denken beſchäftigen, eine ſichere Anſicht erworben hatte, dagegen in der inneren angeborenen Myſtik, die ihn in keiner Zeit ſeines Lebens verlaſſen hat, und in dem unendlichen Inhalt, den ſie ihm gab, einen feſten Anhalt für ſein Fühlen und Wollen beſaß. „Todt war ich eigentlich damals nicht, aber äußerlich wenigſtens lebte ich gar nicht. Ich glaube nicht, daß es je einen jungen Menſchen gegeben, der weniger an die Zukunft gedacht und doch auch den Augenblick weniger benutzt und genoſſen hätte. Auch an den Wiſſenſchaften verzweifelte ich in der Stille. Ich ſah, wie Alles geiſtlos betrieben wurde, und ſelbſt Kant, den ich eifrig ſtudirte, konnte mir den Glauben nicht benehmen, daß die Philoſophie noch gar nicht auf dem rechten Flecke wäre.“ (I. 237). So beſchreibt er ſelbſt ſeine innere Verfaſſung bald nach ſeinem Abgang von Schlobitten.

II.

Die Sturm- und Drangzeit.

1793—1804.)

Im Jahre 1793 verließ Schleiermacher Schlobitten, das ihm dritthalb Jahre lang ein Paradies geweſen war, und nach einigen ſchnell wechſelnden proviſoriſchen Anſtellungen wurde ihm 1796 die Predigerſtelle an der Charité in Berlin übertragen. Die ſechs Jahre, die er hier zubrachte, ſind die anregendſten und fruchtbarſten für ſeine ganze geiſtige Bildung geweſen. Hier wurde unter der Einwirkung der reichen Bildungselemente, welche damals in dieſer Königsſtadt zuſammenfloſſen, herausgearbeitet, was noch in ihm ſchlummerte; hier lernte er die Kunſt und die Frauen kennen, denen er nach ſeiner eigenen Ausſage am meiſten verdankte: hier wurde nicht bloß ſein Herz noch ordentlicher gepflegt, als früher — wir erinnern uns ſeines eigenen Ausdrucks —, ſondern auch ſein Geiſt von dem kühnen Aufſchwung, welchen gerade damals die äſthetiſche und philoſophiſche Bildung nahm, mit fortgeriſſen.

Man hat dem Ende des 18. Jahrhunderts den bezeichnenden Namen der Sturm- und Drangzeit beigelegt. Nachdem in der zweiten Hälfte desſelben Leſſing dem deutſchen Geiſte die Wege zu einer ſeinem Weſen entſprechenden Erneuerung der Kunſt und Wiſſenſchaft mit klarer Beſonnenheit vorgezeichnet, nachdem hernach Kant die Forderungen der Zeit formulirt und ihre Looſungsworte wiſſenſchaftlich begründet hatte: die Aufklärung, indem der Menſch Nichts für wahr halten ſollte, von deſſen Wahrheit er ſich nicht durch eigene Prüfung überzeugt hätte, den Ruf der Zeit nach Freiheit, den Drang nach freier Selbſtbeſtimmung auf allen Gebieten, indem Kant eben die

Freiheit, die Selbstbestimmung aus seiner eigenen Vernunft heraus für das eigentliche Wesen des Menschen erklärte und daher keine wissenschaftliche, religiöse oder politische Auctorität wollte anerkannt wissen, ehe der Anerkennende ihr selbst die Vollmacht ertheilt hätte — entstand unter dem nachwachsenden Geschlecht ein revolutionäres Stürmen und Drängen; nach der langen Erstarrung, in welcher das todte orthodoxe Kirchenthum, die fremde Sitte, der politische Absolutismus den deutschen Geist gefangen gehalten hatte, entfesselten sich alle seine Kräfte mit Einem Male: der Verstand erhob sich gegen das überlieferte Dogma der Kirche, die frische Empfindung gegen die Tyrannei der Mode, das Herz gegen die conventionelle Sitte, das Genie, die naturwüchsige Kraft des Geistes gegen die starren Regeln, das Gemüth mit seinen verborgenen Tiefen, mit seinem Ahnungs- und Schöpfungsdrang gegen die nüchterne Prosa und Pedanterie des alltäglichen Lebens, gegen die einseitige Herrschaft des Verstandes, die Natur gegen die gemachte und gekünstelte Kultur.

Diese Bewegungen eines sturm- und drangvollen Zeitgeistes haben in Frankreich die Revolution, in Deutschland jene glänzende poetische und philosophische Nationalliteratur zur Reife gebracht, welche mit Recht den Stolz Deutschlands ausmacht, deren höchste Blüthe durch die Namen Schiller und Göthe, Fichte, Schelling und Hegel bezeichnet wird, aber sie haben auch manches Schlimme und Unreife mit sich geführt, welches besonders in derjenigen Erscheinung zu Tage trat, die man mit dem Namen der Romantik zu bezeichnen pflegt. Die Auflehnung des Menschen gegeu die geltenden Regeln der Kunst und die bestehenden Gesetze der Sitte aus dem Rechte seiner Empfindung und seines Herzens heraus — wie leicht führte sie zur Regellosigkeit in der Kunst und zur Zuchtlosigkeit im Leben! Lange nicht alle von diesen Stürmen und Drängern waren so gediegen und tüchtig, um die dunkeln Mächte der Leidenschaft, des Gemüths, der Phantasie, die sie heraufbeschworen hatten, durch die besonnene Klarheit des selbstbewußten und sittlich wollenden Geistes zu bändigen. Viele machten zum Princip der Kunst und Wissenschaft das visionäre, von den Regeln und Gesetzen entbundene Schauen, das seine geistreichen Einfälle und genialen Launen der Welt für Wahrheit anbot, wie wir Das in der Philosophie am Beispiel Schelling's sehen. Und was das ethische Leben betrifft, wie gefährlich lautet bei aller Wahrheit Dessen, was es meint, das Wort, das Jakobi ganz im Geiste dieser Richtung

ausgesprochen hat: „ja ich bin der Atheist und Gottlose, der dem Willen, welcher Nichts will (dem abstracten Moralgesetz), zuwider lügen will, wie Desdemona sterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades, morden will, wie Timoleon, Gesetz und Eid brechen, wie Epaminondas, Tempelraub unternehmen, wie David, Aehren ausrausen am Sabbath auch nur darum, weil mich hungert und das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um des Gesetzes willen; mit der heiligsten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi wegen solcher Verbrechen gegen den Buchstaben des Moralgesetzes das eigentliche Majestätsrecht des Menschen, das Siegel seiner Würde, seiner göttlichen Natur ist." Daraus entstand denn die Ansicht, daß das Genie eine andere Moral habe, als die gemeine bürgerliche, daß der ästhetisch gebildete, vom Baume der Kunst und der Schönheit gesättigte Mensch sich nicht binden lassen könne durch die moralischen Gesetze, denen ordinäre Menschenkinder unterworfen seien. Die Kunst vertrat die Stelle der Sittlichkeit und Religion und man vergaß das Göthe'sche Wort, daß das Schöne das Leben nur zu begleiten, nicht zu leiten vermöge. Das Leben plastisch zu gestalten und schön darzustellen, schien die einzige Aufgabe, abgesehen von jedem sittlichen Gehalt. Und weil man nur Alles schön haben wollte und die Kunst Alles ersetzen und ausfüllen sollte, so verachtete man die Prosa des Lebens, die nüchternen Kulturzwecke, man verhielt sich gleichgültig gegen die kirchlichen (religiösen) und socialen Aufgaben des Volkslebens, und die Literatur, die aus solchen Kreisen hervorging, mußte wegen ihrer vornehmen Höhe vielfach unvolksthümlich werden.

Alle diese Mängel und Einseitigkeiten der neuen Kunstrichtung vereinigten sich, wie in einem Brennpunkt, auf die widerwärtigste Weise in dem Roman „die Lucinde", welche Friedrich Schlegel, der genialste Vertreter der Romantik, gerade um dieselbe Zeit veröffentlichte, als der Prediger Schleiermacher in Berlin verweilte. Die Grundtendenz des Romans ist: an der Lebensgeschichte eines genialen Jünglings Namens Julius, der, nachdem er in planlosem Umherschweifen von allen Blumen genascht hat, zuletzt treu an der Einen Lucinde festhält und mit ihr „den höheren Kunstsinn der Fleischesempfindung" übt, das Recht der sinnlichen Leidenschaft in der Liebe, der naiven Natürlichkeit, des Herzens, der Empfindung darzustellen im Gegensatz gegen die oft sehr unsittliche Anstandsprüderie der Gesellschaft, gegen die

Verbildungen der Kultur und die Vorurtheile des geſelligen Convenienzweſens, gegen die Philiſterei und Pedanterie des moraliſchen Zopfes. Man ſieht: die Tendenz des Romans ſtimmt ganz überein mit Dem, was wir als einen Hauptzug jener befreienden Zeit geſchildert haben. Aber leider iſt die Natur, für welche der Roman ſchwärmt, Frechheit und die ſinnliche Leidenſchaft, deren Berechtigung in der Liebe ſoll dargeſtellt werden, nichts Anderes, als raffinirte Wolluſt; die Liebe wird in dem Buche recht eigentlich proſtituirt. Die öffentliche Meinung verurtheilte natürlich das Buch als ein unſittliches; ſelbſt die Freundin Schlegel's und Schleiermacher's, nachher Gattin Schlegels, Dorothea Veit, erſchrack über das Buch, und das Urtheil, das ſie darüber fällte, iſt, wie Alles, was der Schleiermacheriſche Briefwechſel von ihr enthält, ein Zeugniß ihrer zarten edlen Weiblichkeit. „Was Lucinde betrifft — ja was Lucinde betrifft! Oft wird es mir heiß und wieder kalt um's Herz, daß das Innerſte ſo herausgeredet werden ſoll — was mir ſo heilig war, ſo heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Haſſern preisgegeben. Umſonſt ſucht er mich durch den Gedanken zu ſtärken, daß Sie noch kühner wären, als er.*) Ach es iſt nicht die Kühnheit, die mich erſchreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchſten in offenen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe?“ Feiner hätte der wunde Fleck des Schlegel'ſchen Buches, die Proſtituirung des Geheimniſſes der Liebe, nicht angedeutet werden können.

Wenn wir nun den Antheil Schleiermacher's an der hier geſchilderten Geiſtesbewegung würdigen ſollen, ſo werden drei Punkte in's Auge zu faſſen ſein: ſein Freundſchaftsverhältniß zu Friedrich Schlegel, ſeine „vertrauten Briefe über die Lucinde“, ſeine „Reden über die Religion“.

Mit Schlegel hatte Schleiermacher bald nach ſeiner Ankunft in Berlin einen ſehr innigen Freundſchaftsbund geſchloſſen. Sie wohnten geraume Zeit zuſammen und arbeiteten in zwei an einander ſtoßenden Zimmern und Jeder theilte dem Andern mit, was in ihm gährte und lebte, und zwar Schlegel Anfangs vorherrſchend der Anregende, Schleiermacher der Empfangende; alle die ſtürmiſchen, poetiſchen, künſtleriſchen, philoſophiſchen Beſtrebungen, in welchen der Geiſt eines

*) Es ſind die Reden über die Religion gemeint, an denen Schleiermacher damals arbeitete.

neuen Zeitalters gegen abgeſtandene Geiſtesformen ankämpfte, traten ihm in der Perſon Schlegel's vereinigt und zwar Anfangs noch mit allem Reize der Kindlichkeit und Naivität entgegen. Schleiermacher ſchrieb mit dem friſchen Eindruck der erſten Bekanntſchaft über den Freund: „Er iſt ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, von ſo ausgebreiteten Kenntniſſen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich iſt, bei ſolcher Jugend ſo viel zu wiſſen, von einem originellen Geiſt, der hier, wo es doch ſo viel Geiſt und Talente giebt, Alles ſehr weit überragt, und in ſeinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem Allem vielleicht das Wunderbarſte iſt. Er hat keine ſogenannte Brodwiſſenſchaft ſtudirt, will auch kein Amt bekleiden, ſondern, ſo lange es geht, ſpärlich aber unabhängig von dem Ertrag ſeiner Schriftſtellerei leben, die lauter wichtige Gegenſtände umfaßt und ſich nicht ſo weit erniedrigt, um des Brodes willen etwas Mittelmäßiges zu Markte zu bringen. Mir iſt er von ſehr großem Nutzen; ich kann ihm nicht nur, was in mir iſt, ausſchütten, ſondern durch den unverſiegbaren Strom neuer Anſichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir Manches in Bewegung geſetzt, was vorher in mir ſchlummerte. Kurz: für mein Daſein in der philoſophiſchen und literariſchen Welt geht ſeit meiner näheren Bekanntſchaft mit ihm gleichſam eine neue Periode an." Es war eine rührige, arbeitſame, geiſtesfriſche Zeit für Beide; keine bedeutende Erſcheinung auf dem Gebiete der Kunſt oder Philoſophie blieb ununterſucht; Plato, Spinoza, Kant, Fichte, Schelling wurden mit Eifer, mit eigener ſelbſtſtändiger Betheiligung an der Gedankenarbeit des Jahrhunderts ſtudirt; vereint machten ſich die Freunde an die Ueberſetzung des Plato, die freilich nachher allein auf Schleiermacher's Schultern liegen blieb; in der Zeitſchrift „Athenäum" ſprachen ſie ihre Ideen oft in paradoxer Form, in übermüthiger Polemik gegen das Schwache und Verkehrte aus. Es war ein Sprudeln und Funkenſprühen, und gerade Schleiermacher vermöge der witzigen, ſarkaſtiſchen Ader, die er hatte, erſcheint nach dem Briefwechſel (III.) als Derjenige, der den ſtärkſten Reiz in ſich ſpürte, den drängenden Ideen hie und da durch „Teufeleien", wie ſie's nannten, durch vernichtende Xenien gegen die verkehrten Richtungen in der Literatur Luft zu machen. War ſo der Freundſchaftsbund mit Schlegel tief genug, weil er auf großen, objectiven Intereſſen, auf einer Gleichheit der Beſtrebungen und Geſinnungen beruhte, ſo

erkannte doch Schleiermacher schon frühe den Unterschied seiner geistigen und sittlichen Begabung von derjenigen seines Freundes. Er erklärt (I., 238), daß ihre Gemüther wohl recht für einander seien, aber nur zur gegenseitigen Ergänzung, insofern sie einander nicht ähnlich seien. Was ihm an Schlegel gefiel, das war neben der vielseitigen Empfänglichkeit, neben dem großen, von einem reichen Wissen unterstützten Talente, besonders die Kindlichkeit, Fröhlichkeit und Offenheit seines Wesens; was ihm von Anfang an daran nicht gefiel, Das war die Beimischung, wie er sich ausdrückt, von Leichtfertigkeit, die Heftigkeit in seinen Wünschen und Neigungen, überhaupt der Mangel an strenger sittlicher Zucht. Dieser Mangel stellte sich im Verlauf immer mehr heraus und trat besonders in der Art, wie Schlegel ihre gemeinsame Unternehmung, die Uebersetzung des Plato, betrieb, immer auffallender an den Tag. Gegen das Ende seines Berliner Aufenthalts (1801) sah sich Schleiermacher genöthigt, seinem Freunde sehr ernste Vorwürfe deßwegen zu machen. „Ich bot diesem Werke (der Uebersetzung des Plato) so gerne die Hand, weil ich mich freute, etwas Gemeinschaftliches mit dir zu vollbringen, und nebenbei, weil ich hoffte, die Rücksicht auf diese Gemeinschaft würde dich zu etwas mehr Ordnung und Stetigkeit in der Sache bewegen. Beides ist, wie ich sehe, gar nicht der Fall, du treibst den gewohnten Wechsel zwischen eilfertigen Anstalten und langen Zögerungen, zuversichtlichen Verheißungen an den Verleger und leeren Vertröstungen ebenso ungestört, als ob du allein interessirt wärest. Und mit der Gemeinschaft will es auch nicht viel sagen; auf meine Thätigkeit nimmst du keine Rücksicht u. s. w." Und später klagte Schlegel's Frau in einem Briefe an Schleiermacher: „Friedrich wird das Dichten immer leichter, dafür aber, soll ich leider sagen? das eigentliche Arbeiten und alles Geschäft um so schwerer." Das war der Grundmangel in Schlegel's Natur, der Grundmangel aller dieser Romantiker: die Scheu vor der strengen, nüchternen, selbstverläugnenden Arbeit, vor der Hingabe des Subjects unter die Zucht des Denkens und des Gesetzes; es war ihnen nicht um die Sache, sondern um sich selbst, um den schwelgerischen Selbstgenuß zu thun; daher dieses Versuchen in allen Gebieten, selbst in katholisirenden Neigungen, aber ohne Ausdauer und Stetigkeit, weil die nüchterne, auf die Sache gerichtete Arbeit zu poesielos, zu langweilig war. Dagegen sehen wir bei Schleiermacher jene ächt protestantische Solidität des Denkens und Charakters, die ihn vor den Verirrungen der Romantik

bewahrte, so einig er mit ihren Bestrebungen eine Zeit lang ging, die ihm von Anfang seines Bundes mit Schlegel an eine sittliche Ueberlegenheit über dieſen gab.

Dieſes Urtheil erleidet auch keine Veränderung durch „die vertrauten Briefe über die Lucinde", welche ſo vielfach, allerdings nicht mit Unrecht, angefochten worden ſind. Längſt hatte Schlegel ſeinem Freunde vordemonſtrirt, er müſſe einen Roman ſchreiben; ſeine religiöſen Ideen über die Liebe, Ehe und Freundſchaft ließen ſich nicht anders darſtellen, und mitgetheilt ſollten ſie werden, alſo müſſe er den Roman auch ſchreiben können. Schleiermacher bekannte, er hätte Das ſchon ſeit einiger Zeit als ſeinen Beruf gefühlt, aber er zweifle am Können. Als nun Schlegel wegen ſeiner „Lucinde" unter dem Publikum wie ein Geächteter daſtand, fühlte ſich Schleiermacher gedrungen, die Ehre des nach ſeiner Anſicht verkannten und mißdeuteten Freundes zu retten und die Tendenz des berüchtigten Buches in einem vortheilhafteren Lichte zu zeigen und ſchrieb anonym Briefe über die Lucinde, in welchen er einen Theil von den Gedanken niederlegte, welche den Inhalt des Romans hätten ausmachen ſollen. Wenn man die Beſchaffenheit dieſer Briefe und die Verhältniſſe, unter denen ſie entſtanden ſind, genau erwägt, ſo wird man es zwar einen ſchweren Mißgriff nennen, daß Schleiermacher die Betrachtungen über Liebe, Schamhaftigkeit, Anſtand u. ſ. w., welche er in dieſen Briefen anſtellt, an Schlegel's Lucinde angeknüpft hat, aber man wird darin mehr eine Verirrung des äſthetiſchen, als des moraliſchen Urtheils ſehen. Einmal war es der Freund, aus deſſen Hand er die „Lucinde" bekommen hatte, der ihm in ſeinem bisherigen Umgange das Beſte, was in ihm war, gezeigt hatte — wie denn der Briefwechſel Schlegel's mit Schleiermacher jenen auch in ſittlicher Beziehung in einem weit vortheilhafteren Lichte zeigt, als man ſich gewöhnt hat, ihn zu ſehen —, der Freund, den er von ſeiner günſtigſten Seite kennen gelernt hatte, deſſen tiefſte Geſinnung und Geiſtesrichtung er beſſer kannte, als Diejenigen, welche nach dem Eindruck des Buches über die ſittliche Geſinnung des Schriftſtellers urtheilten. Er hatte in Schlegel eine hohe ſittliche Natur erkannt, einen Mann, der die ganze Welt und zwar mit Liebe im Herzen trägt (I., 320), wenn er auch die Gefahren in deſſen geiſtiger und gemüthlicher Anlage frühe ahnte. Von einem Sittlichen kann nichts Unſittliches kommen, ſchloß er; daher betrachtete er das Buch rein vom künſtleriſchen Standpunkt aus, als einen Verſuch, wie weit

es gelingen möchte, auch die sinnliche Seite der Liebe künstlerisch darzustellen, als eine „Theorie über den Umfang der poetischen Darstellung", wie er sich ausdrückt (III., 282), ähnlich wie wir uns an dem Bilde eines niederländischen Malers ergötzen, der uns mit den schmeichelnden Reizen seiner Kunst einen Haufen betrunkener Bauern vor Augen stellt, ohne daß wir deßwegen die Trunkenheit für eine Tugend oder den Künstler für einen Freund dieses Lasters hielten. Mit diesem Gesichtspunkt, von welchem Schleiermacher das Buch seines Freundes auffaßte, ist ein anderer nahe verwandt, den er gleichfalls selbst angedeutet hat (III., 282): „gegen viele deutsche und französische Dichter, die Niemand verketzert und beschimpft, kommt mir mein Freund vor, wie ein Künstler, der eine unbekleidete Venus malt, gegen morgenländische Sultane, welche üppige Tänze in Gegenwart der Jugend von lebendigen Personen aufführen lassen". Er urtheilte nach dem Erfahrungssatze, daß die nackte Darstellung der Sinnlichkeit oft das Zeichen einer gesunden, naturkräftigen Sittlichkeit, während die verblümte Verhüllung immer ein Zeichen einer unkeuschen, verdorbenen Phantasie ist. „Je verdorbener die Sitten sind, desto abgemessener werden die Worte; man will durch die Sprache wieder gewinnen, was man an Tugend verloren hat", sagt Voltaire ganz richtig. Dieser Gesichtspunkt muß bei Schleiermacher vorgewaltet haben, wenn er die Erklärung abgab: „unsittliche Nebenabsichten oder unwillkürliche Ausbrüche innerer Unsittlichkeit habe ich für meinen Theil in der Lucinde nicht gefunden" (III., 282). Endlich faßte Schleiermacher, principiell, wie er war, nur die Grundtendenz des Romans in's Auge. Im Einzelnen gefiel ihm lange nicht Alles; gleich beim ersten Erscheinen des Buches erklärte er: „mit der Lucinde werden wir unsere liebe Noth haben" und nachher nannte er die Lucinde ein „Buch, welches man nicht, ohne wieder ein Buch zu schreiben, gründlich vertheidigen könnte und welches er auch nicht ganz vertheidigen möchte, weil es neben vielem Lobenswürdigen und Schönen Manches enthalte, was er nicht billigen könne." Daß Schlegel Schleiermacher's Verhältniß zu den Frauen nicht verstanden habe, ging diesem aus mehreren Stellen der Lucinde klar hervor (I., 239). Aber die Grundtendenz des Buches, wie wir sie oben geschildert haben, hielt er aufrecht und diese ergänzte und rechtfertigte er in den Briefen, die er darüber schrieb. „Was in diesen Briefen bestritten wird — sagt Dr. W. Gaß — hat Schleiermacher niemals bereut, bestritten zu haben, noch sich geschämt, als

Gegner eines oberflächlichen und oft eitlen Tugendscheines aufgetreten zu sein."

Wir sehen: es war ein Sturm und Drang gährender Elemente, in deren Strudel der jugendliche Schleiermacher hineingerissen wurde, und „der Mensch irrt, so lang er strebt"; aber nie hat er die sittliche Selbstbeherrschung verloren, und die gefährlichen Fluthen, von denen er sich treiben ließ, haben ihn aus der sicheren Stellung eines wohlgeordneten Gemüthes nicht verdrängen können. Schön und kräftig spricht sich dieses hohe Gefühl innerer sittlicher Würde in den Worten aus, mit welchen er seinen Umgang mit Schlegel gegen Hofprediger Sack zu rechtfertigen sich genöthigt sah: „Nie werde ich der vertraute Freund eines Menschen von verwerflichen Gesinnungen sein, aber nie werde ich aus Menschenfurcht einem unschuldig Geächteten den Trost der Freundschaft entziehen, nie werde ich meines Standes wegen, anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der Anderen vorschwebt, leiten lassen. Einer solchen Maxime zufolge würden ja wir Prediger die Vogelfreien sein im Reiche der Geselligkeit; jede Verläumdung gegen einen Freund, wenn sie gut genug ersonnen war, um Glauben zu finden, könnte uns von ihm verbannen. Vielmehr ist das Ziel, welches ich mir vorgesetzt habe, dieses: durch ein untadelhaftes, gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverschuldeten üblen Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, sondern vielmehr von meiner Freundschaft für sie ein vortheilhaftes auf ihren Ruf."

Noch am Schluß des Jahres 1802, nach einer fünfjährigen Dauer ihres durch manche Stürme hindurchgegangenen Freundschaftsverhältnisses schildert Schleiermacher seine Stellung zu Schlegel mit Worten, die für den Adel seiner Gesinnung zu bezeichnend sind, als daß wir sie übergehen dürften: „J. (Henriette Herz), Das weiß ich wohl, stößt sich an der großen Verschiedenheit unsrer Sinnesart, an seinem heftigen rauhen Wesen, an Allem, was im geselligen Leben unangenehm an ihm auffällt, an dem oft an Unredlichkeit grenzenden Leichtsinn, mit welchem er äußere Verhältnisse behandelt, und an Allem, was aus dem innern Stolz und Uebermuth seines Herzens hervorgeht. Allein Das sind ja nur äußere Erscheinungen, freilich sehr abweichende von den Erscheinungen meines Wesens; aber mit dieser Abweichung muß eben unsre innere Verschiedenheit nicht nothwendig in gleichem

Verhältniſſe ſtehen. Ich gebe zu, daß auch dieſe allerdings ſehr groß iſt. Es gehört aber zur Freundſchaft gar nicht eine ſo große Aehnlichkeit des Charakters. Ich habe den Mittelpunkt ſeines ganzen Weſens, ſeines ganzen Dichtens und Trachtens, nur als etwas ſehr Großes, Seltenes und im eigentlichen Sinne Schönes erkannt. Ich weiß, wie damit und mit ſeiner ohne Zerſtörung eines Theils nicht abzuändernden Lage gegen die Welt Alles, was fehlerhaft, widerſprechend und unrecht an ihm erſcheint, ſehr natürlich zuſammenhängt; ich muß und kann alſo gegen dieſe Dinge, weil ich ſie beſſer verſtehe, weit duldſamer ſein, als Andere; ich kann nicht anders, als das Ideal lieben, das in ihm liegt, ohnerachtet es mir noch ſehr zweifelhaft iſt, ob es nicht eher zertrümmert wird, als er zu einer einigermaßen harmoniſchen Darſtellung desſelben in ſeinem Leben oder in ſeinen Werken gelangt; mir aber ſchwebt das große und wirklich erhabene Bild ſeiner ruhigen Vollendung immer vor. Wie könnte ich alſo anders, als gerade die Freundſchaft für ihn haben, die ich habe? ihm jeden Stein, wenn ich kann, aus dem Wege heben, alle ſeine Entwürfe mit Liebe und Theilnahme umfaſſen, ihm zur Ausführung derſelben alle meine Kräfte leihen, ſoweit er ſie brauchen kann, und ihn mit aller Vorſicht bisweilen ſich ſpiegeln laſſen in dem Bilde, das von ihm in mir entworfen iſt. Mir iſt er durch ſein Daſein heilſam genug, ſo daß es mir gar nicht einfallen kann, ihn noch für mich zu etwas Anderem und Einzelnen gebrauchen zu wollen, und in wie weit ich mich ihm eröffnen kann und ſoll, Das mißt ſich von ſelbſt ab nach der Wirkung, die ſich davon vorausſehen läßt. Er hat zeitig Vieles an mir geahndet, mein eigentliches Weſen aber wohl ſpäter erkannt; ich weiß, daß er es im Ganzen liebt und ehrt und daß es unnöthig iſt und gar nicht in ſeinen Gang hineingehört, ihn mit allen einzelnen Anſichten desſelben aufzuhalten" (I., 349).

Aber die bedeutendſte und reichſte Frucht dieſer Sturm- und Drangzeit waren für Schleiermacher ſeine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern". Sie ſind nicht nur ein leuchtendes Denkmal ſeiner Geſinnung und Gemüthsſtimmung in jener Zeit, ſondern ſie bezeichnen auch den eigenthümlichen Beitrag, den er, nun nicht mehr nur empfangend, ſondern ſchöpferiſch eingreifend, an die Geiſtes- und Gedankenarbeit des gährenden Jahrhunderts abgeben ſollte: nämlich in einer Zeit, die überall nach neuen Anfängen ſuchte und den ganzen Menſchen

in der harmoniſchen Ausbildung aller ſeiner Kräfte zur Geltung bringen wollte, auch der Religion ihren Platz aufzufinden im innerſten Weſen der Menſchennatur und die erfriſchenden Ströme des allgemeinen Geiſtesaufſchwungs auch in ihre faſt ausgetrockneten Kanäle zu leiten. Die Religion war nämlich von dem 18. Jahrhundert höchſt ſtiefmütterlich behandelt worden. Der gewaltige Herrſcher dieſes Jahrhunderts war der Verſtand geweſen; was er mit ſeiner Elle nicht meſſen konnte, verwarf er unerbittlich als Unſinn und Aberglauben; was ſich nicht bis auf den letzten Reſt in klare Begriffe der Reflexion auflöſen ließ, das war für ihn nicht da; darum fehlte ihm der Sinn für die Religion, die eben in den unergründlichen Tiefen der Phantaſie und des Gemüthes wurzelt, und was der ſo geartete Zeitgeiſt in den offiziellen Vertretern der Religion, in den Dienern der Kirche, noch als Religion pflegte und hegte, das waren einige farbloſe, abſtracte Begriffe der Vernunft und Moral, vermiſcht mit einigen übernatürlichen Zuſätzen, welche der Verſtand noch zur Noth plauſibel zu machen vermocht hatte. Was Wunders, daß die gegen das Ende des Jahrhunderts unter ſo viel Sturm und Drang ſich erhebenden Mächte des Gemüths und der Phantaſie, indem ſie ſich gegen die ausſchließliche Herrſchaft des nüchternen und platten Verſtandes auflehnten, auch die Religion verachteten, die ihnen vorläufig nur in dieſer Verſtandesform entgegentrat? Als der Redner über die Religion ſich anſchickte, ſeine zündenden Blitze in ſeine Zeit zu werfen, war es ſo weit gekommen, daß die Gebildeten der Nation im Allgemeinen als Verächter der Religion angeredet werden durften; er durfte es ausſprechen: „zwar ſchon von Alters her iſt der Glaube nicht Jedermanns Ding geweſen und immer haben nur Wenige die Religion gekannt, indeß Millionen auf mancherlei Weiſe mit den Umhüllungen ſpielten, die ſie ſich lächelnd gefallen läßt; aber jetzt zumal iſt das Leben der Gebildeten ferne von Allem, was ihr auch nur ähnlich wäre.“ Unter den Verächtern der Religion zu ſeiner Zeit verſtand er daher ſowohl die Vertreter jener Verſtandesrichtung, welche, weil die überlieferten Vorſtellungen der Religion ihnen unhaltbar geworden waren, die Religion ſelbſt belächelten und ſie erſetzten allenfalls durch die Moral, als die Anhänger jener ſchönſeligen romantiſchen Geiſtesrichtung, welche die Religion verdrängte durch die Poeſie und Gefahr lief, den ſittlichen Gehalt des Lebens zu verlieren, indem ſie nur deſſen Oberfläche glättete und den ſchönen Genuß an die Stelle der ſittlichen That

ſetzte. In dem neu erwachten Geiſtesfrühling voll Knospen und Blüthen aller Art auch der Religion als einer Blüthe des menſchlichen Geiſtes von ganz eigener Art und Bildung ihre Stelle zu ſichern, ſie durch eine genaue Unterſuchung ihres Weſens abzugrenzen gegen andere Gebiete, beſonders bei dem damaligen Sturme philoſophiſcher Meinungen ihre Unabhängigkeit von Metaphyſik und Dogmatik, von Theologie und Philoſophie recht darzuſtellen und zu begründen — das war die eigentliche Aufgabe, welche Schleiermacher zugefallen war, das der Endzweck ſeiner „Reden".

Was iſt die Religion? „Die Religion iſt das unmittelbare Bewußtſein von dem Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieſes ſuchen und finden in Allem, was lebt und ſich regt, in allem Werden und Wechſel, in allem Thun und Leiden, und das Leben ſelbſt in unmittelbarem Gefühl nur kennen und haben als dieſes Sein, das iſt Religion. Sie iſt ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, habend und beſitzend Alles in Gott und Gott in Allem."

Wir wollen dasjenige, was Schleiermacher in ſeinen Reden mit großer Beredtſamkeit, mit einem dithyrambiſchen Schwung einer oft ſchwerverſtändlichen, geheimnißvollen Redeweiſe als das Weſen der Religion bezeichnet, an einigen Beiſpielen anſchaulich machen, indem wir uns von ihm die Frage beantworten laſſen: wer iſt fromm? Fromm iſt nach Schleiermacher das Thun des Naturforſchers, der, indem er die einzelnen Erſcheinungen des Naturlebens unterſucht und durch unermüdliche Forſchung einen immer größeren Wiſſensſtoff aufſpeichert, doch mit ſeinem Intereſſe nicht an den einzelnen Erſcheinungen, nicht an dem Stoffe hängt, ſondern an dem Sein dieſes Endlichen im Unendlichen, an der Stelle, welche jeder einzelnen Erſcheinung in der einmüthigen Ordnung des Univerſums zukommt, an dem Weltgedanken, der ſich in allem Gewordenen verkörpert hat, an dem Lebenshauch des unendlichen ſchöpferiſchen Geiſtes, der in Allem zu verſpüren iſt. Fromm wird das Thun des Geſchichtsforſchers ſein, welcher ſich nicht begnügt, die Begebenheiten der Menſchengeſchichte äußerlich an einander zu reihen und aufzuzählen, ſondern in dem Vielen das Eine erkennt, das Walten des Weltgeiſtes, und ſeinem Wirken mit freudiger Demuth zuſchaut, wie er in allem Gewirre menſchlicher Leidenſchaften und ſelbſtſüchtiger Intereſſen ſeine ewigen

Gedanken verwirklicht und alles Einzelne zum Mittel und Werkzeug seines Reiches macht. Fromm wird der Philosoph sein, welcher dem Einklang des Universums, von dem er im innersten Gemüth, in heiligem Schauen erfüllt ist, in ernster Gedankenarbeit nachgeht und in der Erkenntniß des Weltgesetzes und in der Liebe zu ihm die schönste Befriedigung seines Lebens findet. Fromm wird der Künstler sein, welcher, trunken von dem Anschauen der Idee, von dieser aus den Dingen Maß, Gestalt und Ordnung giebt. Von diesem Standpunkt aus erklärt Schleiermacher folgerichtig jede richtige Auffassung der Welt für religiös. Die Religion ist zwar kein Wissen oder Erkennen, sonst müßte, je mehr Einer wüßte, er um so frömmer sein, sonst wäre die Religion nur das Eigenthum von einigen wenigen Begünstigten, sondern in der Religion nimmt der Glaube, das unmittelbare Gefühl schon voraus, was das Erkennen und Wissen erst durch eine lange Reihe von Vermittlungen, durch Untersuchungen über das Wesen des einen Endlichen im Gegensatz zum anderen und über das Verhältniß der höchsten Ursache zu allem Dem, was zugleich Ursache ist und Wirkung, finden will; aber doch ist „die Betrachtung für die Religion wesentlich, und wer in zugeschlossener Stumpfsinnigkeit hingeht, wem der Sinn nicht offen ist für das Leben der Welt, der kann auch nicht fromm sein; jeden wahrhaft Wissenden — und ein solcher ist ja nur der, der im Einzelnen und Mannigfaltigen überall das Eine sucht und liebt — werdet ihr andächtig finden und fromm, und wo ihr Wissenschaft sehet ohne Religion, da glaubet sicher, sie ist entweder nur übergetragen und angelernt, oder sie ist krankhaft in sich selbst, wenn sie nicht gar jenem leeren Scheine angehört, der gar kein Wissen ist, sondern nur dem Bedürfniß dient.“ Wie aber jeder wahrhaft Wissende fromm ist und andächtig, so kann auch kein Frommer unwissend sein oder im Irrthum. Die Religion hat es ja nicht, wie das Wissen und Erkennen, zu thun mit der Massenhaftigkeit des Stoffes, mit einer größeren oder geringeren Anzahl von einzelnen endlichen Erscheinungen, die in ihrem Verhältniß zu einander und zum Ganzen betrachtet werden, sondern sie ist ein unmittelbares, auf Einen Schlag vorhandenes Berührtwerden im innersten Gemüthe von der Harmonie des Universums, von dem Sein alles Endlichen in Gott. Ahnst du das Weltgesetz auf dem kleinsten Punkte, den du mit deiner Welterkenntniß überschauen kannst, so hast du die Wahr-

heit und bist sicher, sie in allen Gebieten der Welt wieder zu finden, zu welchen dich deine Erkenntniß noch führen würde. Bist du fromm, so hast du die Wahrheit und kannst nicht im Irrthum sein.

In ein ähnliches Verhältniß, wie zum Wissen und Erkennen, setzt Schleiermacher die Religion zum Wollen und Handeln. Die Religion ist ihrem ursprünglichen Wesen nach kein Wollen und Handeln; die Religion hat eine Seite, die nicht im Willen wurzelt oder auf ein eingreifendes Handeln auf die Welt abzielt, so das Gebet, die Andacht, die Gefühle der Liebe, der Demuth, der Freude, der Reue, welche schon die Alten treffend Pietät nannten und unmittelbar zur Religion rechneten; sie bewegt sich nicht bloß im Gebiete der Freiheit, wie die sittliche Thätigkeit unsers Willens, sondern ebenso sehr im Gebiete der Nothwendigkeit; sie ist nicht nur ein Eingreifen in das Ganze der Welt, sondern auch ein Sichbewegenlassen von dem Ganzen; sie ist nicht nur ein Handeln, sondern auch ein Leiden. Aber ohne Religion giebt es gleichwohl ebenso wenig eine wahre Sittlichkeit, als ein Frommer zugleich unsittlich sein kann. Die Religion als das Gefühl der Gegenwärtigkeit Gottes im innersten Gemüthe ist der heilige Feuerheerd, von welchem der Wille seine Glut, seine Begeisterung, seine Impulse holen muß; sie lehrt uns, alle Gebiete des zeitlichen Lebens, welche unserer sittlichen Thätigkeit zur Bearbeitung angewiesen sind, unser häusliches und geselliges Leben, unseren Beruf und unsere Erholung, Staat, Kunst und Wissenschaft u. s. w. als etwas Heiliges zu behandeln, indem wir Alles beziehen auf den höchsten göttlichen Zweck unseres Lebens und es auffassen in dem Zusammenhang, in welchem Jedes sich einreiht in den Organismus des Gottesreiches. So alle Gebiete und Verhältnisse des endlichen Lebens nach ihrer ewigen Bedeutung behandeln und die Natur durch den Geist verklären, das heißt: ewig sein mitten in der Zeitlichkeit und unendlich mitten im Endlichen, und das ist nach Schleiermacher das Wesen der Religion, aber zugleich auch der wahren Sittlichkeit. Darum keine Sittlichkeit ohne Religion, aber auch keine Frömmigkeit, die zugleich unsittlich sein könnte, wie dieß Schleiermacher in seinen Reden bestimmt genug erklärt*).

*) In seiner 20 Jahre später erschienenen Glaubenslehre hat Schleiermacher den zweiten Theil des obigen Satzes widerrufen und behauptet, daß aus der Religion auch unsittliche Handlungen entspringen können. Hat er hier die Religion zu eng

Wir ſehen: Schleiermacher rechnet zur Religion Vieles, was man vorher zu derſelben zu rechnen nicht gewöhnt geweſen war, aber ebenſo eigenthümlich iſt es dieſen Reden über die Religion, daß ſie Vieles nicht zu derſelben rechnen, was man ſonſt allgemein als ihr weſentlich angeſehen hatte. Sie ſcheiden auf's Beſtimmteſte das ewige, ſich gleich bleibende Weſen der Religion von den ſtets ſtreitigen, ſtets wechſelnden Fragen und Formen der Theologie, Philoſophie und Kritik, mit denen es bisher immer verwickelt geweſen war; ſie machen die Religion unabhängig von der Dogmatik, das Glaubensleben von der Glaubenslehre. Iſt die Religion nur das Sein alles Endlichen im Ewigen, ergriffen im innerſten Gemüthe durch ein inneres Schauen, durch eine Intuition, durch das unmittelbare Gefühl, das Beſtimmtwerden des perſönlichen Lebenszuſtandes durch die im Inneren als gegenwärtig gefühlte Gottheit, ſo hat ſie zunächſt Nichts zu ſchaffen mit den je nach dem allgemeinen Bildungszuſtand der Individuen und Zeiten ſtets wechſelnden Vorſtellungen, welche der Verſtand über das Weſen, über die nähere Beſchaffenheit Gottes und über die damit zuſammenhängenden Fragen ſich bildet, welche in das Gebiet der Theologie und Philoſophie gehören. Jeder Fromme, wie beſchränkt auch ſeine Begriffe von Gott ſein mögen, denkt ſich doch Gott als dasjenige Weſen, das die Mängel und Schranken der eigenen Endlichkeit ausfüllen und gutmachen ſoll, alſo als das ewige, ſchrankenloſe, in ſich vollendete Weſen, und nur die Freudigkeit, mit welcher er ſich dem Wirken dieſes Weſens anvertraut, die Sicherheit, mit der er alles Endliche auf dieſes bezieht und alle perſönlichen Lebenszuſtände in Freude und Leid ihm unterwirft, nur die Innigkeit und Gleichmäßigkeit der Hingebung bildet das Maß der Frömmigkeit. Darum kann der Heide ſo fromm ſein, als der Chriſt, und der

gefaßt, ſo finden ſich in den Reden mehrere Aeußerungen, durch welche in unberechtigter Weiſe und im Widerſpruch mit den in denſelben herrſchenden Grundanſchauungen die Sittlichkeit zu eng und zu niedrig gefaßt wird. Wenn in der Sittlichkeit das innere Motiv des Handelns und die äußere Handlung nicht getrennt werden können, ſo ſieht man nicht ein, wie es eine Sittenlehre ſollte geben können, welche für die Gefühle der Demuth, der Reue u. ſ. w. keinen Platz hätte, wie Schleiermacher erklärt. Vielmehr iſt in dem Prozeß unſeres ſittlichen Lebens Nothwendigkeit und Freiheit, das Eingreifen in die Welt und das Sichbewegenlaſſen von dem Ganzen der Welt, das Beſtimmtwerden durch Gott und das Sichſelbſtbeſtimmen aus der Freiheit, Sammlung, Andacht, Gebet und praktiſche Lebensarbeit, alſo Religion und Sittlichkeit immer unabtrennbar verbunden.

Katholik ſo fromm, als der Proteſtant. Dieſe Unabhängigkeit der Religion nach ihrem heiligſten innerſten Weſen von den theologiſchen und wiſſenſchaftlichen Anſichten hatte Schleiermacher an ſich ſelber erfahren. Als Schleiermacher ſeine Reden niederſchrieb, waren „der Gott und die Unſterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge längſt entſchwunden", und doch bezeugt er von ſich: „Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in deſſen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verſchloſſene Welt vorbereitet wurde, in ihr athmete mein Geiſt, ehe er noch ſein eigenthümliches Gebiet in Wiſſenſchaft und Lebenserfahrung gefunden hatte; ſie half mir, als ich anfing, den väterlichen Glauben zu ſichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen vom Schutte der Vergangenheit: ſie leitete mich abſichtslos in das thätige Leben; ſie zeigte mir, wie ich mich ſelbſt mit meinen Vorzügen und Mängeln*) in meinem ungetheilten Daſein heilig halten ſolle und nur durch ſie habe ich Freundſchaft und Liebe gelernt."

Hatte Schleiermacher in Barby ſich an dem am Kreuze erblaßten Gott geſtoßen, ſo war ihm ſeitdem der perſönliche Gott überhaupt verſchwunden und blieb ihm verſchwunden; in der Vorſtellung Gottes als eines beſonderen, wenn auch in der Welt thätigen, doch von ihr wieder abgeſondert exiſtirenden einzelnen Weſens ſah er einen Widerſpruch, den das Denken nicht ertragen könnte. Alles, was in der Welt geſchieht, geſchieht nach Schleiermacher nicht durch das Eingreifen eines von der Welt geſondert exiſtirenden Weſens in den Weltlauf, ſondern fließt aus dem Zuſammenhang der natürlichen Geſetze und Ordnungen, der von Ewigkeit her in der Welt angelegt iſt; Gott thut nie Etwas, was nicht aus dem Zuſammenhang der von Gott ewig begründeten Ordnungen und Geſetze von ſelbſt gefloſſen wäre. Wie er es in einer ſpätern Predigt ausgedrückt hat: „Gott iſt außer allem Mittel und Gelegenheit der Zeit; er beſchließt Nichts und thut Nichts erſt in dieſem und jenem Augenblick und er wird alſo auch niemals Etwas thun; aber alles Zeitliche geſchieht nur ſo und in dem Zuſammenhang, wie er es auf ewige Weiſe gewollt und geordnet hat. So kommt Alles von ihm her; ſo fließt Alles aus derſelben

*) Mängel hier nicht im Sinne ſittlicher Fehler, ſondern der nothwendigen Schranken, welche jeder Individualität anhängen, welche dieſer eben die von allen anderen unterſchiedene Eigenthümlichkeit verleihen.

Quelle und Fülle seiner ewigen Allmacht und Liebe; so ist Alles nur aus seinem Willen und durch seinen Willen begreiflich und der ist die ewige Kraft, welche alle Dinge trägt und Alles leitet. Aber es ist bei ihm wie kein Wechsel zwischen Licht und Finsterniß, so kein Wechsel von Thätigkeit und Ruhe, kein Wechsel der Zeiten und Verhältnisse, Alles ist in ihm und Alles ist in ihm nur ewig." Daher kann es nach Schleiermacher keine Wunder geben, keine Erscheinungen, die nicht aus dem natürlichen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen abzuleiten wären, welcher das Weltganze ausmacht und in welchem sich der ewige Gotteswille verwirklicht, keine Begebenheiten, welche zu ihrer Erklärung außer den natürlichen Ordnungen und Gesetzen der Welt noch eines besonderen, in der Form eines zeitlichen Aktes auf sie eingreifenden Willens bedürften. Mit dieser Weltansicht verträgt sich auch jene Einwirkung eines endlichen Wesens auf Gott nicht, wie sie in der gewöhnlichen Ansicht vom Gebet vorausgesetzt wird, wornach um des Betenden willen durch ein unmittelbares Eingreifen Gottes in den Weltlauf äußere Erfolge herbeigeführt werden sollen, die sonst nicht eingetreten wären. Wenn Alles im göttlichen Willen begründet ist, nur sofern es im Naturzusammenhang begründet ist, wenn Gottes Thätigkeit nur in der Gesammtheit des endlichen Seins und der natürlichen Welturſachen erscheint, so kann von einem durch einzelne zeitliche Akte und besondere Eingriffe erfolgenden Handeln Gottes auf die Welt natürlich nicht die Rede sein.

Diese Ansicht über das Verhältniß Gottes zur Welt, welche Schleiermacher in den Reden vortrug, hat er nie geändert und nur an Einem, freilich sehr entscheidenden Punkte, in seiner Ansicht über die Person Christi, ist er derselben später, wie wir sehen werden, untreu geworden.

Wie der Gott, so war auch die Unsterblichkeit der kindlichen Tage zur Zeit der Reden vor dem zweifelnden Auge verschwunden. In die Unsterblichkeit in dem Sinne einer Fortdauer des Individuums nach dem Tode konnte sich Schleiermacher nicht finden; er rechnete diesen Glauben so wenig zum Wesen der Religion, daß er eher geneigt war, denselben aus der Selbstsucht des Individuums, dem es um Erhaltung seiner zeitlichen, vergänglichen Erscheinung mehr zu thun sei, als um das Ewige, also aus irreligiösen Motiven abzuleiten; dagegen „mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick" war ihm die einzig

wahre Unsterblichkeit, welche die Religion kennt und verleiht. Auch diese Ansicht hat Schleiermacher im Grunde sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wir werden selbst in den Predigten aus seiner reiferen Periode nie finden, daß er für die Lösung irgend eines sittlichen oder religiösen Problems das Fortleben des Individuums nach dem Tode zur Hilfe zu nehmen sich veranlaßt fand; es sind überall nur die natürlichen und sittlichen Ordnungen der diesseitigen Welt, wie sie im ewigen Willen Gottes begründet sind, welche zu erkennen er bestrebt ist. Auberlen*) hat Recht, wenn er sagt: „nicht bloß das Denken, sondern auch die Frömmigkeit Schleiermachers zeigt sich durchzogen vom Diesseitigkeitsgeiste der Zeit." Wenn er noch im Jahre 1807 einer Freundin, die ihm den Tod ihres Gatten anzeigte mit der Bitte, ihre Zweifel über das Fortleben desselben nach dem Tode und über das Wiedersehen zu lösen, erklärte, daß die Zweifel, welche sie zerstreut wissen wollte, nichts Anderes seien, als die Bilder der schmerzlich gebärenden Phantasie, welche sie von ihm befestigt wünsche, daß es zwar für den Geist keinen Tod gebe, daß aber die persönliche Form, in welcher der Geist in den Individuen sich verkörpere, nur die vergängliche Erscheinung, nicht das Wesen des Geistes sei (II., 85), wenn er noch im Jahre 1829 am Grabe seines Sohnes Nathanael diese Welt als diejenige bezeichnet, welche durch das Leben des Erlösers verherrlicht und zu einer unaufhaltsam weiteren Entwicklung alles Guten und Göttlichen geheiligt sei, oder, wie er sich sonst ausdrückt, welche durch die Verwirklichung der Vernunft in der Natur, durch die Einwirkung des Geistes auf das Fleisch zu einem Gottesreich verklärt werden soll, so werden wir nicht zweifeln können, wohin der Schwerpunkt seines Geistes gefallen sei. Wenn er hingegen in seiner christlichen Glaubenslehre, nachdem er gezeigt hat, daß aus dem Gottesbewußtsein der Unsterblichkeitsglaube sich nicht ableiten lasse, daß es ebenso einen frommen Unglauben an die Unsterblichkeit, wie einen unfrommen Glauben an dieselbe geben könne, daß mit der Läugnung der Unsterblichkeit die höchste Reinheit und Geistigkeit des Lebens vereinbar sei, daß sich der Gedanke einer jenseitigen Vollendung der Kirche und des Individuums in unauflösliche Widersprüche verwickle, wenn er trotz dieser Erklärungen die Fortdauer des Individuums nach dem Tode auf die zwei Gründe stützt, die in seinem System

*) Schleiermacher, ein Charakterbild von Dr. C. A. Auberlen. Basel 1854.

nicht den geringſten Anhaltspunkt finden und auch an und für ſich die ſchwächſten ſind, die Jemand für eine ſo eingreifende Frage beigebracht hat, nämlich daß wir die Perſon Chriſti doch nothwendig unſterblich denken müſſen und daß wir den Ausſprüchen Chriſti über das Jenſeits den Glauben nicht verſagen dürfen, ſo werden wir darin nur eine neue Beſtätigung finden für die Anſicht, daß das Fortleben des Individuums nach dem Tode ſich mit Schleiermachers philoſophiſcher Anſchauung von dem Verhältniß Gottes zur Welt nicht vertrug und daß er auch in dieſem Punkte im Weſentlichen auf dem Standpunkt der Reden ſtehen geblieben iſt. Für eine Frage, an welcher ſein Denken und ſeine Frömmigkeit ein tieferes Intereſſe genommen hätte, wäre Schleiermacher wahrlich der Mann geweſen, Gründe von anderem Gewicht in das Feld zu führen, als die beiden genannten.

Wir haben uns das allgemeine Weſen der Religion und ihre Unabhängigkeit von Philoſophie und Theologie von Schleiermacher ſchildern laſſen; wir müſſen aber noch ein Weiteres hinzunehmen, um ſeine Anſicht über die Religion ganz kennen zu lernen. Da die Religion eine Erregung des innerſten Gemüthes durch die Berührung mit dem Unendlichen, gleichſam das Seelenleben in ſeinem innerſten Grunde iſt, ſo giebt es keine allgemeine Vernunft- oder Naturreligion, wie die Deiſten und Rationaliſten geträumt hatten; dieſe wäre nur ein dürftiger Auszug, den der Verſtand durch eine Vergleichung aller Religionen als eine Summe von einigen allgemeinen, in allen wiederkehrenden Wahrheiten ſich macht, alſo nicht Religion; dieſe iſt vielmehr ſo mannigfaltig, als das Seelenleben und die Gefühlsweiſe der Individuen.

„Die Religion iſt unendlich nach allen Seiten. Jeder muß ſich bewußt ſein, daß die ſeinige nur ein Theil des Ganzen iſt, daß es über dieſelben Verhältniſſe, die ihn religiös afficiren, Anſichten und Empfindungen giebt, die ebenſo fromm ſind und von den ſeinigen gänzlich verſchieden, daß allen Geſtaltungen der Religion Wahrnehmungen und Gefühle angehören, für welche ihm vielleicht gänzlich der Sinn fehlt.“ Jedes Individuum iſt wieder eine eigenthümliche Darſtellung der Menſchheit, eine eigene Welt für ſich, ein beſonders gewolltes und eigengeartetes Werkzeug des göttlichen Geiſtes, in welchem ſich die Weltvernunft wieder in einer beſonderen, von allen anderen unterſchiedenen Weiſe verwirklicht. Die eigenthümliche Art, in welcher das Gefühl jedes Einzelnen, ſeiner beſonderen Anlage und Ausrüſtung

entſprechend, durch die Berührung mit dem Unendlichen angeregt und eine eigene Welt der Gedanken und Gemüthszuſtände in ihm erzeugt wird, iſt *Offenbarung* Gottes an die Menſchen.

Jeder, dem Gott ſich in dieſer Weiſe offenbart, fühlt den Drang in ſich, die innere Welt ſeines Geiſtes den Anderen mitzutheilen, ebenſo aber auch im Gefühl des eigenen Mangels und der eigenen Schranke von Anderen zu empfangen, ſich durch ſie ergänzen zu laſſen, ſein Weſen zu erweitern durch Anſchauen und Genießen der eigenthümlichen Art, in welcher ſich Gott ihnen geoffenbart hat. Jeder ſtellt den Anderen ſich ſelbſt dar durch Wort und That und wirkt auf ſie durch den ganzen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit, damit ſie Dasjenige davon in ſich aufnehmen und nachbilden, was in ihre Natur eingehen kann. So entſteht unter den Menſchen ein *Verhältniß gegenſeitiger religiöſer Mittheilung*, religiöſer Wahlverwandtſchaft und Wechſelbeziehung, die an und für ſich ſchrankenlos iſt, ſo frei und fließend, wie der geſellige Verkehr, und nur darin ihre natürliche Grenze findet, daß nicht Alle auf gleiche Weiſe Alle anziehen, ſondern die frommen Gefühle eines Jeden mehr Verwandtſchaft mit denen des Einen, als des Anderen haben. Natürlich, daß Diejenigen, welche in einem beſonders hohen Grade religiös erregt und ſelbſtthätig ſind, die Anderen beſonders kräftig anziehen werden; die Genien der Religion, die Virtuoſen der Frömmigkeit werden jedes Mal einen Kreis von Empfänglichen um ſich ſammeln, deren religiöſem Leben ſie den Stempel ihrer Perſönlichkeit aufdrücken.

So entſteht *eine poſitive Religion und eine beſtimmte religiöſe Gemeinſchaft*. Aber das Verhältniß dieſer Empfänglichen und Angeregten zu den Anregenden und Gebenden iſt kein ſklaviſches, ſondern ein völlig freies; die Meiſter und Virtuoſen erwecken durch die Selbſtdarſtellung ihrer Perſönlichkeit die religiöſe Selbſtthätigkeit der Anderen; dieſe laſſen das angeſchaute Bild frei in ſich wirken und reproduciren den empfangenen Eindruck nach Maßgabe ihrer Eigenthümlichkeit; auch zu den heiligen Schriften, welche das Bild einer ſolchen bahnbrechenden Perſönlichkeit, des Religionsſtifters, für die Nachkommen aufbewahrt haben, verhält ſich der Fromme ganz frei. „Ihr habt Recht, die dürftigen Nachbeter gering zu achten, die ihre Religion ganz von Anderen ableiten oder an einer todten Schrift hängen, auf dieſe ſchwören und aus ihr beweiſen. Jede heilige Schrift iſt an ſich ein herrliches Erzeugniß, ein redendes Denkmal aus der heroiſchen

Zeit der Religion; aber durch knechtiſche Verehrung wird ſie nur ein Mauſoleum, ein Denkmal, daß ein großer Geiſt da war, der nicht mehr da iſt; denn wenn er noch lebte und wirkte, ſo würde er mehr mit Liebe und mit dem Gefühl der Gleichheit auf ſein früheres Werk ſehen, welches doch immer nur ein ſchwacher Abdruck von ihm ſein kann. Nicht Jeder hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, ſondern nur Der, welcher ſie lebendig und unmittelbar verſteht und ihrer daher für ſich allein auch am leichteſten entbehren könnte."

So ſind im Grunde alle Religionen in der Welt wahr, denn ſie ſind die Darſtellung des allgemeinen Weſens der Religion in der beſtimmten Form der Zeiten und Individualitäten; ſie beruhen alle auf Offenbarung, denn dieſe iſt die unmittelbare Selbſtmittheilung Gottes an den Menſchen im Gefühl, die Erregung der innerſten Gemüthswelt durch die Berührung mit dem Unendlichen, und ſie pflanzen ſich fort durch Offenbarung, d. h. durch Andeuten und Ahnenlaſſen Deſſen, was ſeiner Natur nach unausſprechlich iſt, des innerſten Kerns und Grundes der gottbegeiſterten Perſönlichkeit; alle Religionen ſind darum auch gleichberechtigt, ſo gut wie alle Individuen als beſonders gewollte und eigen geartete Werkzeuge des göttlichen Geiſtes, als eigenthümliche Darſtellungen des Gattungscharakters der Menſchheit gleichberechtigt ſind. „Durch das Streben nach Syſtematiſiren iſt man zu jenem wunderlichen Gedanken gekommen von einer Allgemeinheit einer Religion und von einer einzigen Form, zu welcher ſich alle verhielten, wie falſche zur wahren; ja wenn nicht allzuſehr zu beſorgen wäre, daß ihr mich mißverſtändet, ſagte ich gern, man ſei auch auf dieſem Wege überhaupt zu einer ſolchen Vergleichung gekommen, wie wahr und falſch, welche ſich nicht ſonderlich eignet für die Religion. Unmittelbar in der Religion iſt Alles wahr; denn wie könnte es ſonſt geworden ſein? unmittelbar aber iſt nur, was noch nicht durch den Begriff hindurchgegangen iſt, ſondern rein im Gefühl erwachſen. Auch Alles, was ſich irgendwo religiös geſtaltet, iſt gut; denn es geſtaltet ſich ja nur, weil es ein gemeinſchaftliches höheres Leben ausſpricht."

Aus dieſer Einſicht in die Mannigfaltigkeit und individuelle Verſchiedenheit der Religion bei aller Gleichheit ihres Weſens folgt die ächte Toleranz, jene „ſchöne Beſcheidenheit, jene freundliche, einladende Duldſamkeit, welche ſich nie von der Religion trennen läßt. Nur die Anhänger des todten Buchſtabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geſchrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beſchauer

des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit ſich, oder, wenn ſie ſich umſahen, Jedem, der das große Wort nur verſtand, ſeine eigene Art gerne vergönnend. Nur die freie Luſt des Schauens und des Lebens, wenn ſie in's Unendliche geht und auf's Unendliche gerichtet iſt, ſetzt das Gemüth in unbeſchränkte Freiheit, nur die Religion rettet es von den drückenden Feſſeln der Meinung und der Begierde."

Es konnte nicht fehlen: ſolche Reden über die Religion mußten auf ein ſuchendes, von den dürren Verſtandesvermittlungen hinweg nach den friſchen Quellen des Lebens, nach dem Urſprünglichen und Unmittelbaren drängendes Zeitalter eine elektriſche Wirkung ausüben und zwar vielleicht noch mehr durch Dasjenige daran, was nicht verſtanden wurde, als durch Dasjenige, was verſtanden wurde. Die Anregung, die von ihnen ausging, war gewiß größer, als das wirkliche Verſtändniß. Wer auch dem erhabenen Fluge, den kühnen, oft paradoxen Gedanken, der ſchweren Redeweiſe nicht immer zu folgen verſtand, erhielt doch eine Ahnung von der Religion als einer heiligen geheimnißvollen Macht, die weit etwas Anderes war, als das dürre Stroh, welches die officiellen Vertreter des beſtehenden Kirchenthums droſchen; die Religion zeigte ſich wieder in ihrer wahren Geſtalt als Begeiſterung, als Phantaſie und Gemüth; es waren glühende Kohlen von dem Urfeuer, das in den verborgenen Tiefen des Gemüthes glimmt, welche der Redner hervorholte, es war, wie ſehr es auch der Läuterung und Klärung noch bedürfen mochte, doch ächtes Gold aus dem urſprünglichen Schachte der Menſchennatur, lauteres Metall an der Stelle der abgegriffenen Currentmünze, die unter dem Titel „Religion" herumgeboten wurde. Es iſt überall die Grundthatſache der Religion, welche in dieſen Reden mit der Glut des Mannes, der ſie erfahren, verkündigt wird; es iſt das Manifeſt der Religion gegen ihre Verächter, wie gegen ihre unberufenen Diener. Daher „wird überall — um mit Dr. W. Gaß zu reden — an die unbenannten, d. h. nicht ſtereotyp gewordenen Größen der Religion angeknüpft; das Göttliche tritt auf vor Gott, das Ewige vor der Unſterblichkeit, die Anregung vor der Lehre, die Gemeinſchaft vor der Kirche. Ja die Gottheit iſt ſchon da, ehe eine Moral ſie zur Quelle der Sittlichkeit gemacht oder die Metaphyſik zur Perſönlichkeit geſtempelt hat; die Religion braucht, um andächtig zu ſein, dieſe Zuthaten eines veränderlichen philoſophiſchen Denkens nicht ihrem eigenen Sein vorangehen zu laſſen." Solche,

welche den Kern der Religion von der Schale ihrer dogmatischen Schulmeinungen nicht loslösen konnten, erfüllte das Buch mit Abscheu, so besonders den Hofprediger Sack in Berlin, welcher, sonst ein wohlwollender, humaner Mann, in einem Schreiben, voll der härtesten Anklagen und der ungeschicktesten Mißverständnisse, die Verbindung mit Schleiermacher abbrach; Andere dagegen, die mit einem ursprünglichen Gefühle begabt waren, aber sonst einer Schleiermacher entgegengesetzten Geistesrichtung folgten, erfuhren durch die Lectüre seines Buches einen entscheidenden Wendepunkt ihres ganzen inneren Lebens. Der Missionär Zaremba führte den Anfang seiner Bekehrung auf Schleiermacher's Reden zurück, welche ihm in die Hände fielen, als er noch gräflicher Diplomat in Petersburg war. Der berühmte holsteinische Prediger, Claus Harms, der später durch seine fünfundneunzig Thesen für die kirchliche Orthodoxie eine Lanze einlegte und mit Schleiermacher in feindliche Berührung kam, schildert den Eindruck, den diese Reden auf ihn während seiner Studienzeit machten, mit folgenden charakteristischen Worten: „Ein Freund sagte mir in einem Collegio: du Harms, ich habe ein Buch bekommen, das ist eins für dich. Ich weiß Nichts damit zu machen, du vielleicht; du sollst es von mir haben, aber sage mir darnach, was du von demselben hältst. Das waren Schleiermacher's Reden über die Religion. Wir gingen nach der Stunde eben am Hause des Freundes vorbei, er holte das Buch aus seiner Stube und ich ging mit dem Buch unter'm Arm nach Hause. Es war Sonnabend Mittag. Nachmittags fing ich an, darin zu lesen, bestellte bald bei der Wärterin, jedem Kommenden zu sagen, ich wollte nicht gestört werden, las bis tief in die Nacht hinein und brachte es zu Ende, mag darnach wohl ein paar Stunden geschlafen haben, fing Sonntag Morgen wieder von vorn zu lesen an, da ward es mir im Kopfe nicht anders, als würden zwei Schrauben an meine Schläfe gesetzt. Darauf legte ich das Buch hin, ging um den kleinen Kiel, den einsamen Gang, den Gang der Stillen in der Stadt, und auf diesem Gange war's, daß ich wie mit Einem Male allen Rationalismus und alle Aesthetik und alles Selbstwissen und alles Selbstthun in dem Werke des Heils als nichtig erkannte und mir die Nothwendigkeit wie einblitzte, daß unser Heil von anderer Herkunft sein müßte. Ist Dieses Wem mysteriös und diese Erzählung eine Mythe, so nehm' er's so; ich kann's nicht deutlicher geben, habe aber dran, was ich die Geburtsstunde meines höheren Lebens

nenne; ich empfing von dieſem Buch den Stoß zu einer ewigen Bewegung." *)

Wir ſcheiden hier von den Reden, die jedenfalls an Kühnheit der Gedanken, an Originalität und ſchöpferiſcher Kraft das Hauptwerk ſeines reiferen Alters, „die chriſtliche Glaubenslehre", weit übertreffen. Aber wir dürfen ihren Gehalt nicht aus den Augen verlieren, wenn das Weitere, zu dem unſere Darſtellung übergehen muß: Schleiermacher's geſelliges Leben, beſonders ſein Verhältniß zu den Frauen in Berlin recht gewürdigt und verſtanden werden ſoll. Denn in ſeinem geſelligen Umgange, beſonders mit den Frauen, bewährte Schleiermacher nur practiſch, was er über das im Weſen der Religion liegende Bedürfniß der Mittheilung an Andere und der Selbſtergänzung durch Andere in den Reden gelehrt hatte. Dieſes religiöſe Moment — religiös im Sinne der Reden — im Verkehr mit der weiblichen Welt war es, das ſein Freund Schlegel nicht verſtand, wie wir ihn oben haben klagen hören. Die Reden über die Religion ſtellen dieſe Seite ſeines Lebens erſt in das rechte Licht, wie andererſeits der Verkehr Schleiermacher's mit der weiblichen Welt, der ſich in einem reichhaltigen Briefwechſel vor uns ausbreitet, den erklärenden Commentar abgiebt für die in den Reden entwickelte Anſchauung vom Weſen der Religion.

Der Geſichtspunkt, von dem aus Schleiermacher das geſellige Leben behandelte und werthete, liegt in ſeinen Worten ausgeſprochen: „die Frömmigkeit zeigte mir, wie ich mich ſelbſt mit meinen Vorzügen und Mängeln in meinem ungetheilten Daſein heilig halten ſolle, und nur durch ſie habe ich Freundſchaft und Liebe gelernt". Sich ſelbſt mit ſeinen Vorzügen und Mängeln heilig zu halten, Das, was man ſelber iſt im Unterſchied von allen Anderen als ein eigens gewolltes und beſonders organiſirtes Werkzeug des göttlichen Geiſtes, als eine eigenthümliche Darſtellung der Idee der Menſchheit, ſich ſelber durch den Umgang mit Anderen, durch das Anſchauen fremder Individualitäten zum klaren Bewußtſein zu bringen, den Kern und das Centrum der eigenen Perſönlichkeit durch andere innerlich verwandte und doch wieder unähnliche Gemüther erwecken und gleichſam aus dem dunkeln Grunde der Bewußtloſigkeit herausarbeiten zu laſſen an den lichten Tag der Erkenntniß zum freudigen Selbſtgenuß, hinwiederum aber

*) Auberlen, l. c. Seite 8.

auch gleichsam der Geburtshelfer zu werden für das innere Leben der Anderen, ihnen zu zeigen, was die Natur mit ihnen eigentlich gewollt, auf was es Gott bei ihnen angelegt hat, indem man durch Darstellung seiner eigenen Persönlichkeit, durch Ausbreiten Dessen, was man auf eigenthümliche Weise ist, vor ihren Augen auch ihnen das Bewußtsein und den Genuß ihrer eigenthümlichen inneren Welt erweckt — das war der doppelte Trieb — der Eros des platonischen Symposium, in's Romantische übersetzt —, den Schleiermacher durch das gesellige Leben zu befriedigen suchte. Fast jeder Brief an seine näheren Freunde und Freundinnen bezeichnet diesen doppelten Zweck, den er durch das gesellige Leben zu erreichen suchte, wieder in neuen Wendungen. „Schlegel sucht immer nach meinem Centrum und kann es nicht finden. Kennen Sie es? Ich kenn' es selbst nicht", schreibt er an eine Freundin. Noch an seinem neunundzwanzigsten Geburtstag ist er nicht im Reinen darüber, was eigentlich seine Freunde an ihm haben und lieben. Nachdem er die Feier seines Geburtstages beschrieben, fährt er fort: „ich bin aber auch von Dankbarkeit und Freude durchdrungen. Wie herzlich waren die guten Menschen alle, wie gab mir jedes Wort und jede Miene ihr aufrichtiges Wohlwollen, ja ihr Vertrauen zu fühlen! Es hat mich gefreut, neben Schlegel zu stehen, der mir an Talent, Witz, an Gesellschaftsgaben so weit überlegen ist, und doch von Denen, die uns Beide kennen, so viel Liebe zu genießen. Es kann doch Nichts sein, als meine eigenste Persönlichkeit, was ihnen gefällt, aber was eigentlich? ich weiß es nicht. — Und was für Schätze habe ich nun noch in der Ferne, in Osten und Westen und Süden, ja ich überzeuge mich, daß wenige Menschen so reich sind, wie ich, und ich würde übermüthig werden, wenn ich nicht wüßte, daß der Mensch auch diese Kleinode in zerbrechlichen Gefässen trägt" (I., 174.) Bald sollte ihm dieses Centrum seines Wesens aufgehen, so klar, daß er im Anfang des neuen Jahrhunderts (1800) sich selbst der Welt als Neujahrsgabe anzubieten im Stande war — in den „Monologen". „Du hast — schreibt ihm Schlegel — eine Freundin gefunden, die dich durch ihren Sinn für deine Tiefen an's Licht lockt oder wie du meinst, herausarbeitet." Und was Andere ihm leisteten, Das leistete er in noch höherem Grade ihnen, so daß sie ihn einen Virtuosen der Freundschaft nannten und er sich bewußt war, dieses durch Gottes Gnade wirklich zu sein (I., 348). Wie bezeichnend ist es, was er an eine Freundin schreibt: „— Allerdings ist das

Eigene und das wahre Innere Ihres Weſens ſehr ſchwer zu finden. Wer iſt denn ſo glücklich geweſen, Sie zu verſtehen vor mir? Nun die Fahrt einmal auf der Charte verzeichnet iſt, finden Andere auch wohl den Weg. Bei Ihnen nun fand ich die eine von dieſen Kräften ganz gebunden und zurückgedrängt. Wiſſen Sie, womit ich Sie vergleichen möchte? mit einem Magneten, der ſich ganz in Eiſenfeile gehüllt hat, weil er kein ſolides Stück Eiſen fand. Kommt ihm nun Eins an, ſo kann es ihn vor dieſer Umgebung nicht erkennen, ſondern höchſtens ahnen, und es kommt auf einen herzhaften Griff an, mit dem man die Eiſenfeile abſtreift. Als ich dachte, „aus der Frau iſt Etwas zu machen", hatte ich Ihr innerſtes Weſen noch nicht gefunden — denn das iſt und braucht weiter Nichts daraus gemacht zu werden —, ſondern nur Ihren Verſtand und Sie wiſſen, daß der Verſtand allein mich eben nicht ſehr perſönlich afficirt. Sie konnte ich der Hauptſache nach nicht anders finden, als ich Sie gefunden habe durch eine Offenbarung der Liebe. Und was hätten Sie denn auch ohne die aus meinem Zutrauen gemacht? Haben Sie mein Inneres nicht auch erſt nach dieſer Offenbarung und durch ſie gefunden? Hielten Sie ſich nicht vorher auch nur an meinen Verſtand oder meinen Geiſt, wenn Sie wollen, und etwa an meine Art, die Welt anzuſehen? Und wären wir auf dieſem Wege viel weiter gekommen, als eben zu den Mittheilungen des Verſtandes? Doch ich will mich jetzt gar nicht weiter in uns vertiefen."

Wie tief dieſes Bedürfniß der Wechſelbeziehung, der gegenſeitigen Wahlanziehung in Schleiermacher's Natur begründet war, dafür liegen zahlreiche Zeugniſſe in ſeinen eigenen Ausſprüchen. Als ihn amtliche Geſchäfte von Berlin wegriefen und einige Zeit nach Potsdam verbannten, ſchrieb er an eine Freundin: „thun Sie Gutes an mir und ſchreiben Sie mir fleißig, Das muß mein Leben erhalten, welches ſchlechterdings in der Einſamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich ich bin das allerabhängigſte und unſelbſtändigſte Weſen von der Welt, ich zweifle ſogar, ob ich ein Individuum bin. Ich ſtrecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß ſie unmittelbar berühren, und wenn ich ſie nicht in vollen Zügen in mich ſchlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das iſt meine innerſte Natur, es giebt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins." An dieſelbe (Henriette Herz): „was ſollte aus mir werden ohne Sie? aus mir, der ich mich nicht einmal von der kleinlichen Liebe gleichgiltiger Men-

schen nähren könnte? der ich schon an einer Probe von wenigen Tagen sehe, wie ich zusammenfalle, wenn es mir an der wahren und einzigen Nahrung meines Geistes fehlt? Sterben Sie mir, nun dann werde ich mich nicht leiblich, aber geistig tödten, ich werde so fortleben, ohne Ich zu sein, und meine Grabschrift wird auf meiner Stirne stehen." Ein ander Mal: „Ich bin eine Pflanze und brauche einen Boden, und nur durch beständige Circulation und Assimilation können die Elemente meiner Natur beim Leben erhalten werden. Nicht sowohl durch Zerstörung meines Wesens von Innen her — obgleich auch Das möglich ist — kann ich untergehen, sondern schon durch die Zerstörung meiner Lage. Man reiße mich aus und ich bin verloren. Der Glaube an die Ewigkeit besteht dabei wohl. Hier kommt mir diese Stimmung sehr natürlich, weil es wirklich Stunden giebt, wo ich Nichts bin."

Dieser Wechsel zwischen Augenblicken, wo man Nichts ist und wo man wieder Alles ist, zwischen Verwelken und Aufblühen liegt in der Natur eines so aufgeregten, fast bis zum Krankhaften gesteigerten Gefühlslebens, wie es damals Schleiermacher führte, das nur durch immer neue Reize frisch erhalten werden konnte. „Liegt das nicht in meiner Natur, daß ich kein unabhängiges Dasein habe? daß alle meine Thätigkeit ein Produkt der Mittheilung ist?" fragt er. Dieses Geben aus der tiefsten Fülle des Herzens und das Wiederempfangen von Anderen war ihm daher seine tägliche Speise. Aber er hat es auch mit seiner Freundschaft und Liebe immer auf's Höchste angelegt; sein tiefstes Innere wollte er den Freunden mittheilen, um Das, was in ihm lebte, zu erweitern und zu reinigen durch das Anschauen des Göttlichen, wie es in den Anderen eine Gestalt gewonnen hatte. Diese schöne Wirksamkeit der Liebe im kleinen Kreise empfänglicher und verwandter Gemüther war ihm das Höchste im Menschenleben und fruchtbarer, als Alles, was der Mensch auf dem weiten Schauplatz der Welt durch eine in's Große gehende öffentliche Thätigkeit stiften kann. So schreibt er an eine Freundin: „eigentlich giebt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens, als das Gemüth, ja überhaupt keinen andern; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur und legen einen so großen Accent auf die Thätigkeit der Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigent-

lichen Zweck und Ziel alles Thuns hingedeiht und immer tausendmal so viel unterwegs verloren geht! Und jenes Thun und Treiben, wobei sich der Mensch müht und schwitzt — was er doch eigentlich nie thun sollte — ist es nicht lärmend und tobend gegen unsere stille Thätigkeit? Wer vernimmt Etwas von uns? was weiß die Welt von unserer inneren Natur und ihren Bewegungen und ist ihr nicht Alles Geheimniß? Sehen Sie nur, was Sie gethan haben und noch thun werden, und gestehen Sie, daß dieses Thun und Bilden unendlich mehr ist, als Alles, was der Mensch über das große Chaos, welches er sich zurecht machen soll, gewinnen kann."

Bei dieser Richtung des Geistes war es natürlich, daß Schleiermacher sich besonders zum weiblichen Gemüthe hingezogen fühlen mußte. Dieses innere Weben des Gemüthes, das Haben des Lebens im ungetheilten Gefühl, die ungebrochene, noch nicht durch Verstandesvermittlungen hindurchgegangene Einheit des Geistes und der Natur, die verborgene Welt des inneren Menschen, kurzum Das, was Schleiermacher Religion nennt, ist ja dem Weibe ursprünglich eigen. Wir haben seine Erklärung gehört, daß ihm das Leben erst aufgegangen sei, seitdem er die Kunst und die Frauen kennen gelernt. „Nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren menschlichen Werthes gewonnen." (I.. 335.) „Es liegt tief in meinem Gemüthe, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde, als an die Männer, denn es ist so Vieles in meinem Gemüthe, was diese selten verstehen", und an einem andern Orte: „mir geht es überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein." Was Friedrich Schlegel für die Herausarbeitung seiner intellectuellen Kräfte, für seine wissenschaftliche Existenz war, das waren ihm einige Freundinnen für die Entbindung seines Gemüthslebens, und Schlegel fühlte sich gekränkt und verhehlte seine Eifersucht nicht, daß Schleiermacher sein innerstes Gemüth nur jenen offenbare." (I., 183 f.)

Der innigste Geistesverkehr verband ihn mit der Jüdin Henriette Herz, der Gattin eines jüdischen Arztes, einer Frau von seltner Bildung des Geistes und Herzens. Seinen Umgang mit ihr beschreibt er seiner Schwester: „am meisten lebe ich jetzt mit der Herz; sie wohnt den Sommer über in einem kleinen niedlichen Hause im Thiergarten, wo sie wenig Menschen sieht und ich sie also recht ge-

nießen kann. Ich pflege jede Woche wenigſtens einmal einen ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Sie lehrt mich italieniſch (er ſie ſpäter griechiſch), wir leſen den Shakespeare zuſammen, wir beſchäftigen uns mit Phyſik, wir leſen bald dieſes, bald jenes aus einem guten deutſchen Buch, dazwiſchen gehen wir in den ſchönſten Stunden ſpazieren und reden wohl recht aus dem Innerſten des Gemüths mit einander über die wichtigſten Dinge." Den Anſtoß, den ſeine Schweſter an dieſem Verhältniſſe nahm wegen der Religionsverſchiedenheit, entfernte er durch die Erklärung: „wo man ein dem ſeinigen ähnlich organiſirtes Gemüth gefunden hat, kann und muß man über ſolche äußere Umſtände, wie Formel und Bekenntniß, wegſehen", ganz im Einklang mit dem Standpunkt der Reden über die Religion und vortheilhaft abſtechend gegen den zudringlichen Bekehrungsverſuch, den ſein Zeitgenoſſe Lavater an dem edlen Juden Mendelsſohn gemacht hatte. Ihre wohlgemeinten Befürchtungen wegen der Gefährlichkeit eines ſo nahen und vertrauten Umgangs mit Perſonen anderen Geſchlechtes entkräftete er durch die beruhigenden Bemerkungen: „es iſt allerdings etwas Gefährliches darin und ſieht aus der Ferne, wo man Alles nur im Allgemeinen erblickt, noch gefährlicher aus, als in der Nähe. Ueber mich zu wachen darin, iſt mein beſtändiges Geſchäft; ich gebe mir Rechenſchaft über das Kleinſte, und ſo lange ich das thue, denke ich, habe ich nicht nöthig, irgend ein Verhältniß abzubrechen, welches mir ſonſt weſentlich und wichtig iſt, welches zu meiner Bildung gereicht und worin ich mancherlei Gutes ſtifte. — Die Herz iſt leidenſchaftslos und ruhig, auch iſt ihr Gemüth und ihr Charakter ſo feſt, daß ſie ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch wieder weſentlich zu ihrer Exiſtenz; ich kann ihre Anſichten und ihr Gemüth auf mancher Seite ergänzen und ſo thut ſie mir auch. Etwas Leidenſchaftliches wird zwiſchen uns nie kommen und da ſind wir wohl in Beziehung auf einander über die entſchiedenſten Proben hinweg. — Schon was ihr Aeußeres betrifft, ſo hat ſie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Geſicht unſtreitig ſehr ſchön iſt, und ihre koloſſale königliche Figur iſt ſo ſehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorſtellte, wir wären beide frei und liebten und heiratheten einander, ich immer von dieſer Seite etwas Lächerliches und Abgeſchmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur ſehr überwiegender Gründe wegen hinwegſetzen könnte."

Weniger frei von leidenschaftlicher Beimischung war sein Verhältniß zu Eleonore, der kinderlosen Gattin des Prediger G. in Berlin. Schleiermacher war sich bewußt, daß unter allen Seelen, die ihn angeregt und zu seiner Entwicklung beigetragen, doch Niemand mit ihr verglichen werden könne, mit ihrem Einfluß auf sein Gemüth, auf die reine Darstellung seines Inneren. Zugleich durfte er sich rühmen, der Erste gewesen zu sein, welcher ihr ihr eigenes Innere aufgeschlossen und dasselbe ihr und Anderen zum Verständniß gebracht, welcher, wie wir ihn sich ausdrücken gehört haben, die umhüllende Eisenfeile mit einem kühnen Griff von dem Magnet abgestreift habe. Denn ihr Gatte würdigte und verstand sie nicht und ihr gegenseitiges Verhältniß war ein höchst unerquickliches. Daß durch das höhere Bewußtsein über sich selbst, welches ihr Schleiermacher gab, und durch die Wahlanziehung, welche er auf sie ausübte, die Kluft, die vorher schon zwischen ihr und dem Gatten bestanden hatte, erst recht in ihrer Größe empfunden und dadurch von Tag zu Tag unerträglicher werden mußte, war natürlich. Schleiermacher verhehlte seine Entrüstung über diesen unwürdigen Zustand nicht, zu welchem er seine Freundin verdammt sah; nach seinem Urtheil verdiente eine solche Verbindung gar nicht den Namen der Ehe, weil ihr alle inneren Bedingungen einer wahren Ehe fehlten. Er glaubte, daß ihr inneres Leben in jener Verbindung, wenn sie fortdaure, zu Grunde gehen müsse, und seine Ansicht war, daß die Auflösung eines solchen innerlich unwahren Verhältnisses, wenn es die bürgerlichen Gesetze möglich machen, nicht nur sittlich gerechtfertigt, sondern geradezu sittliche Pflicht sei, indem er das äußerlich Bestehende als ein unsittliches ansah, welches niemals hätte eingegangen werden sollen. Ihr Muth, wenn sie stark genug sei, das sittlich Gebotene durchzuführen — was bei den damaligen Ehegesetzen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten hatte —, sollte durch eine Verbindung mit ihm gekrönt werden. Theils, um nicht täglich Zeuge ihrer aufreibenden Kämpfe und Leiden sein zu müssen, theils, damit sie, unbestochen von seinem Urtheil und dem Eindruck seiner persönlichen Erscheinung, frei aus sich selber handeln könnte, verbannte sich Schleiermacher Ende Mai 1802 freiwillig auf zwei Jahre nach Stolpe in Pommern, wo er ein Predigtamt annahm. Lange schwankte die Unglückliche zwischen Neigung und Pflicht; mehrmals hatte sie schon alle Anstalten getroffen, den entscheidenden Schritt zu thun, aber jedes Mal hielt die Gewissenhaftigkeit sie wieder zurück. Als

Schleiermacher ein Jahr nach seinem Abgang von Berlin, das er zwischen Furcht und Hoffnung zugebracht hatte, die Nachricht von ihr erhielt, daß sie nicht stark genug sei, den Schritt zu wagen, war er fast vernichtet. „Es ist geschehen, liebe Jette — schrieb er an die Herz — sie hat mich aufgegeben, sie hat gethan, wie du dachtest, und wie ich nach allen ihren Aeußerungen nicht erwarten konnte. Es ist gut, daß ich diesen Brief, den du ihr schicken wirst, in der ersten Milde geschrieben habe. Jetzt bin ich nicht mehr so. Gestern Abend stand ich ausgekleidet, im Begriff schlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tisch gestützt, zwei Stunden lang; da überfiel es mich in seiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Aber die Unglückliche, sie wird doch auch Das hören müssen. Sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich wünschen, daß sie eher stürbe, als ich; denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andere Reue anfallen. Sie mag sich sputen, denn Gram und Anstrengung werden auch mir bald zu Gift werden." Aber bald zeigten sich wieder Hoffnungssterne; Schleiermacher machte neue Versuche. Im Mai 1804 schreibt er: „Die Arme hat das unglückselige Jahr höchst traurig zugebracht und ihren augenblicklichen Mangel an Muth und Festigkeit schwer gebüßt; leidend am Körper, aber noch mehr geschwächt am Geist, je länger je mehr Kraft und Feuer verlierend in dem schrecklichen Leben, muthlos eingeschreckt, allen Unwürdigkeiten hingegeben, schien mir ihr Tod das Wünschenswertheste. Endlich habe ich noch einen Versuch gemacht. Ich habe sie einem Freunde näher gebracht, dessen Gemüth nicht nur geeignet ist, sie aufzurichten, sondern dessen äußere Lage ihn auch vorzüglich geschickt macht, ihr bei einem neuen Versuch zur Trennung Beistand zu leisten. Nur eine solche nahe männliche Unterstützung fehlte ihr damals." Noch im Oktober 1804, als er bereits seine Professur in Halle angetreten hatte, machte er seinem nach Paris abgereisten Friedrich Schlegel die Hoffnung, ihn, wenn er wieder nach Deutschland zurückkehre, unter seinem und ihrem Dach zu begrüßen. Erst Sept. 1805 löste sich das Verhältniß Schleiermachers und Eleonorens auf immer. Schon hatte sie ihre Klage eingereicht, ihr Gatte erklärte sich, in die Scheidung zu willigen. Schon hatte der Decernent auf Trennung der Ehe ohne Weiteres dekretirt und so sollte die Sache in der nächsten Session zum Vortrag kommen. Aber den Tag vorher ergriff Eleonore auf einmal ihre alte ängstliche Gewissenhaftigkeit so heftig, daß sie nach einigen

Stunden fürchterlicher innerer Unruhe von selbst sich wieder aufmachte zu ihrem Mann und sich auf's Neue mit ihm vereinigte. Vierzehn Jahre später (1819), als Schleiermacher in einer größeren Gesellschaft mit Eleonoren zufällig zusammentraf, näherte er sich ihr wieder, reichte ihr die Hand und sagte die für den späteren Schleiermacher bezeichnenden Worte: „liebe Eleonore, Gott hat es doch gut mit uns gemacht."

Wenn es sich darum handelt, das Verfahren Schleiermachers in dieser ganzen Angelegenheit zu würdigen, so wird man nicht anstehen können, darin von seiner Seite eine Verirrung zu sehen, aber es kommt darauf an, in was man die Verirrung setzt. Die nächste Handhabe für ein ungünstiges Urtheil über ihn bietet natürlich der Umstand, daß derjenige, welcher, auf sittliche Gründe gestützt, die Lösung eines Ehebandes verlangte, zugleich der Liebende war, der sie aus persönlichen Gründen wünschen mußte. Wenn die öffentliche Meinung stets geneigt sein wird, einen solchen Fall zum Voraus strenge zu richten, so hat sie ihr gutes Recht, und Schleiermacher hat von Zeitgenossen, wie von späteren Beurtheilern darob viel leiden müssen. Und doch ist es in unserm Falle nur der Schein, der Schleiermacher verdammen kann. Hatte er einmal die Ueberzeugung, daß es sittliche Pflicht sei, eine innerlich unwahre Ehe aufzulösen, und war es ihm zur zweifellosen Gewißheit geworden, daß dieser Fall eingetreten sei und daß ein Wesen, dem er die Theilnahme nicht versagen konnte, unter einem unwürdigen Zustand geistig und körperlich sich aufreibe, so war es vielmehr ein Beweis sittlicher Stärke, daß er den Schein, der ihn verdammte, verachtete und es eher ertrug, eine Zeitlang das Opfer der oberflächlich urtheilenden öffentlichen Meinung zu sein, als ein edles Wesen zu Grunde gehen zu lassen. Er handelte nach dem Grundsatz, den er seiner Schwester gegenüber aussprach: „was den Schein betrifft, so habe ich darüber meine eigenen Ansichten; ich glaube, daß es meinem Stande geradezu obliegt, ihn zu verachten, — ich meine nicht, aus leidigem Uebermuth Dinge zu thun, die man sonst nicht thun würde, nur um zu zeigen, daß man sich aus der gemeinen Meinung Nichts mache, sondern Das, daß, so oft es hinreichende Gründe giebt, Etwas zu thun, man nach dem Schein dabei Nichts fragen müsse. Das ist, wie mir scheint, nöthig und recht eigentlich Pflicht." Daß Schleiermacher seine Handlungen als das reine Produkt seines unverfälschten

Inneren darſtellen wollte und daher den Schein verachtete, dem gerade ſein Stand ſo leicht verfällt, muß ihm, auch wo er irrte, unſere Liebe und Achtung zuwenden, und zeugt von der Stärke und Sicherheit ſeines ſittlichen Bewußtſeins. Bei der ſittlichen Selbſtbeherrſchung, welche Schleiermacher in dem heftigſten Drang und Sturm ſeiner Gefühle ſtets in ſo hohem Maße bewies, von der jeder der uns aufbehaltenen Briefe von ihm und an ihn Zeugniß ablegt, kann wohl nur derjenige, der an ſittliche Reinheit der Geſinnung überhaupt nicht glaubt, zu der Annahme ſich verleiten laſſen, Schleiermacher ſei in ſeiner Behandlung dieſer Angelegenheit durch ſelbſtſüchtige, ſinnliche Triebfedern geleitet worden und ſein Verſtand habe nur ſeine innige Zuneigung zu Eleonore und den Wunſch, ſie zu beſitzen, durch eine ſchöne Theorie plauſibel machen wollen.

Aber eben dieſe Theorie von der ſittlichen Berechtigung zur Auflöſung einer innerlich unwahren und zerrütteten Ehe will man Schleiermacher als eine Verirrung heimgeben. Wie man aber in dieſem Grundſatz — abgeſehen von dem einzelnen Falle, bei dem erſt unterſucht werden muß, ob die ſittliche Berechtigung eingetreten ſei — von den proteſtantiſchen Anſichten über die Ehe aus eine Verirrung ſehen kann, iſt ſchwer zu begreifen*). Alle Achtung vor jenem ſtillen Märtyrthum, das leidend und entſagend jene Liebe übt bis an's Ende, die Alles glaubt und Alles duldet! aber es kann Fälle geben, welche die völlige Löſung eines gänzlich zerrütteten Bandes für den leidenden und unſchuldigen Theil zu einer ebenſo ſittlichen Handlung machen.

*) Schleiermacher hat im Jahr 1818 eine, ſonſt nach Form und Inhalt ausgezeichnete, Predigt über die Eheſcheidung gehalten, die übrigens die Frage nur ungenügend löst. Die Ableitung aller und jeder Eheſcheidung aus der Herzenshärtigkeit thut der individuellen Mannigfaltigkeit des Lebens und ſeinen eigenen Erfahrungen Gewalt an. Die Behauptung, daß die Kirche die Eheſcheidung und das Eingehen neuer Verbindungen von Seiten der Geſchiedenen unter allen Umſtänden dem Worte Gottes und Chriſti widerſprechend erklären müſſe und in Beidem nur der Obrigkeit folge, ohne zu billigen, was dieſe thut, iſt ganz unbefriedigend. Proteſtire die Kirche feierlich, wenn es ſo ſteht, gegen die Verletzung göttlicher Gebote von Seiten des Staates und mache ſie ſich nicht zur feigen Dienerin ſeiner Sünden! Die lutheriſchen Paſtoren in Preußen, welche in den Fünfziger Jahren Staat und Kirche in ſo entſetzliche Verwirrung brachten durch ihre Weigerung, Geſchiedene zu trauen, durch ihre Auflehnung gegen die bürgerlichen Ehegeſetze überhaupt vom Standpunkt ihres bibliſchen Gewiſſens aus, haben nur die einfache Conſequenz aus dieſer Predigt Schleiermachers gezogen.

Die bürgerliche und kirchliche Geſellſchaft ſoll alle Mittel anwenden, über die ſie verfügen kann, um unwahre Ehen zu verhüten, aber wenn gleichwohl Ehen entſtehen, welche zwar die Kirche, aber Gott nie zuſammengefügt hat, muß der Grundſatz, wenn auch mit noch ſo viel Scheu und Vorſicht angewendet, gelten: die Ehe iſt um des Menſchen willen da, nicht der Menſch um der Ehe willen. Daß Schleiermacher in dem Falle, von welchem wir handeln, eine Löſung der Ehe verlangte, entſprang bei ihm nicht aus der Geringſchätzung einer heiligen Gottesordnung, ſondern eher aus einer zu idealen Anſicht von dem heiligen Weſen der Ehe. Wenn alſo Schleiermacher den Grundſatz der ſittlichen Berechtigung, ein Band zu löſen, dem alle zu einer wahren Ehe erforderlichen Bedingungen fehlen, überhaupt feſtgehalten und ausgeſprochen hat, ſo iſt er darüber im Geringſten nicht zu tadeln.

Die Verirrung liegt anderswo. Sie liegt in ſeinem ganzen damaligen Standpunkt, in der Ueberſchätzung des Gefühls, in dem überſchwenglichen Kultus der Perſönlichkeit, der Subjectivität, in ſeiner Romantik. Aehnliche Geſchichten gab es in jener Zeit viele und Schleiermacher hatte ſie zum Theil vor Augen in nächſter Nähe. Da lebte in Berlin Dorothea Veit, die Freundin des Schleiermacher-Schlegel'ſchen Kreiſes, in einer mit Kindern geſegneten Ehe; Friedrich Schlegel und Dorothea finden, daß ihre Gemüther für einander wie geſchaffen ſind zu gegenſeitiger Mittheilung und Selbſtergänzung, Dorothea trennt ſich von ihrem Gatten und verbindet ſich mit Schlegel. A. W. Schlegel, der Bruder des Friedrich, iſt mit Madame Böhmer, der früheren Gattin des Clubbiſten Böhmer in Mainz, verheirathet; Schelling findet Eingang in das Haus, übt auf das Gemüth der Frau eine größere Wahlanziehung aus, als der Mann, die Ehe wird getrennt und Schelling und Madame Böhmer treten zuſammen. Wie ſollte es anders kommen? Nicht die Idee, zu deren Träger der Einzelne ſein Leben gemacht hatte, nicht der objective vernünftige Gehalt einer Perſönlichkeit war es in erſter Linie, was man an Anderen ſuchte und ſchätzte, ſondern die individuelle Erſcheinungsform der Idee, Das, was Jeden vom Anderen eigenthümlich unterſchied, das Allerindividuellſte an ihm; nicht, was ſich in klaren faßbaren Begriffen durch die Allen verſtändliche Rede mittheilen ließ, das Allen gemeinſame Vernünftige war es, was den höchſten Werth hatte, ſondern gerade Dasjenige, was ſich nicht mittheilen und nachmachen ließ, was man nur ahnen laſſen und andeuten konnte durch „eine Offenbarung der Liebe“,

das unaussprechliche innerste Centrum der Persönlichkeit, die unsagbare Welt der Gefühle und Stimmungen, welche in dem durch die geheimnißvolle Berührung mit dem Unendlichen angeregten Gemüthe auf- und niedersteigen. Trat nun ein solcher Virtuose des Gefühls in die Welt der Frauen, zu denen es ihn bei dieser Gemüthsdisposition weit mehr ziehen mußte, als zu den Männern, von denen ihn nur Wenige verstanden, gelang es ihm, die inneren Accorde des Seelenlebens bei einem Weibe aufzuwecken und anzuschlagen zu der heiligen Musik der Gefühle, den geheimen, dem Manne selbst verborgenen Schlüssel zu ihrem Herzen zu finden, schwelgten sie dann mit einander in dem Genusse ihrer, ihnen erst an einander aufgegangenen und klar gewordenen Individualitäten, so mußte ein solcher Virtuose das eigentliche Herz des Weibes haben, und welche Rolle spielte dann daneben der Mann, wenn er auch eine noch so tüchtige, verständige, berufstreue Natur war, aber zufällig nicht die glückliche Organisation hatte, um die „inneren Purzelbäume" des Gefühls, wie sich Schlegel einmal treffend ausgedrückt hat, mitzumachen? Wenn ein Fremder das innerste Herz, die Liebe des Weibes hat, was hat dann der Mann noch? Der Keim der Zerrüttung für jede Ehe lag schon in dem engern Umgang, den Schleiermacher, freilich in besten Treuen, geleitet von einem heiligen, idealen Triebe, mit den Frauen pflegte. Daß dieser Umgang nicht zu ähnlichen Collisionen zwischen Henriette Herz, deren Liebe zu Schleiermacher schwärmerisch war (vergl. z. B. I., 286), und ihrem Gatten führte, wie sie sonst damals so häufig vorgekommen sind, lag nicht in der Hand Schleiermacher's. Kam dann ein solcher Virtuose des Gefühls auf dem Wege des Suchens nach verwandten Gemüthern zu einer Frau, deren innerstes Wesen er zur Selbstergänzung für das seinige von Gott wie organisirt fand, hatte er durch seine Hebammenkünste die Tiefen ihres Gemüthes erst an das Licht ihres Bewußtseins gefördert, oder, was bei diesem Gefühlstreiben nicht ausbleiben konnte, hatte er aus dem Seinigen Vieles in sie hineinphantasirt und mehr aus ihr gemacht, als sie war, und ihre innere Verschiedenheit von ihrem Gatten erschien ihr nun jetzt erst als eine unausfüllbare Kluft, an der ihr inneres Leben, verkannt und ungepflegt, zu Grunde gehen müsse — wie nahe lag da die Forderung, ein solches unwahres Band zu lösen und ein wahres zu knüpfen?

Dieser übertriebenen Gemüths- und Gefühlsschwelgerei gegenüber gefällt Einem die freilich ebenso einseitige Ansicht Hegel's doch wie-

der als eine gesunde, wenn er, auch hierin ein Gegner aller Romantik und der Anschauung der alten Griechen und Römer beitretend, erklärte, daß der Ehe die Liebe nicht nothwendig vorangehen müsse; wenn nur Tüchtigkeit der Gesinnung und Rechtschaffenheit des Charakters bei Beiden da sei, so komme die Liebe in der Ehe von selbst. Hegel, der seinen Blick vorherrschend auf das Substanzielle, auf den allgemein wahren und vernünftigen Gehalt der Erscheinungen, wie sich derselbe durch das Wort aussprechen und in die Form des klaren Begriffes fassen läßt, hingerichtet hatte, werthete auch die Persönlichkeiten nach ihrem sachlichen Werth, nach ihrem geistigen und sittlichen Gehalt, überhaupt nach dem Antheil an dem allgemein Wahren und Vernünftigen, den Jeder in seinem Denken und Wollen aufweisen konnte; dagegen die aparte, besondersartige Form, in welcher das Vernünftige in diesem Individuum gerade so, in einem Andern anders erschien, war ihm mehr das Vergängliche, Zufällige, auf welches er keinen so großen Werth legte. Für Schleiermacher dagegen hatte den Hauptwerth gerade diese eigenthümliche Weise, in welcher die Idee der Menschheit in dem Einzelnen sich im Unterschied von allen Anderen dargestellt hatte, das Geheimniß der Persönlichkeit, die eigenthümliche Mischung und Bindung, in welcher sich die Elemente der menschlichen Natur im Individuum vorfinden, das Incommensurable, was sich weniger durch Worte und Begriffe ausdrücken, als durch Divination und künstlerische Intuition ahnen läßt, die geheime Welt der Gefühle und Stimmungen, welche die Berührung mit dem Unendlichen in jedem Gemüth wieder anders hervorbringt, und der gegenseitige Austausch dieser Gefühle, um sich und Andere in jedem Augenblick so hoch zu halten und zu heben, als es in dieser Welt überhaupt möglich ist. Darin sah er den Reichthum des Lebens: „Alles durchzufühlen, was ein liebendes Herz bewegen kann, gleichviel wie und was". So sehr war ihm in dieser Periode seines Lebens dieser Gefühls-Austausch die Hauptsache, daß er, wie wir gehört haben, die große Wirksamkeit für die Welt als etwas sehr Untergeordnetes ansah neben diesem stillen und verborgenen Wirken auf verwandte Gemüther. Die Hingabe an die objectiven, vernünftigen Aufgaben der Menschheit, die Arbeit in dem Berufe, an der Wissenschaft, am öffentlichen Leben genügte ihm nicht, um Geist und Gemüth auszufüllen, vielmehr fühlte er sich mitten unter diesen Arbeiten dem Vertrocknen und Verwelken nahe, wenn nicht sein Herz fortwährend gepflegt und erfrischt wurde durch immer neue

Reize der mittheilenden Liebe. Dieſe Herzens- und Gemüthsbedürfniſſe erſcheinen bei Schleiermacher nicht nur in demjenigen Grade, in welchem ſie keinem geſunden Geiſtesleben fehlen dürfen, ſondern mit aller Naturglut einer durch Sympathie und Antipathie ſtark erregten Leidenſchaft, in einer faſt ſchwärmeriſchen, über das normale Maß hinaus geſteigerten Erregtheit.

Und doch — ſo nahe wir Schleiermacher überall anſtreifen ſehen an die Gefahren eines ſo heftig erregten Gefühlslebens, in denen Andere untergegangen ſind, denen jeder Andere unterlegen wäre, bei ihm blieb das Gefühl immer ſo rein, ſo klar, ſo ſchön und geſund. Das Gefühl fand in ſeiner Natur ein doppeltes Gegengewicht: einmal in der durch und durch ethiſchen Richtung ſeines Geiſtes, dann in ſeinem ſcharfen Verſtande. Das Gefühl ſtand bei ihm immer im Dienſte klarer, ſittlicher Zwecke und hatte an dieſen einen gediegenen Inhalt. Die fortwährende Selbſtbeſchauung, zu der Schleiermacher ebenſo durch ſeine Jugenderziehung im elterlichen Hauſe und in der Brüdergemeinde, wie durch ſeine Anſicht über das Weſen der Religion veranlaßt war, das ſtete Belauſchen ſeiner ſelbſt in den innerſten Regungen des Gefühls, das Rathen über ſich ſelbſt, über das Centrum ſeiner eigenen Perſönlichkeit diente bei ihm nicht der eitlen Selbſtbeſpiegelung, wie bei den Meiſten ſeiner ähnlichgeſtimmten Zeitgenoſſen, erzeugte nicht jenes Wohlgefallen an der Originaität und Genialität, an den Schrullen und Eigenheiten des naturwüchſigen Ich's, in welches eine die Natur vor die Kultur ſtellende Zeit ſo gerne verfiel, ſondern die Selbſtbelauſchung diente für Schleiermacher nur dem Zwecke, die eigene Natur durch den göttlichen Geiſt zu reinigen, diejenige Sittlichkeit zu erreichen, welche ſeinem innerſten Weſen angemeſſen wäre, Das, was man iſt, zu haben als das gemeinſame Erzeugniß der ſittlichen Idee und der eigenen Individualität, deren Stempel jedem ſittlichen Thun, wenn es wahr und lebendig ſein ſoll, aufgeprägt ſein muß. Zu erfahren, was er für die Welt ſein könnte und ſollte, welches von den mancherlei Gebieten, welche den Menſchen zur Bethätigung ihrer Kraft angewieſen ſind, ſich für ſeine eigenthümliche Begabung und Ausrüſtung eigne zu fruchtbarer Bearbeitung — Das war das Ziel ſeiner Selbſtbetrachtungen, deren Ergebniß er in ſeinen „Monologen" niederlegte. Das gleiche ſittliche Intereſſe verfolgt er in ſeiner Freundſchaft und Liebe und iſt daher bei aller ſchwärmeriſchen Glut des Gefühls durchaus frei von aller Tändelei und Sentimenta-

lität. Nüchterner angelegte Naturen bekommen aus dem Verkehr Schleiermacher's mit ſeinen Freunden und Freundinnen, wie er ſich in dem Briefwechſel darſtellt, leicht dann und wann die Empfindung, als machten da die Menſchen doch zu viel aus einander, als trieben ſie doch eine Art von Kultus mit einander, der höchſt gefährlich werden könnte; aber wenn man billig ſein will, muß man bekennen: Schleiermacher ſtreift an dieſe Gefahren höchſtens an; wie ſehr es auch gerade die eigenartige Individualität iſt, was er an Anderen belauſcht und liebt, es iſt doch wieder nur das Göttliche, wirklich Gediegene und Gehaltvolle, das allgemein Vernünftige und Wahre, worauf ſein liebendes Auge gerichtet iſt, es iſt die Läuterung ihres natürlichen Weſens durch den göttlichen Geiſt, was ihn an ſie feſſelt und was er durch ſeinen Umgang mit ihnen befördern möchte. „Wenn ich mich bisweilen als den Mittelpunkt der ſchönen Welt anſehe, die mich umgiebt, ſo weiß ich ja wohl, daß nicht meine Perſönlichkeit dieſer Mittelpunkt iſt, ſondern der Geiſt, der in uns Allen auf gleiche Art wohnt. Deſſen laßt uns nur recht froh werden und ſeiner immer klarer bewußt.“ Die Freundſchaft und Liebe erſcheint bei Schleiermacher in derjenigen idealen Höhe und Schönheit, wie ſie ſich Jeder unter uns als ſein höchſtes Ziel vorſetzen möchte.

Wegen dieſer ethiſchen Beſtimmtheit und Sicherheit ſeines Geiſtes verliefen daher die gefährlichſten Verhältniſſe für Schleiermacher gefahrlos. Wenn man den Eindruck von Schleiermacher's Perſönlichkeit, wie ſie uns aus ſeinen Briefen entgegentritt — und in ſolchen von dem Bedürfniß des Augenblicks erzeugten, zufälligen Briefen giebt ſich ja der Menſch am natürlichſten und ungeſuchteſten — ungeſchwächt auf ſich wirken läßt, wird man nicht umhin können, von Bewunderung für dieſe bei einem ſolchen Sturm und Drang der Gefühle ganz einzige ſittliche Selbſtbeherrſchung ſich fortreißen zu laſſen. Schleiermacher iſt in jedem Verhältniß, das er eingeht, ganz bei ſich ſelbſt, überſchaut ſeine Dimenſionen mit klarem Geiſt, giebt ſich von jedem Schritt Rechenſchaft und bewährt jene ethiſche Meiſterſchaft, welche Allen, die nicht tiefer in ſein Weſen eingeweiht waren, einem Hofprediger Sack und ſelbſt ſeinem Freunde Fr. Schlegel, ein Räthſel geweſen iſt. Wenn wir hören, daß ein Mann die Scheidung einer Frau von ihrem Gatten verlangt bei der ausgeſprochenen Abſicht, ſich mit ihr zu verbinden, wir würden unter tauſend Fällen nicht einmal zu glauben geneigt ſein, daß der perſönliche Beweggrund hier nicht im Vordergrund ſtehe;

aber bei Schleiermacher finden wir eine ſolche Stärke des ſelbſtbewußten Willens, eine ſolche Beherrſchung ſeiner Leidenſchaften, daß wir nicht zweifeln können: wäre ſeine Ueberzeugung von der ſittlichen Berechtigung einer Ehe, wie ſie zwiſchen Eleonore und ihrem Gatten beſtand, eine andere geweſen, der Antheil, den zugleich ſein Herz daran hatte, wäre für ihn eher ein Grund geweſen, ſeine Hand zurückzuziehen.

Zu dieſem ethiſchen Pathos kam als das zweite Gegengewicht gegen alle Gefahren, welche eine ſo ſchwärmeriſche Pflege des Gefühls ſonſt überall mit ſich führt, bei Schleiermacher jener ſcharf ſondernde Verſtand, der das Gefühl jeden Augenblick unter ſeine Controle nahm und ſeine Grenzen, wie weit es berechtigt ſei, wie weit nicht, wo es ſich den Lauf laſſen und wo anhalten müſſe, genau beſtimmte. Man leſe die Briefe Schleiermacher's an ſeine Freunde und Freundinnen aus der Zeit ſeines erſten *) Berliner Aufenthalts, welche eine ſo ſchwärmeriſche Glut des Herzens offenbaren, und vergleiche damit ſeine Predigten aus derſelben Zeit und man wird erſtaunen über die faſt kalt anwehende Strenge des Gedankens, über dieſe geſunde Nüchternheit des Geiſtes, über die vorherrſchend rationelle Behandlung der ſittlichen und religiöſen Probleme, und das Gefühl erſcheint hier nur in dem gedämpften Feuer eines die Strenge des Gedankens mildernden, edlen ſittlichen Pathos und der beſonnenen Begeiſterung. Man wird in dieſen Predigten, die er in dieſen ſechs Jahren in Berlin und während der darauf folgenden zwei Jahre freiwilliger Verbannung in Stolpe gehalten hat, nicht die leiſeſte Spur finden von jenen ſein ganzes Seelenleben aufwühlenden und erſchütternden Gemüthsleiden, welche durch ſein unglückliches Verhältniß zu Eleonore verurſacht waren. Seine Geſundheit iſt von dem fürchterlichen, unerwarteten Schlage ſo erſchüttert, daß er feſt glaubt, bald zu ſterben; das Herz blutet, der Boden brennt unter ſeinen Füßen, er fühlt ſich unbeſchreiblich elend — und in dieſer Zeit bewegt er ſich mit eiſernem Fleiße in der Region des abſtracteſten Denkens und ſchreibt ſeine erſte ſtreng wiſſenſchaftliche Schrift, jene ſchwere, durch den Aufwand eines zu großen Scharfſinns faſt ſchartig ausgefallene Schrift „Kritik der bisherigen Sittenlehre"; nur der ſchneidende Ton einer ſcharfen, unerbittlich vernichtenden Polemik, der durch dieſe Schrift weht, mag, ähnlich wie bei Leſſing's

*) Beziehungsweiſe zweiten; er hatte dort ſchon 1794 vorübergehend eine Lehrſtelle an einer Anſtalt bekleidet.

Anti-Göze, der bekanntlich in einer ähnlichen Gemüthsverfaſſung geſchrieben iſt, mit durch dieſen unbehaglichen Zuſtand des Inneren erzeugt worden ſein. Wenn die Gefühlsdiſpoſition Schleiermacher's ihn, wie wir geleſen haben, etwa verleitete, die Arbeit für die großen Aufgaben der Menſchheit, das Wirken auf dem großen Schauplatz der Welt gering zu ſchätzen gegen die zurückgezogene, auf kleine verwandte Kreiſe beſchränkte Wirkſamkeit des Gemüthes — ächt pietiſtiſch-herrnhutiſch! —, wenn ihm das Loos der Frauen weit herrlicher und beneidenswerther erſchien, als das der Männer, wenn er noch in ſeinen ſpäteren reifen Jahren eine tiefe Sehnſucht in ſich verſpürte nach „dem einfachen ſtillen Leben der Brüdergemeinde im Gegenſatz gegen die eitle geräuſchvolle Welt", obgleich er ſich dabei geſtand, in der ängſtlichen Beſchränkung derſelben es nicht auszuhalten, ſo war er doch wieder gerade der Mann, der einen umfaſſenden Weltſinn in ſich trug, alle Gebiete des menſchlichen Lebens mit univerſalem Geiſte überſchaute, jedem ſeine eigenthümliche Stellung im Organismus des Gottesreiches anzuweiſen wußte und den Drang zu einer in's Große gehenden practiſchen Wirkſamkeit in der Welt in ſich verſpürte.

Wir müſſen ſagen, Schleiermacher's Perſönlichkeit iſt ein höchſt intereſſantes pſychologiſches Räthſel: ein überwallendes Gefühlsleben neben einer Trockenheit der practiſchen Willensenergie und einer Verſtandesdialektik, welche auch die feinſten Spitzen der Begriffe noch ſpaltet, — dieſe drei Grundkräfte des Geiſteslebens in gleicher Stärke vorhanden, mit einer gewiſſen Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit neben einander beſtehend und jede wieder eine eigene Sphäre bildend, die bald einander ſuchen, anziehen, ſich an einander reiben und ſtimmen, aufeinanderſtoßend in verſchiedenem Maße ſich durchdringen, in wechſelnden Formen ſich einigen, bald wieder einander abſtoßen und ſich von einander abkehren. Eine Vereinigung dieſer verſchiedenen Kräfte iſt da, aber ſie iſt keine völlige, keine natürliche und organiſche Vereinigung — denn dazu iſt jede einzeln zu ſtark ausgebildet und zu ſelbſtändig für ſich —, ſie iſt eine durch Kunſt fortwährend erzeugte, ſie iſt vorhanden eben nur in dieſer höchſt eigenthümlichen Perſönlichkeit ſelber, die mit immer gleicher Virtuoſität bald dieſe, bald jene Saite ihres Weſens anzuſchlagen weiß. Treffend hat Schleiermacher die Art dieſer Vereinigung durch den Ausdruck „Oscillation" bezeichnet; er nennt das Verhältniß, in welches ſeine religiöſen Gefühle zu ſeinen philoſophiſchen Begriffen ſich ſtellen, eine Art von Gleichgewicht in

den beiden Wassern, ein wechselsweise von dem Einen gehoben, von dem Anderen versenkt werden; er hat das Bewußtsein, daß es nur die Brennpunkte seiner eigenen Ellipse sind, aus denen dieses Schweben hervorgeht, und daß er in diesem Schweben und Schwanken die ganze Fülle seines irdischen Daseins habe. Jakobi, dem Gefühlsphilosophen, der in seinem Streben so viele Berührungspunkte mit Schleiermacher hatte, schreibt er die bezeichnenden Worte: „Sie klagen, daß sich Ihnen die beiden Wasser (Gefühl und Verstand —) nie vereinigen wollen. Mir wollen sie sich auch nicht vereinigen; Verstand und Gefühl bleiben auch mir neben einander, aber sie berühren sich und bilden eine galvanische Säule. Das innerste Leben des Geistes ist für mich nur in dieser galvanischen Operation, in dem Gefühle vom Verstand und dem Verstande vom Gefühl, wobei aber beide Pole immer von einander abgekehrt bleiben" (II., 345).

Wir haben die Elemente, aus denen Schleiermacher's Natur zusammengesetzt war, bereits in mehrfach wechselnden Formen auftreten gesehen, in welchen sie sich bald an einander gestimmt, bald von einander abgestoßen haben. In seiner frühesten Entwicklung, obgleich auch sie von sehr frühen Regungen des skeptischen Verstandes nicht frei gewesen war, errang das Gefühl und die Phantasie eine Herrschaft, die ihn „bei etwas weniger Kaltblütigkeit zu einem Schwärmer" nach der Art seines Großvaters gemacht haben würde. Aber der philosophische Verstand reagirt und sucht im freien Studium seinen Hunger nach Erkenntniß zu stillen, während zugleich die angeborene, durch keine Schwankungen der Erkenntniß auszutilgende Mystik ihn unter den Zweifeln des Verstandes aufrecht erhält. Aber das Gemüth findet noch nicht die rechte Nahrung und das Denken hat noch keinen festen Halt; Beides macht ihn verschlossen und giebt seinem Wesen etwas scheinbar Kaltes und Herbes. Erst in Berlin gewinnt sein dialektischer Geist in der lebendigen Theilnahme an der philosophischen Geistesarbeit der Zeit seine Befriedigung und kommt der Hauptsache nach zu einem Abschluß, indem er in der Philosophie Spinoza's für immer die wesentliche Grundlage seiner Weltanschauung gewonnen hat; auch die verschlossene Knospe des Herzens geht im Genusse der Kunst und der Frauen auf und feiert einen Blüthenfrühling der mittheilenden Liebe und Freundschaft; unter diesen Einflüssen haben sich Verstand und Gemüth an einander zu jenem rauschenden Accorde gestimmt, den wir aus den „Reden" und den „Monologen" vernehmen. Doch zeigen seine Ansichten

und Neigungen in dieſer Zeit noch vielfach den Charakter der ungeſtümen, ſtürmiſchen Gährung. Wie ſie durch den Eintritt in einen alle ſeine Kräfte in Anſpruch nehmenden Beruf und durch die Gründung eines eigenen häuslichen Heerdes die nöthige Abklärung und ruhigere Entwicklung gefunden haben, wird der folgende Abſchnitt zeigen.

III.

Die Zeit der Reife.

(1804—1834.)

Im Frühling des Jahres 1804 erhielt Schleiermacher in Stolpe, wo er ſich ſeit zwei Jahren mit dem Titel eines Hofpredigers aufgehalten hatte, von der bayeriſchen Regierung die Ernennung zum ordentlichen Lehrer an der Univerſität Würzburg für das Fach der theologiſchen Sittenlehre und den geſammten praktiſchen Theil der Theologie, aber die preußiſche Regierung, die einen Mann, welcher als Kanzelredner, Geiſtlicher und Gelehrter ſich bereits einen europäiſchen Ruf erworben hatte, nicht aus dem Lande ziehen laſſen wollte, verweigerte ihm die Entlaſſung und berief ihn als Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger nach Halle mit der Zuſicherung, dereinſt in Berlin als Prediger angeſtellt zu werden. Im Oktober des gleichen Jahres trat er in ſeinen neuen Wirkungskreis ein. Wir laſſen ihn ruhig ſich hier einrichten und zurechtfinden, um die Früchte ſeines theologiſchen Fleißes ſpäter zu pflücken, wenn ſie ausgereift ſind, und wenden uns jetzt den großen Ereigniſſen jener Zeit zu, welche in dem Verheerungszuge, den ſie über ganz Europa machten, nach wenigen Jahren auch dem jungen Profeſſor das trauliche Kabinet der Wiſſenſchaft, das er ſich mit ſo viel Liebe eingerichtet, zerſtörten und ſeine kaum begonnene akademiſche Wirkſamkeit eine Zeit lang vernichteten.

Napoleon feierte einen Sieg um den andern und kam dem Herzen Europa's, Deutſchland, immer näher und näher. Schleiermacher weiſſagte ſchon im Juni 1806 die nahe Entſcheidung eines Völkerkampfes, in den ſie Alle verwickelt werden würden. „Glauben Sie mir — ſchrieb er an eine Freundin — es ſteht bevor, früher oder

ſpäter, ein allgemeiner Kampf, deſſen Gegenſtand unſere Geſinnung, unſere Religion, unſere Geiſtesbildung nicht weniger ſein werden, als unſere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, ſondern die Völker mit ihren Königen gemeinſam kämpfen werden, der Volk und Fürſten auf eine ſchönere Weiſe, als es ſeit Jahrhunderten der Fall geweſen iſt, vereinigen wird und an den ſich Jeder, wie es die gemeinſame Sache erfordert, anſchließen muß. — Ich athme in Gewitterluft und wünſche, daß ein Sturm die Exploſion ſchneller herbeiführte; denn an Vorüberziehen iſt, glaube ich, nicht mehr zu denken." Die Exploſion erfolgte ſehr raſch; im Spätherbſt 1806 zogen die Franzoſen in Halle ein, die Studenten wurden vertrieben und die Univerſität vorläufig geſchloſſen. In der ſchrecklichen Verwüſtung, die jetzt über Deutſchland hereinbrach, in einer Zeit allgemeiner Auflöſung, da ſich von allen Seiten ein Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit aufthat, aus welchem nur wenige Einzelne hervorragten, in einer Zeit, da ſo mancher Mann, den die deutſche Nation zu ihren Größen zählt, ſich ſehr klein gezeigt hat, bewährte Schleiermacher glänzend ſeine hochherzige Geſinnung und die männliche Tapferkeit ſeines Geiſtes. Die freudige Begeiſterung für die nationale Sache und die brennende Begierde, rathend oder kämpfend für dieſelbe zu wirken, verband ſich in ihm mit einem klaren Ueberblick über die Sachlage und die Tragweite der Ereigniſſe und zugleich, während die Meiſten verzweifelten und den Kopf verloren, mit jener heiteren Gemüthsſtimmung, die aus der religiöſen Ueberzeugung entſpringt, daß Alles, was im Großen oder Kleinen entſpringen mag, nur dazu dienen muß, das Gute immer wirkſamer zu machen und das Reich Gottes unter den Menſchen zu fördern, und die, weil ſie nur in dieſer Wirkſamkeit für das Gute Dasjenige ſieht, was dem Leben einigen Werth giebt, ſich um die eigenen perſönlichen Angelegenheiten wenig Sorge macht. „Die Schickſale der Menſchen mußt du etwas im Großen anſehen — ſchreibt er an eine Freundin. Dann wirſt du in der jetzigen Zeit Nichts Anderes finden, als was uns die Geſchichte überall darbietet: daß auf Erſchlaffung — Zerſtörung und ſterbender Kampf folgt, während deſſen die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menſchlichen Geiſtes ſich entwickeln. In der Geſchichte waltet überall derſelbe Genius; die unſichtbare Hand

der Vorsehung und das Thun des Menschen selbst ist Eines und Dasselbe." Seine persönliche Lage, die Leiden und Unbequemlichkeiten, die der Krieg für den Einzelnen und seinen persönlichen Lebensgenuß mit sich führt, bekümmern Schleiermacher wenig. „Ich bitte Sie, lassen Sie uns nicht so auf Das sehen, was begegnen wird und kann, sondern sorgen, daß wir uns Alle so hoch heben und halten, als es geht, damit wir das Alles recht klein sehen. Wir sind Alle Opfer unserer Zeit und das ist jeder Mensch in irgend einem Sinn; wenn wir nur leben und sind und lieben — das Eine ist die Hauptsache." Darum scherzt er über seine persönliche Lage; daß die Franzosen ihn ausgeplündert haben, daß er bei der Lebensmitteltheuerung fast verhungern und erfrieren muß, erzählt er mit Lachen; aber „meine zertrümmerte Wirksamkeit, welche wahrscheinlich nie wieder kehrt, die Schule, die ich hier zu stiften im Begriffe stand und von der ich mir so viel versprach, plötzlich zerstört, vielleicht die ganze Universität, die sich so schön zu heben anfing, zersprengt — und dabei der bedenkliche Zustand des Vaterlandes, welches unter manchen Gebrechen so viel Köstliches aufbewahrt — o wie mich Das ergreift! und doch kann ich dann wieder ruhig hinsitzen zu meinem Plato und zu theologischen Arbeiten und manchmal recht tüchtig dabei sein ohnerachtet der ewigen Sehnsucht nach meiner Kanzel und meinem Katheder." Wenn es nicht sein eifrigster, sondern erst sein zweiter Wunsch war, in der gemeinsamen Sache den Tod zu finden, so kam das nur von der Anhänglichkeit an seine großen Entwürfe.

In der verwirrtesten Lage des Vaterlandes, ohne Amt und Anstellung, erhielt er einen Ruf an die erste Predigerstelle in Bremen, aber er schlug ihn ohne Bedenken aus. „Müßte der König einen unglücklichen Frieden machen und behielte Halle bei einer bedeutenden Verminderung seines übrigen Gebietes, so würde überdies Mancher lieber davon laufen, als bleiben, und ich will dieses schlechte Beispiel nicht geben. Zieht sich aber der Krieg in die Länge, wie ich hoffen möchte, so würde ich lieber suchen, interimistisch anderswo in Preußen angestellt zu werden, um nur gleich wieder hier zu sein. Denn mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst später aufgehen wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein." Der Umsturz des alten Gebäudes, welchen die französische Revolution auch an

Deutſchland vollzog, bedauerte Schleiermacher nicht, denn er hatte längſt erkannt, daß es zum Untergange reif war. „Die Verfaſſung von Deutſchland war ein unhaltbares Ding; in der preußiſchen Monarchie war auch viel zuſammengeflicktes, unhaltbares Weſen; das iſt verſchwunden; ob und wie der Kern ſich retten wird, das muß erſt über ſeine Güte entſcheiden. Ich bin gewiß, daß Deutſchland, der Kern von Europa, in einer ſchönen Geſtalt ſich wieder bilden wird, wann aber und ob nicht erſt noch nach weit härteren Trübſalen und nach einer langen Zeit ſchweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte Nichts, als nur bisweilen einen ſchmählichen Frieden, der einen Schein von Nationalexiſtenz und Freiheit zurückläßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn ſich die Nation dieſen gefallen läßt, ſo iſt ſie zu dem Beſſeren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen ſie reifen ſoll, werden dann nicht lange ausbleiben.“ Den Kampf Napoleons mit Preußen betrachtete Schleiermacher als einen principiellen. „Napoleon haßt den Proteſtantismus, wie er die Philoſophie haßt; meine Weiſſagung in meinen Reden iſt, glaube ich, nicht falſch. Wenn Das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unſere Poſten ſtehen und Nichts ſcheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachſtehen dürfte in dieſem Kampf. Zwei Mal habe ich gepredigt in dieſer Zeit, beide Male über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu.“ Seiner Freundin, Henriette Willich, deren baldige Mutterfreuden ihm berichtet wurden, ſchrieb er um dieſe Zeit: „Gieb uns jetzt einen Knaben; die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieſer Periode der Zerſtörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich ſie von dir und Ehrenfried erwarte: muthig, froh, beſonnen, das Heilige tief in's Herz gegraben, werden ein köſtliches Gut ſein.“

Schleiermachers patriotiſche Geſinnung konnte nicht verborgen bleiben. Scherzend erzählt er, wie er in Berlin, wohin er ſich nach der Zerſtörung ſeiner Wirkſamkeit in Halle begeben hatte, vor Marſchall Davouſt geladen und des höchſten Glückes gewürdigt worden ſei, das einem Privatmann widerfahren könne, für einen Feind der großen Nation erklärt zu werden. Er ſtand auf der Liſte der unruhigen Köpfe, welche dem Marſchall denuncirt worden waren. Aber auch das Vaterland richtete ſeine Augen auf ihn; er ward vielfach für politiſche Geſchäfte in Anſpruch genommen und mit manchen nicht gefahrloſen Miſſionen betraut und ſo iſt ja ſein Wunſch erfüllt wor-

den: „Komme ich noch irgend, wenn auch nur vorübergehend, in eine Thätigkeit für den Staat hinein, ſo weiß ich wirklich Nichts mehr zu wünſchen. Wiſſenſchaft und Kirche, Staat und Hausweſen — weiter giebt es Nichts für den Menſchen auf der Welt und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die Alles genoſſen hätten. Freilich iſt es nur in dieſer neueſten Zeit, wo die Menſchen Alles trennen und ſcheiden, daß eine ſolche Vereinigung ſelten iſt; ſonſt war jeder tüchtige Menſch wacker in Allem und ſo muß es auch werden, und unſere ganze Bemühung geht darauf, daß es ſo werde."

In dieſer mannhaften Rüſtigkeit und Tapferkeit ſtand Schleiermacher für die große Sache ſeines Volkes ein, bis ſie entſchieden war; er ſelber hat zu der endlichen glücklichen Entſcheidung nicht Weniges beigetragen und es gewährt eine hohe Befriedigung, neben Männern, wie Stein, Arndt, Scharnhorſt, Gneiſenau auch den Namen eines Theologen, und zwar des erſten Theologen ſeiner Zeit, glänzen zu ſehen. In den Predigten, die er von 1806 an in Berlin hielt, begleitete er die großen Ereigniſſe der Zeit Schritt für Schritt, ohne je die Schranke zu überſchreiten, welche der Kanzel angewieſen iſt, und erweckte richtige Einſicht in die Fehler und Verkehrtheiten des öffentlichen Lebens, Glauben und Begeiſterung.

Noch mitten unter den Zerſtörungen des Krieges und der Auflöſung des öffentlichen Lebens, für deſſen Neugeſtaltung wir Schleiermacher ſo rüſtig und freudig arbeiten ſahen, ging auch für ſein perſönliches und gemüthliches Leben ein neuer Stern auf. Auf dem ſchwankenden Grunde des Vaterlandes, deſſen Schmerzen und Hoffnungen er theilte, baute er das dauerhafte Glück ſeines Lebens; über die Fluthen des Krieges hinüber reichte er der Geliebten die Hand, um im Beſitze des reinſten Glückes um ſo muthiger und froher die großen Kämpfe der Zeit zu beſtehen und die Würfel des Schickſals abzuwarten. Schon während jenes Aufenthaltes in Berlin, den wir kennen gelernt haben, hatte Schleiermacher durch ſeine „Reden", beſonders aber durch die Monologen, in einem jungen Theologen von der Inſel Rügen, Ehrenfried von Willich, einen ſehr begeiſterten Freund und Verehrer gefunden und bald trat auch deſſen Braut, Henriette von Mühlenfels, in ein ſehr inniges Verhältniß zu Schleiermacher. Einige Jahre nach ſeiner Verheirathung (1807) ſtarb Willich an dem in dem belagerten Stralſund, wo er Prediger war, herrſchenden Nervenfieber, damals noch nicht dreißig Jahre alt, und hinter-

ließ ſeine damals 18jährige Wittwe mit einer kleinen Tochter und einem Kinde unter ihrem Herzen. In ihrer Noth lehnte ſich die Gebeugte an ihren lieben Vater, wie ſie Schleiermacher nannte, und legte alle ihre Schmerzen an ſein mitfühlendes Herz. Der briefliche Verkehr wurde immer inniger, und natürlich, wie ihr Verhältniß von Anfang entſtanden war, gab ſich auch das entſcheidende Wort, als Schleiermacher ſie im Sommer 1808 auf der Inſel Rügen beſuchte. So hatte er nun gefunden, wornach er ſo lange gerungen, durch bittere Schmerzen, durch hoffnungsloſe Zeiten die reinſte und ſchönſte Freude, das Weib nach ſeinem Herzen, „in der herrlichen Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohſinn, Stärke und Herzhaftigkeit.“ Die Freude ſtimmte ihn zur tiefſten Demuth und zum feurigen Dank gegen Gott. „Mit inbrünſtigem Flehen — ſchreibt er an ſeine Braut — habe ich meinen Geburtstag angefangen, daß Gott mir das ſchöne Glück wirklich verleihen und erhalten möge, das er mir verheißen hat, daß er mich reinigen und heiligen möge durch und durch, um es ganz würdig zu gebrauchen und zu genießen.“ Welche Hoffnungen und Ausſichten ihn erfüllten, erfahren wir aus einem Briefe an ſeine Freundin Herz aus jener Zeit. „So ſchöne, ſichere Hoffnung, die ſchon eigentliche reine, herrliche Wirklichkeit iſt, ſo feſte Zuverſicht, ein ſo reiches, volles Leben — liebe Jette, wie verdiene ich Das nur und wie werde ich Gott und der Welt Rechenſchaft davon geben können? Nun ich will mein Beſtes thun; hoffentlich werden mir ja wieder die Schranken eröffnet zu einer tüchtigen Wirkſamkeit; und dann ſind die ſüßen Kinder, die mir Gott anvertraut hat, und die ich hoffe mit Liebe und Verſtand zu führen, und dann habe ich euch das Leben leicht und lieb zu machen und manchen Freund mitgenießen zu laſſen von allen den herrlichen Schätzen, kurz, ich gehöre gewiß zu den reichſten Menſchen, wenn Gottes Gnade mich nicht verläßt. Und du haſt Recht, ich kann es dankbar und nur in heiliger Demuth annehmen, daß Gott mir noch das Paradies aufgethan als Etwas, was mir eigentlich zukam. Ich habe ſo viel gelehrt von dem ſchönen und heiligen Leben der Familie, nun muß ich doch Gelegenheit haben, zu zeigen, daß es mir wenigſtens mehr iſt, als ſchöne und leere Worte, daß die Lehre rein hervorgegangen iſt aus der inneren Kraft und aus dem eigenſten Selbſtgefühl. Und namentlich Das muß ich zeigen können, daß die rechte Ehe Nichts ſtört, nicht die Freundſchaft, nicht

die Wissenschaft, nicht das uneigennützige, aufopferndste Leben für das Vaterland. Wie schön fordern mich die Umstände dazu auf!" Es bezeichnet ganz die Tapferkeit Schleiermachers, daß er sich freute, gerade auf einem so schwankenden Boden, unter der allgemeinen Unsicherheit der öffentlichen Dinge seinen häuslichen Heerd zu gründen, und Beide fühlten die Größe des Augenblicks, in welchem ihre Verbindung geschlossen werden sollte. „Ich fühle ganz das Schöne darin, daß unser Schicksal in so nahem Zusammenhang mit dem Ganzen steht", hören wir sie sagen, und er ruft ihr zu: „Laß nur die Fröhlichkeit nicht verloren gehen! Ich kann mir manchmal allerlei Trübsal denken, die uns treffen könnte, bittere Schmerzen zwischen durch, aber doch habe ich das sichere Gefühl, daß wir uns die Heiterkeit und Schöne des Lebens sicher erhalten, und wie du in deiner Kindheit in der frommen Stimmung des Gemüthes ebenso gerne die Weissagung eines schmerzenreichen Lebens hingenommen hättest, als eines glücklichen, so sehe auch ich jetzt, von unserer frommen, heiteren Liebe recht durchdrungen, ebenso froh und frei in ein verhängnißvolles Leben hinein: denn trübe und düster wird es doch nie sein. Muth und Lust und ein glückliches Bewußtsein werden uns nie verlassen." Die Briefe, welche die Beiden in dem Jahre, das zwischen ihrer Verlobung und ihrer ehelichen Verbindung inne lag, mit einander wechselten, bilden einen Kranz, der zu dem Schönsten und Lieblichsten gehört, was unsere Literatur in dieser Beziehung aufzuweisen vermag. Wie schön ist das gegenseitige Verhältniß der Gatten ausgesprochen und die scheinbare Ungleichheit Beider in die vollste Gleichberechtigung umgewandelt in den Worten, die er an seine Verlobte schrieb: „was du sagst über das ungleiche Verhältniß von Mann und Frau, darin hast du von einer Seite nicht Unrecht. Die Einweihung des Mannes und seine Tüchtigkeit in Wissenschaft oder Kunst oder bürgerlichem Leben erscheint so viel größer, als die Gegenstände, worin die Frau ihr Talent entwickeln kann, daß es scheint, als müsse sie, wo der Mann recht tüchtig ist, sich immer untergeordnet fühlen, und wenn die Frau an Geist und Charakterstärke über den Mann hervorragt, so giebt es gewiß immer ein schlechtes Verhältniß. Aber wenn sie den Mann versteht, wie die wahre Liebe ihn immer verstehen lehrt, und wenn sie im rechten Sinn Mutter ist und Gattin, so kann doch der Mann sie nur mit dem Gefühl der vollen Gleichheit umfassen, und da sie sich in vieler Hinsicht, wenn die Eitelkeit sie nicht besitzt,

reiner und mehr unbefleckt von der Welt erhalten kann, als der Mann, so ist auch Das wieder eine Seite, wo der Mann sie über sich stellt mit vollem Recht, ohne daß das im Mindesten das wahre Verhältniß stören könnte."

Im Mai 1809, als der Krieg eben neu ausgebrochen war, führte Schleiermacher seine Braut heim nach Berlin, wo ihm an der neugegründeten Universität die Schranken zu einer tüchtigen Wirksamkeit als Professor der Theologie und Prediger eröffnet wurden. In dieser Stellung wirkte er noch 25 Jahre lang mit der vielseitigsten Thätigkeit als akademischer Lehrer, Geistlicher und Schriftsteller, zuweilen auch als kirchlicher Politiker, der Mittelpunkt eines edlen, geheiligten Familienlebens und eines fröhlichen geselligen Kreises, der Gegenstand vieler Liebe von nah und fern, die er reichlich erwiederte, ein Träger der edelsten Humanität und einer bei aller ausgeprägten Eigenthümlichkeit den vielseitigsten Anregungen offen stehenden Bildung, die Rechte der freien Wissenschaft wie des Glaubens mit gleichem Nachdruck vertheidigend, unermüdlich kämpfend für eine den Bedürfnissen der neuen Geistesbildung entsprechende Erneuerung der Theologie und für den Neubau der evangelischen Kirche auf Grundlage der in ihrem Wesen liegenden Principien.

Wollen wir uns ein klares Bild von Schleiermacher in dieser Periode seiner Reife entwerfen, so müssen wir vor allen Dingen das theologische System kennen lernen, welches er während derselben ausgebildet hat. Man kann den religiösen Charakter eines Mannes, wenigstens eines solchen, der zugleich ein selbstständiger Denker, zumal ein Theologe ist, nicht erkennen, ohne auch seine religiösen Ansichten zu kennen; denn diese sind nicht, wie Viele meinen, ein Kleid, das man beliebig an- oder ausziehen könnte, ohne wesentlich ein Anderer zu werden. Eine Darstellung der Theologie Schleiermachers kann aber an diesem Orte nur durch den Gesichtspunkt bestimmt und geleitet sein, die neue eigenthümliche Mischung kennen zu lernen, welche die am Schlusse des vorigen Abschnittes gezeichneten Grundelemente seines Charakters mit einander eingegangen haben. Manches, was uns in dieser Periode an ihm irre machen, über ihn böse machen könnte, wird auf diesem Wege seine gerechte Würdigung finden und uns stets wieder mit ihm aussöhnen; Manches, was wir ihm auf den ersten Anblick als Verrath an seinen eigenen Grundsätzen auslegen möchten, werden wir so nicht als die Schwäche eines diplomatisch

zweideutigen Charakters, sondern als die nothwendige Folge seines stets aufrichtigen und sich selbst gleichen Wesens erkennen, dessen Eigenthümlichkeit aber gerade darin bestand, zwischen zwei mit gleicher Stärke in ihm angelegten einander bald anziehenden, bald abstoßenden polaren Kräften stets auf- und abzuschwanken.

Haben wir für die Sturm- und Drangperiode seiner Entwicklung den gehaltvollsten und reinsten Ausdruck seines Wesens in den Reden über die Religion gefunden, so dient dem gleichen Zwecke für die Periode seiner Reife das in den Jahren 1821 und 22 veröffentlichte zweibändige Werk: „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher", ein Werk der Reife schon insofern, als er bereits in seinem fünfzigsten Lebensjahre stand, da er es, völlig ausgetragen, niederschrieb mit dem Gefühl, nun das Hauptstück seiner Lebensaufgabe hinter sich zu haben.

Wenden wir uns zuerst zu den Grundbegriffen dieser Dogmatik, so begegnen wir den wesentlichen Anschauungen der „Reden" wieder, nur jetzt präciser und systematischer. Die Glaubenslehre definirt er als die zusammenhängende Beschreibung der frommen Gemüthszustände; sie hat die Aufgabe, das fromme Gefühl in seinen Regungen zu belauschen, die Aussagen desselben zu sammeln und in einen wissenschaftlichen Zusammenhang unter einander zu bringen. Die Quelle und daher die letzte Instanz und die oberste Auctorität in Sachen des Glaubens ist demnach nicht etwas Ueberliefertes, kein Buchstabe einer heiligen Schrift, kein Glaubensbekenntniß einer Kirche, keine übernatürliche Offenbarung, sondern ein Inneres, ein Gegenwärtiges, das eigene menschliche Selbstbewußtsein, die innere Stimme des von Gott unmittelbar berührten und bestimmten Gemüthes. „Was seine Abstammung nicht nachweisen kann in dem frommen Gefühl, das gehört nicht in die Dogmatik." Ist aber die Religion, das unbedingte Bestimmtwerden des menschlichen Gemüthes durch das Göttliche, die Quelle, das Ursprüngliche, so ist die Glaubens*lehre* nur ein Abgeleitetes, in zweiter Linie Stehendes; die Glaubenslehre ist nicht eine Summe übernatürlich mitgetheilter, für alle Zeiten giltiger und unabänderlicher Glaubenssätze, durch deren Annahme das Heil oder das in der Religion gesetzte Verhältniß des Menschen zu Gott bedingt wäre, wie die Kirchen behaupten, sondern sie ist nur die Rechenschaft, welche sich der menschliche Verstand über das unmittelbar im Gefühle Ent-

haltene zu geben ſucht, eine immer wieder neu aufgenommene Reihe von Verſuchen, die Thatſachen des inneren Lebens zu verſtehen und richtig zu beſchreiben. Die Religion iſt kein Wiſſen, das religiöſe Leben iſt wohl zu unterſcheiden von der religiöſen Lehre, es iſt unabhängig von Theologie und Dogmatik.

Mag daher die Philoſophie, die Naturwiſſenſchaft, die Aſtronomie noch ſo viele Einwendungen machen gegen den Inhalt der Bibel, gegen ſo manche ihrer Erzählungen und Vorſtellungen: die Bibel iſt nicht die Religion und das Herz treffen ſie darum nicht, und eine Apologetik, welche, um die Feſtung zu retten, meint, alle längſt ſchadhaft gewordenen Außenwerke vertheidigen zu müſſen, erweist der Religion den ſchlechteſten Dienſt; der Supranaturalismus, wie der Rationalismus, die ſich in dieſes ſchlechte Geſchäft einer äußerlichen Apologetik theilen, beide ohne Sinn für die Religion, ſind von der Zeit gerichtet. Mag die Kritik noch ſo viele Erzählungen und Vorſtellungen, welche das erſte Eintreten des Chriſtenthums in die Welt begleiteten, mit Recht oder mit Unrecht in Anſpruch nehmen, das Chriſtenthum als Religion iſt davon nicht berührt. Was iſt das Chriſtenthum als Religion? Da es, wie wir uns aus den Reden erinnern, der Religion weſentlich iſt, nicht als eine Summe allgemeiner Vernunftwahrheiten aufzutreten, ſondern Offenbarung zu ſein, d. h. eigenthümliche Erregung der Gemüthszuſtände durch die Berührung mit dem Unendlichen je nach der Eigenthümlichkeit der Individuen, welche mit Gott in Berührung treten, ſo wird das Unterſcheidende einer jeden neu in die Geſchichte eintretenden Religion eben in der eigenthümlichen Weiſe liegen, in welcher Diejenigen von Gott berührt und erregt worden ſind, von welchen der Anſtoß zu der neuen Religion ausgegangen iſt, die Genien der Religion, die Virtuoſen der Frömmigkeit, die Moſes, Chriſtus, Muhammed, welche dadurch, daß ſie einen Kreis von Empfänglichen um ſich geſammelt und ihrer Glaubens- und Gefühlsweiſe den Stempel ihrer Perſönlichkeit aufgedrückt haben, eine neue Kirche gegründet haben. Das Weſen des Chriſtenthums wird alſo in der religiöſen Eigenthümlichkeit ſeines Stifters geſucht werden müſſen. Nun iſt es das gemeinſame Gefühl aller Chriſten, Heil und Erlöſung zu haben in der Perſon Jeſu von Nazareth. Soll aber von ihm Heil und Erlöſung ausgehen, ſo muß er ſelber der Erlöſung nicht bedurft haben; Einer, der ſelber der Erlöſung bedarf, kann nicht Andere erlöſen. Aus unſerem religiöſen Gefühl, wie wir als Chriſten

es in uns finden, müssen wir also schließen, daß Christus der Heilige und Sündlose gewesen ist. Das Gottesbewußtsein muß in ihm völlig ungetrübt und jeder Moment seiner zeitlichen Entwicklung muß von dem Gefühl der absoluten Abhängigkeit von Gott in der Weise bestimmt gewesen sein, daß das Gottesbewußtsein jedesmal die sinnlichen Triebe, ehe sie sich einseitig geltend machten, beherrscht und das sittliche Bewußtsein sich ungehemmt in die niederen Funktionen ergossen hat. Soll aber die Erlösung eine Bedeutung haben, so muß auf Seiten der zu Erlösenden eine solche Trübung des Gottesbewußtseins, eine so völlige natürliche Unfähigkeit zum Guten stattgefunden haben, daß sie auf dem Wege der eigenen natürlichen Entwicklung nur immer tiefer in's Verderben gerathen wären. Aber wie theilt sich nun diese Erlösung dem sündigen Menschen mit? Der Sündlose und Heilige wird durch die ganze Darstellung seiner Persönlichkeit empfängliche Seelen an sich gezogen haben, diese haben sein Bild, wie es lebendig in ihren Herzen eingegraben war, niedergelegt in den Schriften, in welchen sie sein Leben zum Besten der Nachwelt beschrieben, wobei eben die frische Erinnerung an den ganzen Christus alle verunreinigenden Einflüsse ihrer Individualität und alle Widersprüche gegen den Geist Christi so vollständig fern gehalten haben wird, daß wir sicher sein dürfen, in ihren Schriften das Bild seiner Person, wie es sich in Leben und Lehre ausgedrückt hat, ungetrübt zu besitzen. Dieses Bild Christi pflanzt sich nun fort in der Kirche als der Gemeinschaft der an Christus Glaubenden und wird durch sie an jeden Einzelnen vermittelt, so daß es ein Heil und eine Erlösung nur für Den giebt, der an der Kirche Theil hat; die Wirksamkeit des Bildes Christi in der Kirche oder das durch das Bild Christi bestimmte Gemeindebewußtsein ist der heilige Geist.

Durch diese Bestimmungen, aus denen alles Weitere folgt, hat Schleiermacher, wie man sieht, den beiden von der Zeitbildung gering geschätzten Mächten, dem Christenthum und der Kirche, wieder eine ebenso absolute Bedeutung zu geben gewußt, als es je die Orthodoxie vermocht hatte, und zwar ohne das lästige Beiwerk von Wundern und Uebernatürlichkeiten, welche die alte schwerfällige Orthodoxie mitgeschleppt hatte, durch die Mittel der neuen Bildung selbst, auf einem, wie es scheint, durchaus natürlichen und vernunftgemäßen Wege, construirt aus dem gegenwärtigen Selbstbewußtsein des frommen Individuums; er hat die von Lessing angerathene Noth-Thüre nicht nur

weit aufgeriſſen, ſondern auch aus der Noth eine Tugend gemacht. Aber es leuchtet auf den erſten Blick ein, in welch' ſchreiende Widerſprüche mit den Grundſätzen ſeiner „Reden" und mit ſeinen philoſophiſchen Anſchauungen überhaupt er mit dieſen Beſtimmungen über Chriſtenthum und Kirche hineingerathen iſt. Zwar daß er das unterſcheidende Weſen der chriſtlichen Religion aus dem eigenthümlichen religiöſen Charakter ihres Stifters zu beſtimmen ſucht, Das ſteht ganz in Uebereinſtimmung mit den Forderungen der „Reden"; aber thut denn Das Schleiermacher in ſeiner Glaubenslehre? Statt einer concreten, individuell ausgeprägten geſchichtlichen Erſcheinung, in welcher das allgemeine Weſen der Religion zum concreten Charakterbilde geworden wäre, giebt er uns vielmehr nur ein Abſtractum von Heiligkeit und Sündloſigkeit, das allgemeine Weſen der Religion überhaupt als die unbedingte Herrſchaft des Gottesbewußtſeins im Menſchen, als das ſchlechthinige Gefühl der Abhängigkeit von Gott. Nicht dieſes farbloſe Abſtractum, ſondern gerade das individuelle Charakterbild Jeſu Chriſti, die eigenthümliche Art und Weiſe, wie ſeine Individualität durch die Berührung mit dem Göttlichen beſtimmt worden iſt, wie er die Freuden und Leiden und Güter des Lebens, den Menſchen in allen ſeinen Beziehungen (das Kind, den Zöllner, den Phariſäer, den Feind u. ſ. w.) aufgefaßt und behandelt hat, die Verbindung von weiblicher Milde mit männlicher Tapferkeit, von Liebe und Zorn, von ſorgloſer Lebensheiterkeit und hohem Lebensernſt u. ſ. w., dann der originelle Styl ſeiner Worte und Reden, das Gewand, in das er ſeine Anſchauungen über Gott und Welt gehüllt hat, die glückliche Form, die er für ſie gefunden, mit einem Wort: eben das individuelle Charakterbild, die charakteriſtiſchen Züge in Leben und Wort, durch welche die ſcharf ausgeprägte Perſönlichkeit Chriſti ſich von jeder andern unterſcheidet — darin beſtünde nach den Anſichten der Reden das Gepräge der Individualität, welches der Stifter der Religion Denen aufdrückt, die ſich von ihm religiös erregen laſſen. Der Chriſtus der Schleiermacheriſchen Glaubenslehre iſt keine Perſönlichkeit, in welcher der Gattungscharakter der Menſchheit ſich eine originale, einzigartige Darſtellung verſchafft hat, in welcher die Elemente des menſchlichen Weſens in eigenthümlichen Miſchungs- und Bindungsformen zuſammengetreten ſind, ſondern ein Begriff, die Idee der Religion überhaupt, das Gefühl der ſchlechthinigen Abhängigkeit von Gott perſonificirt.

Wußte ferner auf dem Standpunkt der Reden und Monologen

jedes Individuum sich als ein eigens gewolltes Werkzeug des göttlichen Geistes, als ein durch die Berührung mit dem Göttlichen religiös erregtes Wesen, das jedes andere durch die innere Welt seines Gemüthes, in welcher sich ihm Gott geoffenbart, ebenso zu erleuchten, zu erwecken, zu ergänzen habe, wie es dieser Ergänzung wieder durch andere bedürfe, so macht nun Schleiermacher in der Glaubenslehre auf einmal aus dem Menschen ein von Gott völlig verlassenes, jeder Offenbarung entbehrendes, mit einer nur durch den Einfluß der Erlösung aufzuhebenden vollkommenen Unfähigkeit zum Guten begabtes Wesen, dem alle göttlichen Kräfte bis auf die einzige, rein passive Empfänglichkeit für die Erlösung abhanden gekommen sein sollen. War dort das Individuum ausschließlich berechtigt, mit seinem Gefühl, mit seiner Art die Welt anzuschauen und Das, was es von Gott nach seiner eigenthümlichen Natur erfahren, auszusprechen und geltend zu machen, so sollte jetzt die Kirche allein im Besitz alles Heils und aller Wahrheit sein. Hatten dort alle Religionen Theil an der Wahrheit, weil in allen das gemeinsame Wesen der Religion, das Gefühl der menschlichen Abhängigkeit von Gott sich einen den Zeiten und Individuen angemessenen Ausdruck gegeben hatte, so sollte jetzt aller Antheil am Heil, alle wahre Gemeinschaft mit Gott ausschließlich an die Lebensgemeinschaft mit dem Stifter der christlichen Religion geknüpft sein und jede religiöse Vollkommenheit des Menschen einzig von der Mittheilung des Erlösers herrühren. Hatte Schleiermacher in seinen Reden — freilich auch noch in der Glaubenslehre durch den Grundsatz, daß alle Glaubenslehren nur Aussagen über eine Bestimmtheit unseres religiösen Gefühles seien — die Quelle und die letzte Entscheidung in Glaubenssachen in dem menschlichen Selbstbewußtsein gesucht und dadurch die neuere Theologie befreit von dem Supranaturalismus und Rationalismus, die sich beide von der äußeren geschriebenen Offenbarung nie loszulösen vermocht hatten, so ist jetzt die Norm und Auctorität in Glaubenssachen doch wieder eine äußere, geschriebene, überlieferte Offenbarung. Wenn wir in uns nur eine völlige Trübung des Gottesbewußtseins und eine absolute Unfähigkeit zu allem Guten antreffen, wie sollte dann die Quelle des Guten und Wahren noch in uns selber sprudeln? wie sollte uns in Dem, was zu glauben ist, noch eine eigene Stimme zukommen? Wenn uns in Christus allein die Quelle eines reinen und kräftigen Gottesbewußtseins aufgeschlossen und dieses Bild Christi nach Lehre und Leben in der Schrift ungetrübt nieder-

gelegt ist, so kann nur die Schrift die Norm und Auctorität für unseren Glauben sein; ein Wort aus dem Munde Christi, ein Zug aus seinem Leben, den die Apostel uns mitgetheilt haben, hat für uns unbedingte Geltung, da müssen wir uns beugen, unsere innere Stimme mag sagen, was sie will. Ist Christus religiös unfehlbar gewesen und hat er durch die Frische seines Bildes die Apostel bei Niederschreibung ihrer Schriften, in jeder religiösen Darstellung, die von ihnen ausging, vor Allem in solchen, welche für die Kirche im Großen bestimmt waren, vor allen verunreinigenden Einflüssen ihrer Individualität bewahrt, so ist nicht ein Inneres, sondern ein Aeußeres, nicht ein Ursprüngliches, sondern ein Abgeleitetes, nicht ein Erfahrenes, sondern ein Ueberliefertes, nicht der Geist, sondern der Buchstabe die Quelle unserer Religiosität und unseres Glaubens.

Wir fragen: wie konnte der Schleiermacher, den wir kennen gelernt haben, aus der philosophischen Weite seiner Weltanschauung in diese ganze ausschließende Engherzigkeit der alten Orthodoxie zurücksinken? Wie konnte derselbe Schleiermacher, der in seinen Reden die Offenbarung des Göttlichen gerade im Individuum verehrt, der in seinen Monologen die Freiheit und innere Unendlichkeit des menschlichen Geistes verkündigt hatte und sich zu den in diesen Schriften ausgesprochenen Grundsätzen im Wesentlichen sein ganzes Leben hindurch bekannt hat, er, der in seiner Kritik der bisherigen Sittenlehre fast nur bei dem Heiden Plato und bei dem Juden Spinoza wahre und tiefe Blicke in das Wesen der Sittlichkeit gefunden hatte, der diese beiden als Männer von der reinsten Sittlichkeit und tiefsten Religiosität Zeitlebens verehrte — wie konnte er in die Behauptung der altkirchlichen Dogmatik zurückfallen, daß außerhalb der Gemeinschaft mit Jesus von Nazareth nur vollkommene Unfähigkeit zum Guten, also auch vollkommene Unseligkeit anzutreffen sei? eine Behauptung, die mit einiger Folgerichtigkeit gedacht, nothwendig zu der Annahme einer in einer bestimmten Zeit von außen her an die Menschen gekommenen Mittheilung des Guten und der Wahrheit durch eine göttliche Wunderthat, und von hier aus zu einer Fortpflanzung dieser äußeren Offenbarung durch eine Schrift und eine Kirche, und eben damit zu der Allmacht einer Hierarchie führen muß. Wie sind diese Widersprüche in Schleiermachers Denken zu erklären?

Strauß hat den Schleiermacher der Reden und Monologen den „begeisterten Tyrsusschwinger" genannt, „der in die entgötterte

Welt nicht nur den Gott wieder einzuführen Anſtalt machte, wie er in myſtiſcher Vermählung dem Gemüthe ſich zu empfinden giebt, ſondern ihr auch den von ihr verworfenen Chriſtus in ferner und unbeſtimmter, aber nur um ſo zauberhafterer Perſpektive zeigte", dagegen den Schleiermacher der Glaubenslehre den unterdeſſen zum Diplomaten gewordenen Myſtagogen, der, wie bei reſtaurirten Legitimitäten zu geſchehen pflegt, dem wieder eingeſetzten Chriſtus eines der früher abgethanen Vorrechte nach dem anderen wieder zurückgab *). Ein Moment für die richtige Beurtheilung der Widerſprüche in Schleiermachers ſpäterem Denken iſt hier angedeutet. Die Zeit, welche die Reden und Monologen geboren hatte, war eine ganz andere, als diejenige, aus deren Schoße die Glaubenslehre hervorging. Jenes war eine aufſtrebende Zeit voll drängenden Werdetriebes, voll kühnen Schwunges der Gedanken und Thaten, eine Zeit, die nicht nur den Muth hatte, das faule Gebäude der europäiſchen Geſellſchaft in Staat und Kirche umzuſtürzen, ſondern auch in Kunſt, Poeſie und Philoſophie das Größte leiſtete. Dagegen die Zeit der Schleiermacheriſchen Glaubenslehre war eine Zeit der Reſtauration, der Wiederherſtellung gefallener Legitimitäten in Staat und Kirche, der Angſt vor dem Geiſt, der alle Regungen der Freiheit ängſtlich überwachenden Polizei, die Zeit eintretender Erlahmung und Erſchlaffung des Volksgeiſtes, der Unproduktivität auf allen Gebieten des höheren Geiſteslebens, denen nur in einzelnen Erſcheinungen noch ein ſchöner Nachſommer zu Gute kam; es war die Zeit, da der Verfaſſer der Phänomenologie in einer Rechtfertigungsſchrift an das Miniſterium erklärte, zur Vertheidigung des rechtgläubigen Lutherthums nach Berlin berufen zu ſein. Nun blieb allerdings Schleiermacher geiſtesfriſch bis zu ſeinem Tode, er kämpfte bis an's Ende gegen die aufſtrebende Reaktion für freiere politiſche Inſtitutionen, wie gegen die Anmaßungen der reſtaurirten Gläubigkeit für die Rechte der freien Wiſſenſchaft auch in Glaubensſachen, aber ganz gelingt es Keinem, die unbewußten und unwillkürlichen Einflüſſe einer ſo gewaltigen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens überfluthenden Zeitſtrömung von ſeinem Geiſte fern zu halten. Die Glaubenslehre Schleiermachers iſt ein Werk der Reſtauration, ein Kunſtwerk gewiß, aber kein aus Einem genialen Wurf hervorgegangenes Kunſtwerk, deſſen einzelne Theile durch Einen lei-

*) Strauß, Chriſtian Märklin S. 49.

tenden Gedanken zu einem organischen Ganzen zusammengewachsen sind, sondern eine kunstvolle Mosaikarbeit, bei der freilich alle einzelnen Steine von dem Alles im Auge behaltenden Künstler für einander berechnet, aber doch nur künstlich zusammengefügt sind.

Und doch reicht diese Auskunft noch lange nicht aus, den eigenthümlichen Charakter der späteren Schleiermacherischen Theologie zu erklären. Ein Diplomat war Schleiermacher nicht, der etwa aus Klugheit, aus anderweitigen, nicht in der Wahrheit selbst gelegenen Rücksichten seine Ueberzeugung vertuscht und verschleiert hätte. Vielmehr ist der schillernde, widerspruchsvolle Charakter seiner Theologie nur der Charakter jener in seinem Wesen angelegten Doppelseitigkeit von Gefühl und Verstand, das nothwendige Ergebniß jener Reibung polarer Kräfte, die sich bald anzogen, bald abstießen, einander fortwährend durchdringend, aber nur bis auf einen gewissen Grad, so daß auf jeder Seite stets noch ein unaufgelöster Rest übrig blieb. Wir wollen diese Reibung der polaren Kräfte nur an einigen Punkten seiner Glaubenslehre nachweisen, sie ließe sich aber von Dogma zu Dogma verfolgen.

Der Mittelpunkt seiner Glaubenslehre, die unbedingte Bedeutung der Person Jesu Christi für das Heil, war eine Forderung seines religiösen Gefühls, entstanden aus einer unaustilgbaren Nachwirkung der herrnhutischen Frömmigkeit, unter deren Einfluß sein Leben so lange gestanden hatte. Wir können aus dem Briefwechsel sehen, wie dieser eine Zeit lang, wie es scheint, ziemlich in den Hintergrund der Seele gedrängte Christus allmälig wieder zum Vorschein kommt, und zwar im Zusammenhang mit der Pflege, welche Schleiermachers religiöses Gefühl im Umgang mit Frauen erhielt. So lesen wir aus dem Jahre 1804: „Ihr geliebten Seelen alle, wie habt ihr mir das Herz erfüllt und erweitert! Was für ein herrliches Ganze bildet der Verein, dem ich angehöre! Wenig fehlt, so ist alles Schöne darin zu finden, was wir in der Menschheit lieben! Auch ich habe mein eigen Theil, was sonst Keiner hat, und es stärkt mich, daß ich Nichts mehr allein thue, sondern Alles in Eurem Namen! Und wie schön schließen wir uns auch Alle in gleich frommem Sinn an den liebenden und bildenden Christus an! Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich nicht wieder so meines Christenthums und Christensinns gefreut und seine Kraft so lebendig um mich her verbreiten gesehen" (I., 418). Es war auch

ganz in dieser Gefühlsstimmung begründet, daß Schleiermachers Vorliebe sich dem johanneischen Christus zuwandte und das Evangelium dieses Lieblingsjüngers, der am Busen seines Herrn lag, zu seinem und seiner Schüler Lieblingsevangelium erhob. So wurde ihm die Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser ein gemüthliches Bedürfniß. Aber nachdem seinem Verstande einmal die Gottheit Christi unwiederbringlich verschwunden und die Unmöglichkeit der übernatürlichen Gefühle klar geworden war, so mußte er einen Christus herstellen, welcher dasselbe Bedürfniß, das in der Kirche und in der Brüdergemeinde das fromme Subjekt zu Christus getrieben hatte, in absoluter Weise befriedigte, aber auf einem durchaus natürlichen Wege. Das Erstere war nur möglich, wenn Christus der ausschließliche Urheber unseres sittlichen und religiösen Lebens war, worin Schleiermacher mit der Orthodoxie und der Brüdergemeinde übereinstimmt, das Zweite, wenn sowohl seine Entstehung als seine Entwicklung nach den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Gattung erfolgt ist. Darum kann Christus nach Schleiermacher nicht übernatürlich geboren sein; die Erzählungen des Matthäus und Lucas über seine übernatürliche Geburt sind von der religiösen Dichtung eingegeben; aber die Allgegenwart Gottes in der Welt muß durch die natürlichen Faktoren seiner Erzeugung so kräftig durchgeschlagen haben, daß sie alle sündhaften Dispositionen, welche aus dem Blute der Eltern auf die Erzeugten übergehen können, von dem jungen Leben ferne hielt. Auch seine Entwicklung war eine natürlich menschliche, sofern es nicht als ein Widerspruch gegen die menschliche Natur betrachtet werden kann, daß, während sonst die Sinnlichkeit vor dem Geist sich entwickelt, auch einmal zur Ausnahme der Geist einen solchen Vorsprung hat, daß er von Anfang an alle sinnlichen Regungen, ehe sie sich einseitig geltend machen, beherrscht. So war der Schleiermacher'sche Christus das gemeinsame Produkt der zwei gleich starken Faktoren, des religiösen Gefühls und des philosophischen Verstandes.

Daraus erklären sich dann aber auch alle die Widersprüche, welche diese künstlich zurechtgemachte Christologie drücken. Den Widerspruch merkte Schleiermacher nicht, in welchen er durch diese Christologie mit den Grundsätzen des Protestantismus gerieth. Das höchste und letzte Bestreben des Protestantismus ist überall, das Heil des Menschen, seine Erlösung und Versöhnung von jeder menschlichen Vermittlung unabhängig zu machen und unmittelbar auf Gott selbst zurückzuführen,

darum verehrte die Kirche, wie die Brüdergemeinde, Christus, von dem sie alles Heil ableitete, als Gott, als die zweite Person der Trinität; es war ihr Ernst mit dem am Kreuz erblaßten Gott. Ein Luther und Calvin hätten, wenn ihnen Jemand bewiesen hätte, daß Christus nichts anderes gewesen sei, als der in religiös-sittlicher Beziehung normale Mensch, nach ihrem lebendigen protestantischen Bewußtsein erklärt: so wollen wir ihn auch nicht verehren, so wollen wir unser Heil so wenig von ihm ableiten, als von Maria, so wollen wir die wahre Lebensgemeinschaft mit Gott nicht knüpfen an die Lebensgemeinschaft mit dem Stifter der christlichen Religion, sondern wir wollen von dem Menschen Christus ehrlich und einfach auf Gott zurückgehen als die einzige Quelle des Heils, aus der auch Christus hat schöpfen müssen. Es ist völlig schief, wenn Schleiermacher (Glaubenslehre § 28) den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus dahin bestimmt, daß jener das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche abhängig mache von seinem Verhältniß zu Christo, dieser umgekehrt das Verhältniß des Einzelnen zu Christo abhängig mache von seinem Verhältniß zur Kirche, vielmehr ist gerade das Verhältniß, das Schleiermacher zwischen dem Einzelnen und Christus festsetzt, ein Rückfall in die katholischen Prinzipien. Die Reden haben den richtigen Gesichtspunkt angegeben, von dem aus die Bedeutung der Person Christi für die Weckung des religiösen Lebens gewürdigt werden kann, aber die Glaubenslehre hat ihn wieder verrückt.

Den anderen Widerspruch, in welchen seine Christologie ihn mit seinen philosophischen Grundanschauungen brachte, hat Schleiermacher wohl bemerkt, aber er hätte, um ihn zu entfernen, die ganze ausnahmsweise Stellung, welche er Christus im Menschengeschlechte anweist, aufgeben müssen, wogegen sich sein religiöses Gefühl sträubte, weßwegen er allen Aufwand seiner scharfsinnigen Dialektik anwandte, um den Widerspruch zu verschleiern. Es ist der Widerspruch, daß die Entstehung und Entwicklung Christi auf dem durchaus naturgemäßen, den Gesetzen des allgemeinen Geschehens und der menschlichen Gattung entsprechenden Wege erfolgt sein soll, während sie in Wahrheit Schleiermacher zum Wunder macht, das freilich in dem System seiner Gedanken nirgends einen Platz findet. Daß aus einem Natur- und Weltzusammenhang, in welchem nach Schleiermachers Voraussetzung die Sünde und die Trübung des Gottesbewußtseins eine so ausschließliche Oberherrschaft führt, ein Sündloser und Reiner mit

einem völlig ungetrübten Gottesbewußtsein entspringe, kann nur aus einem außerordentlichen Eingreifen Gottes in den Weltzusammenhang, durch eine göttliche Wunderthat erklärt werden. Schleiermacher setzt aber durchgängig, auch in seiner Glaubenslehre, ein solches Verhältniß zwischen Gott und der Welt voraus, wonach Gottes Wirksamkeit nur in der Gesammtheit des endlichen Seins und der natürlichen Ursachen erscheint, so daß nie von einer Begebenheit die Rede sein kann, die ihren Grund nicht in dem von Gott gesetzten Zusammenhang von natürlichen Ursachen und Wirkungen hätte. Wenn ferner Schleiermacher den Grund, daß bei allen Menschen die Sinnlichkeit sich vor dem Geiste entwickelt und Sünde entsteht, im Wesen der menschlichen Natur nachweist, so kann ein Einzelner nur durch ein Wunder dem allgemeinen Gesetze enthoben sein. Der Schleiermacherische Christus ist also keine naturgemäße, sondern eine wunderbare Erscheinung; er ist überhaupt kein Mensch, weil wir ein Wesen, dem nach Schleiermacher das Nichtsündigenkönnen zukommen soll, nicht als Fleisch von unserm Fleisch anerkennen werden, er ist vielmehr ein künstliches Erzeugniß des gemüthlichen Bedürfnisses und des philosophirenden Verstandes, die sich äußerlich an einander gerieben haben, ohne sich zu durchdringen.

Durch diesen Einen Punkt, die ausnahmsweise, absolute Bedeutung der Person Jesu Christi für das Heil, welche Schleiermachers religiöses Gefühl forderte, war nun alles Weitere gegeben. Zuerst die vollkommene Unfähigkeit zum Guten bei allen Anderen. Die Kirche hatte diese abgeleitet aus der Erbsünde, aus der Verderbniß der menschlichen Natur durch eine einzelne geschichtliche That, dem Fall der ersten Eltern, es war daher nur vernünftig, die Aufhebung dieser Verderbniß auch an eine einzelne geschichtliche That, die Erscheinung Jesu Christi, zu knüpfen. Jenes anzunehmen, erlaubte Schleiermachers philosophisches Bewußtsein nicht; er unterwarf die kirchliche Lehre von den Folgen des Falls der ersten Eltern einer scharfen Kritik, welche hinter den Angriffen des Rationalismus gegen die gleiche Lehre in keinem Stück zurückblieb; er sah sich genöthigt, die Sünde aus dem Wesen der menschlichen Natur selber abzuleiten und als eine natürliche Erscheinung zu erklären, durch welche die ursprüngliche Vollkommenheit der menschlichen Natur nicht aufgehoben sei. Aber dann entsteht der Widerspruch, daß die Sünde, welche auf natürlichem Wege entstanden, durch übernatürliche Mittel soll gehoben werden, daß die Entstehung des menschlichen Verderbens aus einer zufälligen

geſchichtlichen That abgewieſen, ihre Aufhebung aber durch eine dann ebenſo zufällige geſchichtliche That gefordert wird. Wenn es im Weſen der menſchlichen Natur liegt, daß das Fleiſch dem Geiſte im Anfang voraneilt und dieſer nur langſam erſtarkt, warum ſoll es nicht in demſelben Weſen der menſchlichen Natur auch begründet ſein, daß der erſtarkende Geiſt in allmäliger Entwicklung ein verlorenes Gebiet nach dem andern der Sinnlichkeit wieder abringt? Wenn auch das Voraneilen der Sinnlichkeit eine ganze geſchichtliche Zeiträume ausfüllende Herrſchaft der Sünde mit ſich brachte, folgt dann daraus, daß nun der Geiſt in einem Einzigen ſich ausſchließlich konzentrirte, von welchem dann die Andern in reiner Paſſivität ihn empfangen mußten? Zeigt nicht vielmehr ein einziger unbefangener Blick in die Geſchichte der Menſchheit, daß der Geiſt als ein ſittlicher in unendlich vielen Menſchen, in einem Sokrates und Plato u. ſ. w. reagirte gegen die Oberherrſchaft der Sinnlichkeit, daß alſo die Brechung der Sünde, wie ihre Entſtehung, eine gemeinſame That des Geſchlechtes iſt, an der ſich Mehrere, als nur Einer, betheiligen? Die Annahme der völligen ſittlichen und religiöſen Impotenz aller Menſchen außer Chriſtus iſt in einem ſchreienden Widerſpruch mit Allem, was Schleiermacher ſonſt annimmt und glaubt, und ſteht nur auf dem Papier an dem Orte, wo er ſie für ſeine durch ein Gemüthsbedürfniß geforderte Chriſtologie braucht. Seine wahre Ueberzeugung iſt immer die geweſen, die er in einem Briefe an ſeine Braut ausſpricht: „das Göttliche wohnt allerdings in den Menſchen auf eine ſehr verſchiedene Weiſe, bei Einigen weit unmittelbarer und kräftiger, und auch in ſeinen höchſten und herrlichſten Aeußerungen erſcheint es unter verſchiedenen Umſtänden, bald mehr als hervorgebracht, bald mehr als gegeben, aber auch das Gegebene beruht doch immer auf Dem, was der Menſch ſelbſtſtändig in ſich gebildet hat. *Alles Göttliche iſt das gemeinſame Gut aller Menſchen*; aber es kommt Einigen durch Andere, und ſo auch Einem und demſelben in einigen Momenten durch Andere; einen andern Unterſchied kenne ich nicht.“ Alſo das Göttliche ein gemeinſames Gut aller Menſchen; und der Unterſchied beſteht nur in einem höheren oder geringeren Grade der Selbſtthätigkeit und Originalität — das iſt Schleiermachers wirkliche Ueberzeugung, die überall hervortritt, wo er nicht bemüht iſt, ſeine künſtliche Chriſtologie zu ſtützen; wo aber dieſes Intereſſe ihn beherrſcht, wie in der Glaubenslehre, ſchiebt er alle religiöſe

und ſittliche Selbſtthätigkeit ausſchließlich dem Einen Chriſtus, dagegen die bloß paſſive Empfänglichkeit allen übrigen zu.

Derſelbe Widerſpruch ſeines Denkens begegnet uns aus denſelben Gründen bei ſeiner Stellung zur heiligen Schrift. Daß bei der doppelten Vorausſetzung von unſerer völligen ſittlichen und religiöſen Untüchtigkeit und von der ungetrübten, irrthumsloſen Kräftigkeit des Gottesbewußtſeins in Chriſtus die Schrift als die reine Darſtellung ſeines Lebens und ſeiner Lehre die einzige und unbedingte Norm des Glaubens ſein muß, liegt auf der Hand. War aber Schleiermacher durch ſeine philoſophiſchen Anſichten genöthigt, die altkirchliche Inſpirationstheorie als eine übernatürliche und undenkbare Preis zu geben und die Untrüglichkeit der Schrift auf dem Wege einer natürlich pſychologiſchen Erklärung feſtzuſtellen, ſo ließ es ihm der philoſophiſch gebildete Verſtand auch nicht zu, überhaupt mit der normativen Anerkennung der Schrift irgendwo Ernſt zu machen. Der Schrift ſoll religiöſe Unfehlbarkeit zukommen, die Bibel ſoll für den neueren Theologen dieſelbe Dignität haben, welche ſie für das altkirchliche Bewußtſein gehabt hatte; ſie ſoll die unüberſchreitbare Norm für alle Darſtellungen der Glaubenslehre ſein, wie ſie das erſte Glied derſelben iſt; die Bibel muß immer und überall hinreichen; „wir mögen nicht gern, daß uns etwas erſt anders gewendet werde, was wir finden in Gottes Wort: noch mögen wir uns erlauben, es nicht genau damit zu nehmen, aus Furcht, wir möchten in Klügeln und Deuteln des rechten Troſtes aus dem göttlichen Worte verluſtig gehen“ *) — ganz die Sprache der Orthodoxie! Aber wer hat mehr gedeutelt und geklügelt an der Bibel, als Schleiermacher? In ſeinen Predigten, wie in ſeiner Glaubenslehre nimmt er praktiſch eine ſeinen Vorausſetzungen höchſt widerſprechende freie Stellung zur Bibel ein; er deutet um und hinaus, was ihm nicht convenirt; er unterwirft ganze Bücher der Schrift, wie einzelne Abſchnitte, ſo beſonders die Ausſagen der Schrift über das Jenſeits, der freieſten Kritik; er will ſagenhafte Beſtandtheile und Irrthümer in der Schrift nicht ausſchließen, er will der wiſſenſchaftlichen Kritik ihr volles Recht gewahrt wiſſen.

So iſt die Schleiermacheriſche Theologie die leibhaftige Ja- und Neintheologie, eine künſtliche Zuſammenfügung einander ſtets beſchränkender und aufhebender Begriffsbeſtimmungen, bei welchen weder der

*) Predigt über die Ehe. Seite 15.

Glaube noch die Wiſſenſchaft zum vollen Rechte kommt. Und doch iſt dieſe Glaubenslehre eine geiſteskräftige, in ihrer Art klaſſiſche Arbeit. Die Vorausſetzung, von der ſie ausgeht, einmal angenommen, iſt ſie im großen Styl, mit meiſterhafter Conſequenz, mit ebenmäßigem Geiſte bis in's Kleinſte hinaus, mit ſcharfſinniger Dialektik gearbeitet. Die Fehler des Syſtems ſind nicht durch eine Schuld des Urhebers entſtanden, ſie ſind vielmehr ſein Schickſal; die Fehler, wie die Vorzüge desſelben ſind das natürliche Produkt jener pſychologiſch räthſelhaften Geiſtesverfaſſung Schleiermachers, in welcher zwei Kräfte in ſolcher Weiſe und Stärke neben einander thätig waren, daß keine natürliche organiſche Verbindung, ſondern nur eine künſtliche Reibung möglich war. Sein Denken widerſprach faſt auf allen Punkten den Vorausſetzungen, die er im Intereſſe ſeines chriſtlichen Bewußtſeins machen zu müſſen glaubte — wie hätte es anders ſein können, da der Spinozismus, wenn auch vielfach modificirt, das Hauptelement ſeines Denkens ausmachte? —, aber „ſeine Philoſophie und ſeine Dogmatik waren feſt entſchloſſen, ſich nicht zu widerſprechen", wie er ſich gegen Jakobi ausdrückte, und was ließ ſich nicht machen, wenn mit einer ſo feſten Entſchloſſenheit ſich eine ſolche dialektiſche Begabung verband? Daß bei einer ſo feſten Entſchloſſenheit oft höchſt ſcheinbare, faſt leichtſinnige Ausflüchte die Stelle genügender Gründe vertreten mußten, daß er über ſehr bedeutende Schwierigkeiten oft in einer Weiſe wegſchlüpfte, die ihm den Schein des klugen Diplomaten giebt, des Schalks, der es nicht ernſt meint, dem man nicht trauen darf, konnte nicht ausbleiben. Gleichwohl war es ſtets nur die eigene innerſte Natur, durch welche Schleiermacher ſich beſtimmen ließ. Er hat bis an ſein Lebensende zu viele Proben der männlichen Tapferkeit und des unerſchrockenen Wahrheitsmuthes abgelegt, als daß es erlaubt wäre, ihn der abſichtlichen Verſchleierung und Bemäntelung ſeiner Anſichten zu zeihen. Mit ſeiner Glaubenslehre hat er bis jetzt — die Zeit ſeiner Wirkſamkeit iſt noch nicht vorüber — vielleicht ebenſo viel Schaden als Nutzen geſtiftet; eine reaktionäre Theologengeneration, ohne ſeine Ausrüſtung, ohne ſeinen kritiſchen und wiſſenſchaftlichen Geiſt, aber nur um ſo mehr unter ſeinem gewaltigen Schilde ſich bergend, hat ihm das Schweben und Schaukeln nachgemacht und dadurch in der traurigſten Weiſe jeden geſunden Fortſchritt der theologiſchen Wiſſenſchaft gehemmt; aber dieß iſt nicht Schleiermachers Schuld; er hat gethan, was er nach ſeiner Begabung und Ausrüſtung thun mußte; er hat zwiſchen dem lebendigen

Glauben und der freien wiſſenſchaftlichen Forſchung denjenigen Vertrag geſchloſſen, der ſeiner Geiſtesverfaſſung angemeſſen war und dadurch Anderen das Beiſpiel gegeben, daß ſie in ebenſo ſelbſtſtändiger Weiſe den gleichen Vertrag mit ihren Mitteln ſchließen ſollen. Die Schuld liegt an der geiſtigen Erſchlaffung eines glaubensängſtlichen, vor der freien Forſchung ſich fürchtenden Geſchlechtes.

Schleiermachers perſönliche Beſtrebungen galten immer der Freiheit. Als dem glorreichen Siege des deutſchen Volkes über den Napoleoniſchen Deſpotismus die Reaktion auf dem Fuße folgte und der Geheimrath Schmalz mit einer öffentlichen Verdächtigung der patriotiſchen Begeiſterung auftrat, ſchrieb Schleiermacher ein offenes Sendſchreiben an denſelben voll bitteren Salzes. Eine einzige Stelle mag den Geiſt dieſer Flugſchrift charakteriſiren: „Stillſchweigen wäre hier Verrath! Flattern ſolche Unglücksraben auf und wollen mit ihrem Gekrächze das Land erfüllen und die Grenzen, ſo ſtelle man ein luſtiges Schießen an, Jeder, der Etwas kann, lege ſeinen ſpitzigſten Pfeil auf den Bogen, ſuche ſich ſeinen Vogel aus und hole ihn herunter, und iſt es dann ſtille geworden, ſo mögen die richtigeren und wohlgefälligeren Töne die Luft erfüllen. Sie verſtehen, ich meine, Jeder müſſe es gerade ſo machen, wie ich es gemacht habe, und ich hoffe, viele Nachfolger zu finden, wenn es Noth thut. Zu jeder Handlung, die recht gethan ſein ſoll, gehört ein innerer Beruf und eine äußere Veranlaſſung. Der innere Beruf iſt hier nur der eines guten Bürgers, ein Beruf, der denen vorzüglich mag gegönnt bleiben, denen nicht vergönnt geweſen iſt, Etwas für das Vaterland zu thun, und den der vorzüglich ausüben mag, der, wenn es einmal auf Reden ankommt, die Rede zu handhaben weiß. Sollte ich dieſen Beruf des guten Bürgers deßwegen unerfüllt laſſen, weil ich ein Geiſtlicher bin? O ich weiß, Sie ſagen Das, Sie wollen immer nur Schonung und Milde, aber keine harte Rede und vorzüglich kein ſtechendes Wort von einem Geiſtlichen und dazu noch ich weiß nicht welches Unbekümmertſein um die Welt, als ob die Kirche, mit welcher er zu thun hat, außer der Welt läge! Aber Das liegt hinter mir und Niemand ſoll mich lehren, was dem Geiſtlichen ziemt. Haben Sie nie gehört von dem Ottergezücht der Phariſäer und Heuchler? Kennen Sie die Geißel nicht, die unmittelbar am Tempel geflochten und geſchwungen wurde gegen die, welche das Heiligthum profanirten? Und ſind Eintracht und Vertrauen kein

Heiligthum?“*) Bis kurz vor seinem Tode war Schleiermacher bei Hof und in den Kreisen der regierenden Gewalt wegen seiner freien politischen Gesinnung eine mißbeliebige Persönlichkeit.

Ebenso besonnen freisinnig war seine kirchliche Wirksamkeit. Er kämpfte unermüdet gegen die mit der politischen Reaktion auftauchenden hierarchischen Gelüste einer künstlich restaurirten Gläubigkeit, gegen den Versuch, die kirchlichen Bekenntnißschriften wieder zu einem verpflichtenden Gesetz für die Geistlichkeit zu machen, für die Loslösung der Kirche von der Staatsgewalt und eine auf die Autonomie der Gemeinden gegründete Kirchenverfassung, für die Einführung der Union der seit der Reformation getrennten Lutheraner und Reformirten. Aber er vermochte den Strom der Reaktion nicht aufzuhalten, um so weniger freilich, als seine eigene Theologie eine Seite hatte, nach welcher sie dieser das Rad der Entwicklung zurückschraubenden Gläubigkeit entgegenkam; er mußte klagen, daß ihm das Ende seines Lebens durch so bittere Erfahrungen getrübt wurde. Fünf Jahre vor seinem Tode schrieb er an seinen jüngeren Freund Lücke: „Was soll dann werden, mein lieber Freund? Ich werde diese Zeit nicht mehr erleben, sondern kann mich ruhig schlafen legen. Aber Sie, was gedenken Sie zu thun? Soll der Knoten der Geschichte so aus einander gehen, das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Viele freilich werden es so machen. Die Anstalten dazu werden schon stark genug getroffen und der Boden hebt sich schon unter unsern Füßen, wo diese düsteren Larven auskriechen wollen, von eng geschlossenen, religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen eines alten Buchstabens für satanisch erklären.“

Unter allen diesen Kämpfen und Verdrießlichkeiten, die ihm eine Zeit lang die Wahrscheinlichkeit nahe legten, daß er seine Stellung werde verlassen und seine Tage auf einer einfachen Landpfarre beschließen müssen, erhielt sich Schleiermacher seine Geistesfrische und Lebendigkeit. Er war entschlossen, das kühne Versprechen zu lösen, das er einst in seinen Monologen sich selbst gegeben hatte: „ungeschwächt will ich den Geist in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen, was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen, stark

*) Ich entnehme diese Stelle aus der Schleiermacher'schen Flugschrift, die ich selbst nicht gelesen habe, der Schrift: „Schleiermacher als Theologe für die Gemeinde der Gegenwart. Vier Vorträge von M. Baumgarten. Berlin 1862.“ Ein Büchlein, das übrigens mehr Faselei, als gesunde Vernunft enthält.

ſoll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantaſie und nimmer erlöſchen das Feuer der Liebe. Nie werd' ich mich alt dünken, bis ich fertig bin, und nie werd' ich fertig ſein, weil ich weiß und will, was ich ſoll. Und ſo ſeh' ich lächelnd ſchwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwiſchen den blonden Locken. Nichts, was geſchehen kann, mag mir das Herz beklemmen, friſch bleibt der Puls des inneren Lebens bis an den Tod." An ſeinem letzten Geburtstage, dem 21. November 1833, ſprach er vor ſeinen Zuhörern den Wunſch aus, daß Gott ihn von hinnen nehmen möge, ſobald er nicht mehr lebendig wirken könne. Zu Ende Januar mußte er wegen Huſten und Heiſerkeit einige Tage ausſetzen; am Sonntag predigte er noch gegen die Warnung ſeiner Freunde, mit heiſerer Stimme, aber großer Innigkeit über Markus XIV., 1—26. Dieſe Predigt war ſeine letzte. Zwar verlor ſich ſeine Heiſerkeit wieder allmälig; am 6. Februar beſuchte er noch die Akademie der Wiſſenſchaften, war in der Vorleſung noch ſehr heiter, aber der Abend des 6. war der letzte, den er vergnügt im Kreiſe der Seinigen zubrachte. Des Morgens fanden ſeine Zuhörer den Anſchlag von ſeiner Hand: „Ein plötzlicher Anfall von Krankheit hindert mich, zu leſen." Dieſe Worte des Lehrers, deſſen ungewöhnliche Herrſchaft über ſeine körperlichen Zuſtände bekannt war, ließen nichts Gutes ahnen. In der That hatte Schleiermacher in der Nacht einen fürchterlichen Anfall von Schmerzen gehabt; eine heftige Lungenentzündung hatte ſich eingeſtellt. Am Morgen war ſein Ausſehen, wie eines Sterbenden, und er ſprach beſtimmt die Ahnung ſeines Todes aus. Auch in dieſen letzten Momenten ſeines Lebens blieb er ſich ſelber treu. Einmal rief er ſeine Frau und ſagte zu ihr die ſehr bezeichnenden Worte: „Mutter, ich bin doch eigentlich in einem Zuſtand, der zwiſchen Bewußtſein und Bewußtloſigkeit ſchwankt; aber in meinem Inneren erlebe ich die ſchönſten Augenblicke; ich muß immer in den tiefſten Spekulationen ſein, die aber mit den innigſten religiöſen Empfindungen ganz Eins ſind." Als er ſein Ende nahe fühlte, verlangte er noch das heilige Abendmahl; aber der Wein war ihm ärztlich verboten. Er ſprach: „ich habe nie am todten Buchſtaben gehangen; ich habe aber immer geglaubt und glaube es auch jetzt noch, daß der Herr Jeſus das Abendmahl in Waſſer und Wein gegeben hat." Er richtete ſich auf und fragte die Seinen mit Feierlichkeit: „Seid ihr auch Eins mit mir in dieſem Glauben, daß der Herr Jeſus auch das Waſſer in dem Wein geſegnet

hat?“ Als ſie dieſe Frage mit Ja beantworteten, ſagte er wieder feierlich: „So laſſet uns das Abendmahl nehmen! Euch den Wein und mir das Waſſer. Aber vom Küſter kann keine Rede ſein, ſchnell, ſchnell! es ſtoße ſich Keiner an der Form!“ Wir enthalten uns billig alles Urtheils über die Handlungen eines Sterbenden, aber auf Dasjenige darin, was Schleiermachers theologiſchen Charakter ſo mit Einem Schlage bezeichnet, dürfen wir nicht unterlaſſen mit einem Worte hinhinzudeuten: es iſt einerſeits die Freiheit der Subjektivität gegenüber dem Buchſtaben der Ueberlieferung: er ſetzt ſich über die äußeren Formen weg, nimmt ungenirt Waſſer ſtatt Wein und erklärt, nie am todten Buchſtaben gehangen zu haben; andererſeits aber wieder die ängſtliche, ſklaviſche Befangenheit im Buchſtaben der Ueberlieferung: er wagt Jenes erſt auf den Wahrſcheinlichkeitsbeweis der Exegeſe hin, daß die Juden den Wein mit Waſſer vermiſcht getrunken, daß alſo der Herr Jeſus auch das Waſſer eingeſegnet habe, und verlangt ſogar von den Seinen eine Zuſtimmung zu dieſem Ergebniß der Exegeſe.

Nachdem die Handlung vorüber war, wandte er ſich noch einmal zu ſeiner Frau und den anweſenden Freunden und ſprach: „in dieſer Liebe und Gemeinſchaft ſind und bleiben wir Eins.“ Nach einigen Minuten war ſein Leben ausgelöſcht. Es war am 12. Februar 1834. — „Wenn das Buch abgeſchloſſen wird, werde ich ſo viel Urſache haben, zu danken, wie wenig Menſchen“, hatte er einige Jahre vorher an eine Freundin geſchrieben, und dieſe kurze Darſtellung ſeines reichen Lebens wird gezeigt haben, daß er Recht hatte.

Druckfehlerverzeichniß.

Seite 7 Z. 2 v. u. lies unmittelbarer ſtatt unmittelbar.
„ 11 Z. 8 v. u. lies Geſichte ſtatt Geſchichte.
„ 20 Z. 15 v. u. lies Geiſtesprinzips ſtatt Einheitsprinzips.
„ 30 letzte Z. lies apoſtoliſchen ſtatt apoliſchen.
„ 36 Z. 6 v. u. lies der Zucht ſtatt die Zucht.
„ 37 Z. 10 v. u. lies der alten Welt ſtatt der Welt.
„ 39 Z. 3. v. o. lies alexandriniſche ſtatt alexandrianiſche.
„ 41 Z. 15 v. u. lies hatte ſtatt hatt.
„ 52 Z. 1 v. o. lies durchdrungene ſtatt durchdringende.
„ 72 Z. 13 v. o. lies deß ſtatt daß.
„ 87 Z. 15 v. u. lies ſeines Ruhmes ſtatt ſeinem Ruhme.
„ 189 Z. 11 v. u. lies Raſenbank ſtatt Raſebank.
„ 231 Z. 20 v. o. lies Berufsthätigkeiten ſtatt Berufsthätigkeit.
„ 240 Z. 14 v. o. lies kritiſch ſtatt wirklich.
„ 246 Z. 19 v. o. lies Großen und Mächtigen ſtatt Größen und Mächten.
„ 252 Z. 10 v. o. lies Hauptmomenten ſtatt Hauptmomente.
„ 268 Z. 10 v. u. lies Thatſachen ſtatt Thatſache.
„ 270 Z. 19 v. o. lies Eiferer ſtatt Eifer.
„ 279 in der Anmerkung lies eine ſtatt ohne.
„ 286 Z. 2 v. u. lies Baumeiſtern ſtatt Banmeiſtern.
„ 324 Z. 2 v. o. lies auf ſtatt in.
„ 326 Z. 4 v. o. lies hatte ſtatt hat.

Ziegler'sche Buchdruckerei in Winterthur.

DEC 2 1882
DEC 1 1883
JAN 4 1884
JAN 5 1884
MAY 13 1885
MAR 7 1904
SEP 3 1940

H 1158.62.2
Religiose Charaktere
Widener Library
002470893
3 2044 088 053 681